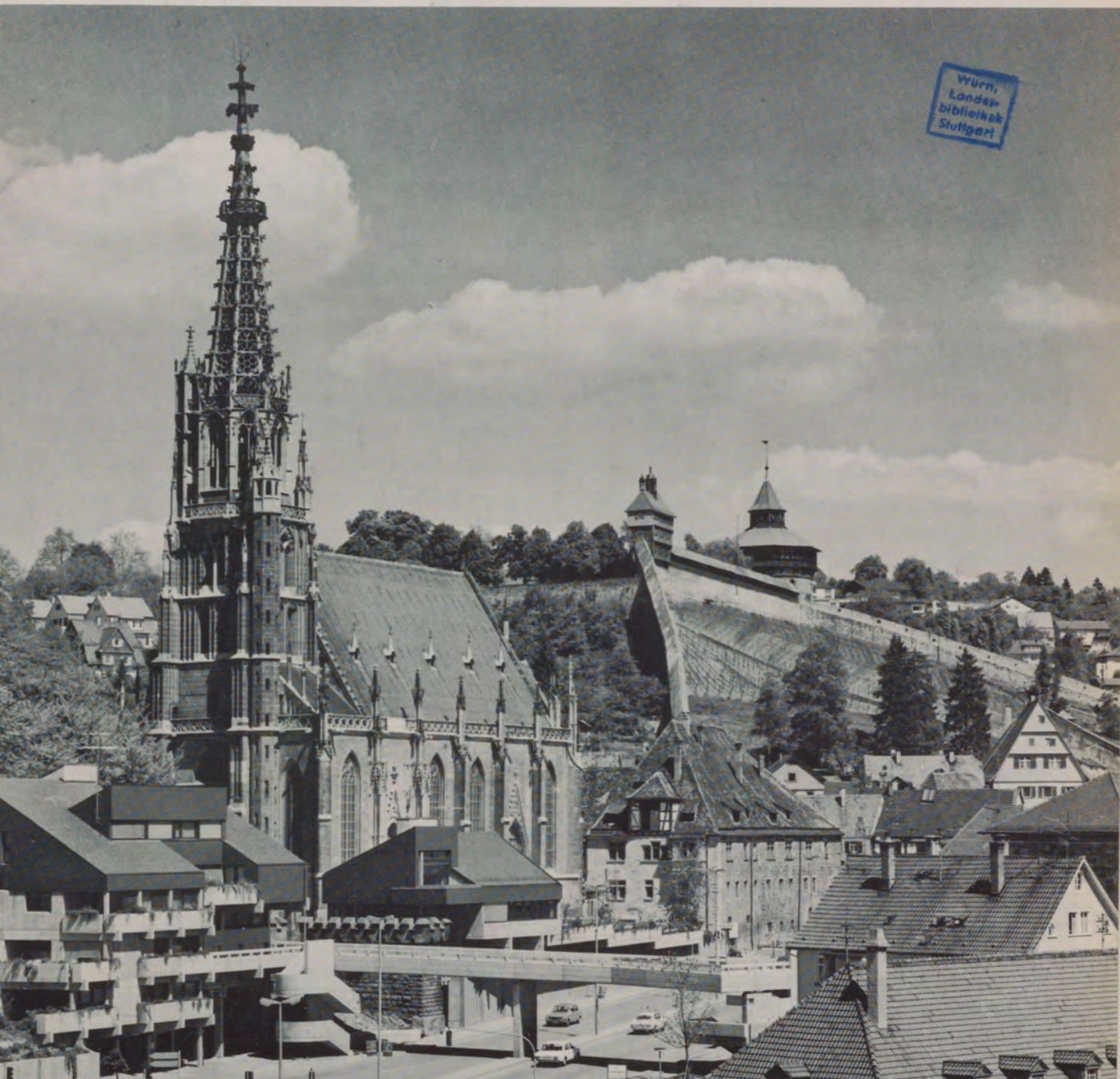


# SCHWÄBISCHE HEIMAT



SCHWÄBISCHER HEIMATBUND  
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART

JULI-SEPT. 1977  
HEFT 3

# SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege von  
Landschaft, Volkstum, Kultur  
Herausgegeben vom  
SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

28. Jahrgang Heft 3  
Juli – September 1977

Redakteur: Willy Leygraf

Redaktionsausschuß: Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Willy Leygraf, Hans-Martin Maurer, Helmut Schönnamsgruber.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Für Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt er jährlich DM 25,- für Einzelhefte DM 6,50 (zuzüglich Versandkosten, incl. 5,5% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 22 32 43.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im KONRAD THEISS VERLAG, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 43 29 81.

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungsdienst Aalen.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:  
Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1  
Telefon (07 11) 22 32 43

## Inhalt

WILLY LEYGRAF	
Zur Sache .....	175
EBERHARD KLAPPROTH	
Esslinger Tage 1977	
Grußwort des Oberbürgermeisters .....	176
WALTER SUPPER	
Gegenwärtige Geschichte – Esslingen als Stadtgebilde .....	176
OTTO BORST	
Größe am Rande – Die Esslinger Frauenkirche	195
DOROTHEE RENZ-BAYER	
Esslingens Wahrzeichen: Die sogenannte Burg	207
HELMUT DÖLKER	
Die Mundart im Esslinger Gebiet als Zeugnis der Geschichte .....	213
HANS-WOLF THÜMMLER	
Universität und Stadt Tübingen in altwürttembergischer Zeit .....	218
KLAUS SCHREINER	
Freies Lehren und Lernen an der Universität Tübingen .....	228
WILFRIED SETZLER	
Studentenstammbücher als Kulturdokumente	241
WERNER FLEISCHHAUER	
Die Stuttgarter Anlagen in früheren Zeiten ....	247
PAULUS ALBERT WEISSENBERGER	
Eine St.-Wendelinus-Vita des 17. Jahrhunderts aus der Abtei Neresheim .....	252
Buchbesprechungen .....	260
Anschriften der Verfasser .....	267
Mitteilungen des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES .....	268



## Zur Sache

Das 1200jährige Esslingen vor allem bestimmt – neben der 500jährigen Universität Tübingen – dieses Heft. 1200 Jahre erkennbare Geschichte am historischen Neckarübergang, jetzt in Festen und Feiern, in Reden, Aufsätzen, Büchern besonders erkennbar gemachte Geschichte. Ein Abglanz davon auch in diesem Heft. Aber nicht nur der jubilierenden Stadt zuliebe: auf das erste Oktoberwochenende laden die Gesellschaft für Naturkunde, der Verband der Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine sowie der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND nach Esslingen ein zur Jahreshauptversammlung. Das heißt: zum ersten Male tritt diese ein wenig nach Vereinsmeierei schmeckende Formel zurück neben dem eigentlichen Namen der Veranstaltung ESSLINGER TAGE 1977 und ihrem Thema *Geschichte – Vergangenheit oder Hinweis auf die Zukunft?* Das soll deutlich erkennbar machen: Hier soll *zur Sache* gesprochen werden. Über die Verantwortung der Gegenwart, die immer nichts anderes ist als der Prozeß des Übergangs zwischen Vergangenheit und Zukunft. Daß Vereine sich als Sprecher solcher Verantwortung berufen fühlen und die Forderung nach einem Handeln aus solcher Verantwortung öffentlich hörbar machen, hat seinen guten Grund: Ohne Zusammenschluß und ein Mindestmaß an Koordination würden auch viele Stimmen vieler Gleichgesinnter ungehört untergehen. Für den notwendigen Zusammenschluß bei voller Unabhängigkeit bietet sich aber nun einmal keine andere Rechtsform an als die des «eingetragenen Vereins». Und die verlangt, daß die nötigen Regularien abgewickelt werden, wie es auch bei den ESSLINGER TAGEN 1977 geschehen soll. Aber eben nur am Rande. Vor allem geht es um die Verantwortung des Bürgers und aller Bürger miteinander für die Zukunft, der die Geschichte wichtiger Hinweis sein kann. Um diesen Vorträgen und Diskussionen, den Argumenten und Forderungen Nachdruck und Gewicht zu geben, ist die Teilnahme an diesen ESSLINGER TAGEN 1977 wichtig: Wir dürfen die Aufgabe, Überliefertes und Gegenwärtiges für eine humane Zukunft wirksam zu machen, nicht allein dem Staat und seinen Behörden überlassen. Und dazu braucht man ansehnliche Zusammenschlüsse verantwortungsbewußter Bürger. Wie zum Beispiel im SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND.

## Das Titelbild

lenkt den Blick auf das 1200jährige Esslingen – und zwar scheinbar auf dessen Rand: Frauenkirche, Salemer Pfleghof, die Burg mit Hochwacht und Dicke Turm – das alles liegt eigentlich außerhalb des Kerns der uralten Siedlung und späteren freien Reichsstadt am historischen Neckarübergang. Aber in der Frauenkirche und in der Burg werden Wehrhaftigkeit und Selbstbewußtsein der Esslinger erkennbar. Zugleich fällt die Konfrontation mit dem Gegenwärtigen ins Auge, das sich der Frauenkirche nähert, ohne sie zu bedrängen. – Alle Aufnahmen zum Esslingen-Teil dieses Heftes – wenn nicht anders angegeben – von TRAUTE UHLAND-CLAUS.

# Esslinger Tage 1977

## Grußwort des Oberbürgermeisters

Eberhard Klapproth

Das Wort Heimat hat in der von uns erlebten Vergangenheit manche Wandlung durchgemacht. Zu allen Zeiten freilich bestand seine innerste Ausstrahlung darin, daß Heimat eine Kraft war, die den Menschen umgab wie eine bewahrende Hand oder wie ein Gefäß, in das er seine eigenen Schöpfungen mit Freuden einbrachte, weil anders er sich nicht darstellen konnte. Heimat stand dabei für die freie Landschaft und – zumindest früher – gleichermaßen auch für die in vielen Generationen behutsam zusammengefügten Städte. Mehr noch: Landschaft war beides, ein großes und einheitliches Bild, das die Farben der Natur und die Formen der Kultur zu einem gemeinsamen Ausdruck vereinigte. Daß diese Einheit heute mancherorts gestört ist, beklagen wir alle.

Wer nach den Gründen dafür sucht, sollte nicht an der reinen Erscheinung hängen bleiben. Die weitgehend unterbrochene Korrespondenz zwischen den Städten und der Landschaft läßt auf fundamentale Mißverständnisse bei denen schließen, die das Element der Beziehungslosigkeit zu verantworten haben. Die Brücken des beiderseitigen Austausches

aber wieder zu schlagen, wird in dem Maße bedeutsam sein, als es auf Dauer nicht genügen kann, nur allein die noch intakten Naturlandschaften unversehrt zu erhalten. Freilich gibt zu denken, daß noch immer alle Energien für diese sicher vorrangige Aufgabe gebunden zu sein scheinen.

Esslingen am Neckar konnte sich zum Glück einen Großteil jener urbanen Werte erhalten, die den Menschen schon immer auf eine ihm gemäße Art ansprachen. Dies liegt nicht zuletzt daran, daß diese Stadt trotz der Industrialisierung und ihrer Folgen blieb, was sie von Anfang an war: Eine Siedlung in der Talaue des Neckars zwischen Schurwald und Filder. Allein schon daher empfinden wir es als Auszeichnung, die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes zu dessen Jahreshauptversammlung 1977 empfangen zu dürfen. Und wenn diese Versammlung dazuhin zu den Feiern aus Anlaß des 1200jährigen Esslinger Jubiläums gehört, verbindet sich damit noch die freudige Erwartung, daß dem Verhältnis von Landschaft und Stadt wieder jene Eigenschaften abgewonnen werden, die zum Tragen kommen müssen, wollen beide dem Menschen Hülle und Heimat sein.

## Gegenwärtige Geschichte Esslingen als Stadtgebilde

Wer auf engem Raume baugeschichtliche Studien machen will, kann das getrost im alten und im neuen Esslingen tun: Er dürfte jede Stil-Epoche in dieser ehemaligen Reichsstadt – einem relativ kleinen Stadtstaat – belegt finden. Die Ausgrabungen (ab 1959) in der Stadt-(Dionysius-)Kirche förderten u. a. Karolingisches zutage; Romanisches an den unteren Geschossen vom Salemer Pfleghof und dem Südturm der Dionysiuskirche. Die Gotik erst recht in all ihren Phasen: Die ganze Entwicklung z. B. des Maßwerkes wird durchlaufen: Die schüchternen, fast unbeholfenen Frühformen an den Fenstern der ehem. Dominikanerkirche (jetzt Münster zu St. Paul), gelösterne Formen bei St. Georg (Hintere Kirche) und der Brückenkapelle der Inneren Brücke, freiere Formen bei St. Dionys und schließlich der Jubel des Maßwerks bei Liebfrauen, deren Turmhelm (HANS BEBLINGER) und vier Galerien nur noch ein

Walter Supper

großartiges Maßwerkmusizieren sind. Letzte Verästelung des gotischen Formenspiels im Sakramentshaus (LORENZ LECHLER), – wiederum St. Dionys. Vollendet wird diese Steinmetzkunst durch die fast unübertroffenen Glasmalereien der Esslinger Schule in den Chorfenstern von St. Dionys, Liebfrauen und St. Georg. Und die schweren mittelalterlichen Formen stellen die gerade noch übriggebliebenen Befestigungsbauten: Burg, Wolfstor, Schelztor und Pliensautorturm, wozu sich die Brückenbaukunst der Inneren und der Äußeren Brücke (= Pliensaubrücke) gesellt.

Das alles bildet den mittelalterlichen Komplex, mehr als dezimiert auf uns überkommen, doch in der Phantasie ergänzbar, wenn alte Pläne und Ansichten hinzugezogen werden: Ein Stadtgebilde, das sein einprägsames Gesicht, zu dem vor allem die Türme gehören, am Ausgang des Mittelalters – also

vor Einbruch der Reformation und damit der Renaissance – vollentwickelt beieinander hatte.

Dieses Stadtgefüge hatte seinen «Kirchlichen Kern» um die Dionys-, Pauls- und Frauenkirche samt dem 1811 abgebrochenen Katharinenspital und seiner Katharinenskapelle (Standort: heutiger Marktplatz); der tiefergelegene Stadtbezirk scharte sich um die Georgskirche. Und dann die Vorstädte, der City mit ihrem Doppelgesicht Kirchenbezirk und Bürgerstadt zugewachsen: Die Obertorvorstadt, die im St.-Klara-Kloster (heute Altersheim) ihre Kirche hatte (auch im Karmeliterkloster); die Pliensauvorstadt (hier im alten Sinne zwischen Innerer Brücke und dem Pliensauturm), die die Jakobskirche und die Kirche des Sirnauer Klosters (dem Eisenbahnbau zum Opfer gefallen) hatte. Der Beutauvorstadt war die Frauenkirche am nächsten, wozu noch die Kapelle der Zisterzienser vom Salemer Pfleghof (vorübergehend «Kriminal») kam.

Entwickelt hatte sich das aus den Furten, die der in viele Kanalarme aufgefächerte Neckar in der breiten Talaue zuließ: Anstelle der Furten traten die schon erwähnten Innere und Äußere Brücke, deren Zug dann über die Ritterstraße – Küfergasse durchs Obertor (Wolfstor) und durch die Obertorvorstadt sich fortsetzte und die Verbindung West-Ost herstellte, denn dem Eisberg entlang (praller Nordhang) war damals keine Straße möglich. Der Zug Italien–Niederlande (schlichter: Ulm–Speyer) mußte durch Esslingen, also die Ost-West-Verbindung. Genau so aber mußte die Süd-Nord-Verbindung durch Esslingen: im Süden wiederum über die damals mit drei Türmen versehene Pliensaubrücke, dann aber durch die Beutauvorstadt. Spitalsteige im Süden und Obere Beutau im Norden stellten die Verbindung Filder–Schurwald her.

Das alles also hat man sich mit den untergegangenen Wehrtürmen, Kirchtürmen und Dachreitern usw. zu ergänzen, wenn man sich den Stadtstaat um 1500 vorstellen will. Die Renaissance brachte phantasiereiche Details ein: den Nordgiebel des sog. Alten Rathauses von SCHICKHARDT, den Giebel des KIELMEYERhauses auf dem jetzigen Marktplatz; oder ein innenräumliches Beispiel: der reichsstädtisch-protestantische Hochaltar in St. Dionys, 1604 von RIEDLINGER.

Durch den großen Stadtbrand 1701 wurde dem Barock Raum geschaffen. Vor allem in der Ritterstraße entstanden palaisartige Bauten samt dem unteren PALMSchen Bau, – der obere ist das heutige Neue Rathaus auf dem Rathausplatz. Dieser Barock hat seine Ausläufer im Empire (Konstanzer Pfleghof in der Webergasse, Stadtbücherei in der Augustinerstraße, Amtsgebäude Ritterstraße 1).

Man meint, in Esslingen einen nüchtern protestantischen Barock zu spüren, – so etwa das Amtsgerichtsgebäude (ehemaliges reichsstädtisches Rathaus anstelle des 1701 abgebauten Vorgängerbau), und dann den überschwenglichen katholischen Barock: Das wienerisch beeinflußte heutige Neue Rathaus am Rathausplatz oder gar das hinreißende Orgelgehäuse von St. Dionys, das eher auf den Wasseralfinger katholischen Orgelbauer ALLGAYER als auf den nüchternen evangelischen HAUSDÖRFFER aus Tübingen zurückgeht.

Biedermeier und vor allem Klassizismus des 19. Jahrhunderts haben sich mit ihren Verdachungen über den Fensteröffnungen usw. in so manchem City-Haus niedergeschlagen. Schade, daß der Esslinger klassizistische Mutterbau dieses Stilwollens, das DEFFNERhaus, SALUCCI zugeschrieben, 1976 abgetragen wurde. Ein wichtiger stilistischer Angel punkt ging verloren. Der altdeutsche Stil dokumentiert sich besonders im PARACELSUSbau, Ecke Pliensaustraße und Unterer Metzgerbach. Überdurchschnittlich guten Jugendstil findet man vor allem in der Neckarstraße; sein gezackter Ausläufer, der Expressionismus vor allem ist mit der Südkirche vertreten.

Selbst PAUL BONATZ hinterließ in Esslingen einen noblen, modernen Bau: Haus Mülberger-Straße 37, heute die Kirchenmusikschule der ev. Landeskirche. Der City brachte der Verkehrsring, den die Motorisierung forderte, neben dem Abbruch einiger Elendsquartiere (auch diese gab es) einige gewagtkreative Beton-Lösungen ein, besonders zwischen dem St.-Pauls-Münster und der Frauenkirche: Es galt, Einbruchlöcher zu schließen und allzu sehr Freigelegtes wieder einzubinden. Wem der Zugang zur modernen Bauweise noch fehlt (vieles ist Gewohnheit!), möge zuwarten, bis die Vegetation und der Alterungsprozeß die Harmonisierung bewirkt haben. –

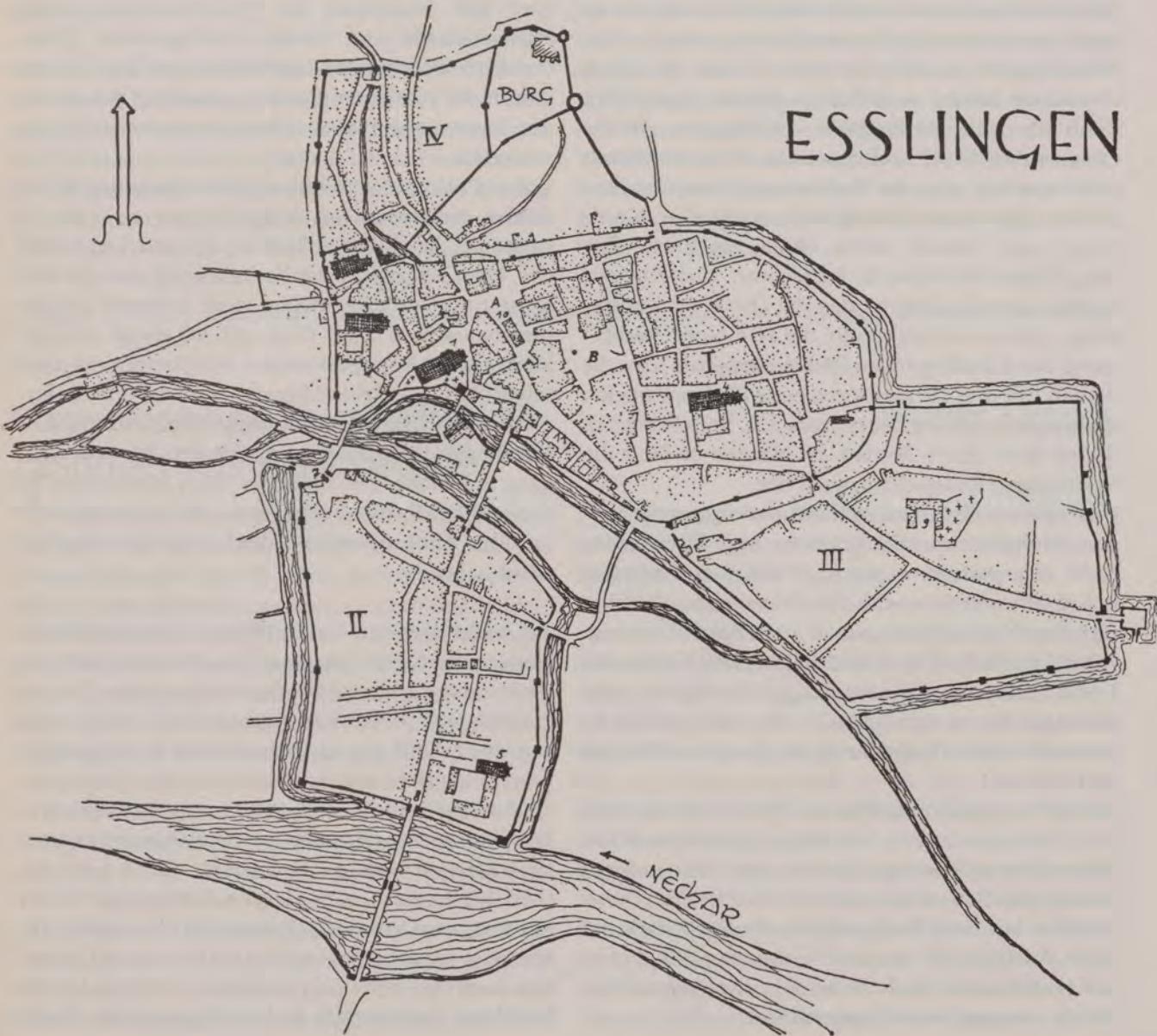
Die nachfolgenden Kurzschilderungen von Einzelbauten und deren Umgebung beschränken sich bewußt auf das Innerstädtische von Esslingen. Soweit möglich sind jedem Bau Adresse und Stilistik vorgestellt. Und nur das Markanteste ist dargestellt. Wer sehenden Auges Esslingen durchwandert, wird selber noch manches Sehenswerte auffinden. Wer das moderne Esslingen in seine Besichtigungen zusätzlich einbezieht, wird neben höchst beachtlichen Leistungen im modernen Kirchenbau beider Konfessionen gute Schulbauten, Wohnbauten, interessant gegliederte Hochbauten finden und vor allem auch das Bemühen erkennen, den modernen Fabrikbau gestalterisch zu bewältigen, – um damit

einige der Bausünden aus der Gründerzeit wettzumachen.

Ein vielgeschichtliches und architektonisch-städtebaulich vielgeschichtetes Esslingen! Kann man, nachdem viele Türme und die meisten der Stadtmauern gefallen sind –, nachdem großer baulicher Wandel so manches Gebäude verändert hat –, nachdem die Verkehrsadern Eisenbahn im 19. und Autobahn im 20. Jahrhundert ihre unerbittlichen Schneisen geschlagen haben –, nachdem trotz Denkmalpflege und Nostalgie manches Erhaltenswerte dem nur noch sachlich-merkantilen Denken geopfert werden müssen, kann man also da noch von der mittelalterlichen Stadt sprechen? Was verblieben ist, reicht gerade noch aus.

Zum Esslinger 1200-Jahr-Gedenken versuchten wir,

das innerstädtisch Verbliebene aufzuwerten und zusammenzubinden: Dankbar empfinde ich es, daß ich als altgedienter Denkmalpfleger die Innenstadt farblich aufbereiten durfte. Man freut sich, wenn Altes wieder Leben und Lebendigkeit hat gewinnen können. Gerade aber dieses Verlebendigen der innerstädtischen Plätze und Straßenzüge mußte in Esslingen mehr sein als eine nur vorübergehende «Bunte Aufwertung» mehr oder weniger glücklich überkommener Fassaden. Je mehr diese uns «denkmalgerecht» erreicht haben, desto weniger bedurfte es der gewollten Aufwertung; umgekehrt: je mehr eine Gebäudefassade stilistisch zerklüftet war (Erdgeschoß etwa aquariumhafte Glasbauweise / erstes Obergeschoß mit starken Eingriffen aus der Gründerzeit / zweites Obergeschoß samt Giebel,



womöglich schieferbekleidet), desto mehr hatte die Farbe die Funktion des zusammenbindenden Harmonisierens zu übernehmen. Nicht immer lässt sich die Urgestalt eines Hauses zurückgewinnen; genauer gesagt: meistens gar nicht!

Unsere arg veränderten Straßenzüge und Plätze wollen aber auch als Lebensräume der Menschen erkannt werden. Unter diesem Aspekt gewinnt eine sorgsam abgewogene Farbigkeit – etwas anderes als Buntheit oder gar Scheckigkeit! – sie ist eine «menschliche» Bedeutung: Diese Farbigkeit will letztlich gar nichts anderes als die Freiräume eines Stadtgefüges lebenswert und wieder begehenswert machen, damit sich der Mensch wieder in der City wohlfühle und nicht durch das triste Grau in Grau des Lebens in der Innenstadt vergrämmt werde.

So bekommt die innerstädtische Farblichkeit (nur für diese kann ich verantwortlich zeichnen) gleich eine doppelte Funktion: Die human-politische, und die aesthetisch-aufheiternde. Vielleicht tat man in Esslingen gut, mit der «Farbsanierung» voranzugehen: diese wirkt sich in der Tat «magnetisierend» aus: Der Mensch wünscht wieder, in der Innenstadt, in der Gemeinschaft mit Häusern und Menschen, Menschen und Häusern zu leben. So wurde – fast unbeabsichtigt – die innerstädtische Farbigkeit zur Wegbereiterin für die weiteren innergebäulichen Sanierungen, die hoffentlich auch bald einsetzen werden. – Mehr über Farbe vermag ich hier – bei Schwarzweißdruck der Bilder – nicht auszusagen. Man erlebe diese Farbigkeit, indem man die Straßen und Plätze, die Kirchen und Bürgerhäuser, die Tore und Türme aufsucht, auf die im folgenden hingewiesen wird.

Links nebenstehend:

Esslingen nach Stadtplan des 18. Jahrhunderts – gezeichnet von Walter Supper. – I. Die staufische Stadtgründung. An ihrem Westende die Dionysiuskirche über der Zelle des Hl. Vitalis erbaut mit dem Marktplatz (A), dem Krautmarkt (B), der Frauenkirche (2), der St.-Pauls-Kirche mit Dominikanerkloster (3), dem Barfüßerkloster und der Kirche St. Georg (4), dem Steuerhaus, dem sog. alten Rathaus (10), dem neuen Rathaus (11), dem Wolfstor (6), dem Mettinger Tor (abgebrochen) (12). Nördlich der Altstadt die Burg (13. Jahrhundert) gegen Norden erweitert (16. Jahrhundert). – II. Die Pliensauvorstadt (spätes 13. Jahrhundert) mit Schelztor (7) und Sirnauer Kloster (5) sowie Pliensautor (8) an der Neckarbrücke. – III. Die Obertorvorstadt (erste Hälfte des 14. Jahrhunderts) mit St.-Klara-Kloster (9). – IV. Die Beutau, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in die Ummauerung einbezogen.

## Esslinger Rathäuser

**Das Alte Rathaus.** Rathausplatz – Gotisch und Renaissance. Als zweischiffiger Fachwerkbau ab 1428/30 – Bausystem «Schwäbischer Mann» – errichtet. Im Erdgeschoß die großzügige Halle, einst Fleisch- und Brotlaube. Steuerhaus. Im Hauptgeschoß – noch gotisch! – der große Bürgersaal; an den Säulenbügen holzgeschnitzte Darstellungen von Kaisern und Kurfürsten. 1586/87 stülpte HEINRICH SCHICKHARDT dem Nordteil des Gebäudes seine spielerische Renaissance-Architektur über, mündend in den Ornamentgiebel mit der Doppel-Laterne, die anlässlich der glanzvollen Restaurierung (ab 1925 ff. durch RUDOLF LEMPP) 1926 das Glockenspiel erhielt.

Der Nordgiebel des Alten Rathauses.



Aus der Renaissance-Umgestaltung stammen u. a. die Stuckierungen der Ratsstube und die mit einem Scheingewölbe versehene Treppenhalle im 2. Obergeschoß, von wo nordwärts vornehm getäfelte Räume zu erreichen sind; südlich der Renaissancehalle die Altertümersammlung. Der Renaissanceteil des Alten Rathauses war ursprünglich stuckiert (zarte Spuren noch an der Ostseite). Im Biedermeier wurde die Nordfront überarbeitet (Steinumkleidung im Erdgeschoß) und die einst stuckierte Außenhaut geglättet. Aus dieser Zeit stammt das Mollensalzrot des Giebels, das zur «angestammten» Hausfarbe wurde. Mit den in Weiß gehaltenen Gesimsen und Volutenrändern hebt sich der phantasiereiche Giebel besonders gegen den Nachthimmel ab – eine Architektur, die auch «nächtens» lebt! – Astronomische Uhr um 1592 von JACOB DIEM aus Tübingen.

Am Marktplatz. Ganz rechts das Neue Rathaus. Der große Fachwerkbau: das Haus Kielmeyer, ehem. Spitalkelter (vgl. Seite 190).

**Das Amtsgerichtsgebäude** – Ritterstraße 8. Vornehm-kühler Barock. 1705–1715 als reichsstädtisches Rathaus (anstelle des beim Stadtbrand 1701 zerstörten) von Baumeister JOHANN JACOB BÖHRL (BÖREL / Straßburg), später unter Mitwirkung von PETER JOACHIM (Vorarlberg), erbaut, – unter Verwendung von Steinmaterial aus dem aufgelösten Augustinerkloster. Mit dem Aufheben des Stadtstaates (Reichsdeputationshauptschluß / Säkularisation 1803/1806) ging dieses Gebäude an das Land Württemberg über und wurde Sitz der Gerichtsbarkeit. In diesem Zusammenhang verlor der Bau seine eingeschossigen Trakte, die früher den Ehrenhof gegen die Ritterstraße abschlossen.

**Das Neue Rathaus.** Rathausplatz 2 – Barock. Eigentlich «Oberer PALMScher Bau» (zur Unterscheidung vom Unteren, Innere Brücke 2), denn dieses obere



Palais wurde als «Haus am Markt» des Kaiserlichen Rates FRANZ GOTTLIEB FREIHERR VON PALM ab 1746 erstellt; die wienerisch beeinflußte elegante Architektur vielleicht von dem Autodidakten GOTTFRIED DAVID KANDLER. Fertiggestellt 1748; Umgestaltungen 1840/41, als dieses Palais zum Neuen Rathaus für Esslingen wurde. Weitere Umgestaltungen Anfang des 20. Jahrhunderts (Uhr im Giebeldreieck statt Wappen), 1975/76 Restaurierungen im Innern mit Ergänzungen im Stiegenhaus. – Man beachte: Im Erdgeschoß reine Steinarchitektur; die beiden Geschosse darüber Putz mit Pilastergliederung. Die im Hauptgeschoß hohen, im Obergeschoß niedrigeren Fenster ergeben vorzügliche Spannungsverhältnisse.

## Türme und Tore

**Die Burg.** Um Esslingen wirklich kennenzulernen, muß man die Burg über die Obere Beutau oder über die Burgstaffel, über die Burgsteige oder über die Landolinsteige bestiegen haben (Auffahrt über die Mülberger Straße). Um Mißverständnissen vorzubeugen: Die Esslinger Burg war stets ein fortifikatorisches Vorwerk zum Schutz der Stadt und nie etwa Herrensitz (Esslingen war Stadtstaat!). Und: Der äußere Burgplatz ist Auffüllgelände; auch nördlich der Burg zog sich der «Graben». Die Burg wird um 1302/3 erstmals erwähnt. Seilergang mit den Schenkeltürmen waren die wohl älteste «Sicherungs-spange» gegen Norden. Etwa ab 1519 setzen die Erweiterungen und weitere Absicherungen gegen Norden ein. Näheres über die Esslinger Burg in diesem Heft Seite 207.

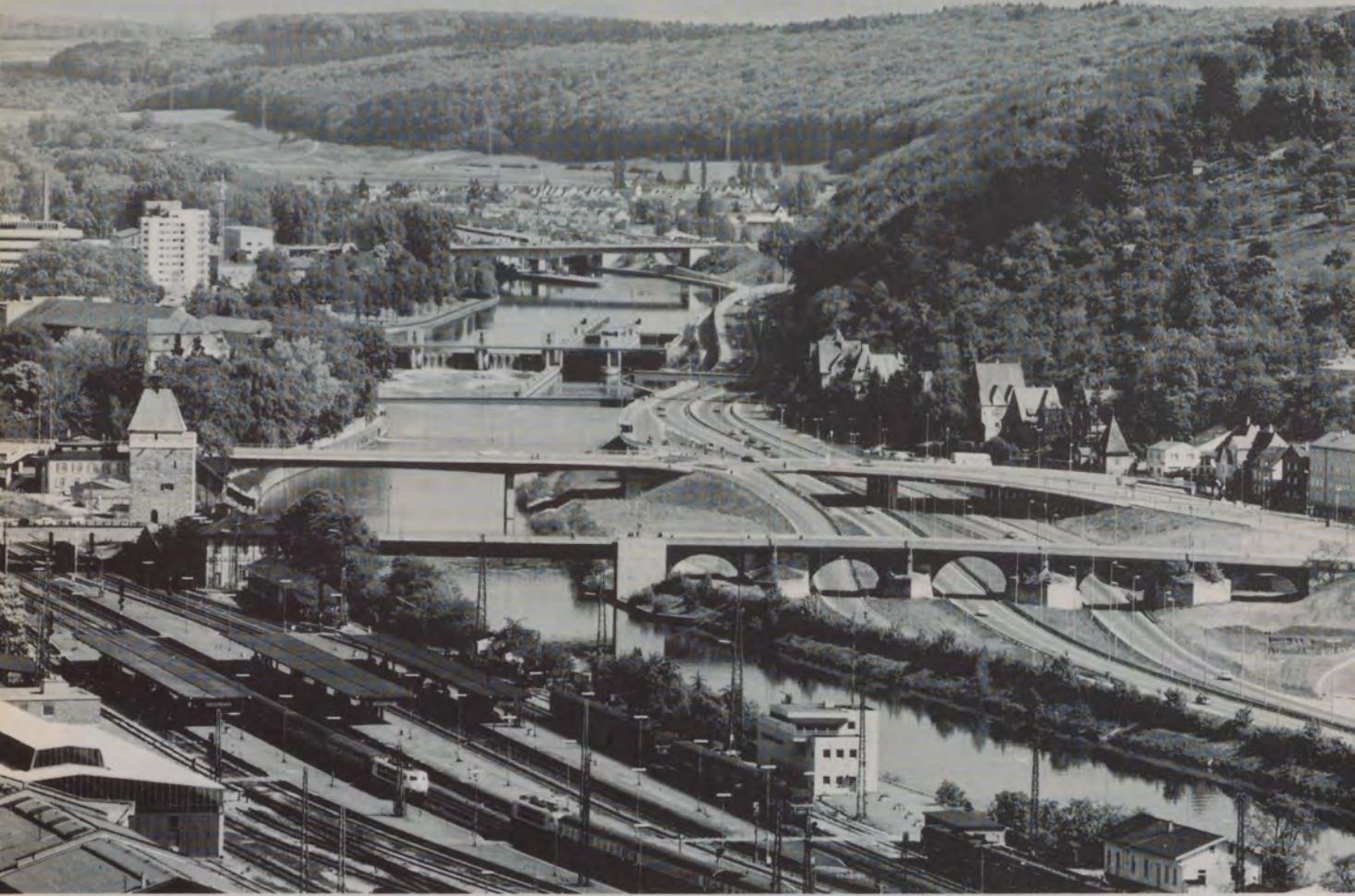
**Pliensauturm und Pliensaubrücke.** Wer heute südlich der Pliensaustraße, die ehedem durch den Pliensauturm führte, über Rampe oder Staffel und Eisenbahnüberführung schließlich zum Restbestand einer einst großartigen Anlage gelangt, trifft nur noch den Pliensauturm und nach einem modernen Brückenabschnitt noch fünf Bögen der alten Pliensaubrücke an. Die Pliensaubrücke – im Gegensatz zur Inneren Brücke auch Äußere Brücke genannt – ist jetzt noch knapp 200 m lang; sie hatte neun, später zehn Bögen, zu denen sich an ihrem Südende als Vorgelege nach einer Zugbrücke wahrscheinlich noch zwei weitere gesellten. 1259 und 1286 wird die Brücke genannt (Innere oder Äußere?), ihre Erstellung ist – mindestens in Teilen – schon vorher anzusetzen. Wohl mit Regensburg eine der ältesten Steinbrücken, mindestens im süddeutschen Raum.



Alte Kapelle an der Pliensaubrücke.  
Reproduktion des Ölbildes von Braungart (um 1840):  
Archiv W. Supper.

In der Fantasie hat sich der Betrachter folgendes zu ergänzen (der Betrachter begebe sich den Färbertörlesweg hinab in Richtung Vogelsangbrücke / Städt. Kulturhaus): Ungefähr am jetzigen Südende der restlichen Pliensaubrücke stand früher die Heiligkreuzkapelle, um 1321 entstanden (?), abgebrochen 1839; bei ihr der äußere Torturm, 1837 niedergelegt; der einstige Turm auf der Brückenmitte wurde schon 1814 abgebrochen. Die drei Brückenbögen nach dem erhalten gebliebenen Pliensautorturm fielen der Neckarkanalisation zum Opfer (1962); der nördlichste Bogen – direkt am Turm – war allerdings erst im 19. Jahrhundert anstelle einer auch dort vorhandenen Zugbrücke entstanden. Durch die restlichen fünf alten steinernen Bögen – man beachte die wuchtigen Brückenpfeiler, die mit ihren Bögen durch rund 700 Jahre den einzigen Verkehrsweg über den Neckar getragen haben – strömt heute der motorisierte Verkehr. Der verbliebene Pliensauturm ist durch die Rampen usw. stark eingepackt; das Färbertörle samt Häusle an seiner Ostseite mußte, um sich zu behaupten, in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts um ein Stockwerk angehoben werden. Wunschtraum: Entfernung der Rampen, Freilegung des Turmtores, Berichtigen der Höhe des Färbertörlehäuschens, Fußgängerunterführung (eine frühere liegt verschüttet unter den Bahngleisen!) zur Neckar-Pliensaustraße.

**Obertorturm (Wolfstorturm).** Küferstraße 11 – Spätromanisch – frühgotischer Stadtturm. Dachaufsatz mit Glockenlaterne barock. Vermutlich um 1219/20 in großformatigen Buckelquadern errichtet. Um 1268 wiederum erwähnt. Stadtseitig Fachwerk, zur Obertorstraße die sehenswerten staufischen



Alte und neue Verkehrswände in Esslingen. Im Vordergrund die Pliensaubrücke mit dem Pliensauturm und den alten Pfeilern und Bögen, unter denen jetzt der Straßenverkehr rollt. Aus neuester Zeit: Die Schleuse des schiffbaren gemachten Neckars.

Löwen von strenggebändigter romanischer Kraft. In der Turmlaterne eine der ältesten Glocken.

Das Ober(-Esslinger)-Tor, nach einem der früheren Torhüter WOLF auch «Wolfstorturm» genannt, ist von den drei noch erhaltenen Tortürmen (neben Pliensauturm und Schelztorturm) derjenige, der noch ganz in seine Nachbarschaftsbebauung eingebunden ist. Ostwärts die Obertorstraße – Rest der «Obertorvorstadt» – die früher ihrerseits auch ummauert war und ein gewaltiges Vorwerk hatte, wo sich heute die Charlottenplatzanlagen befinden. Von dort führte die große Handelsstraße (Italien-Niederlande) durch das Wolfs- bzw. Obertor, durch die Küferstraße – Ritterstraße – Innere Brücke – Pliensaustraße und durch das heute noch bestehende Pliensautor zur Äußeren Brücke, also zur Pliensaubrücke. Das Wolfstor wurde 1975 restauriert.

**Schelztorturm.** Ecke Bahnhof- und Schelztorstraße – Gotisch. Mit der Stadtmauer, in die der Turm eingebunden war, 1241 wohl erstmals erwähnt. Die drei Zinnenseiten mit ihren Eselsrücken zwischen den Konsolsteinen an den Wehrseiten vermutlich später. Der Turm hat seinen Namen – 1377 als Schelchs-Tor – von der Familie SCHELCH, die in seiner Nähe ein Gut, den «SCHELCHshof» inne hatte. Auch dieser Turm sollte samt den Mauerzügen, in die er einst eingebunden war (die Stadtmaueransätze wurden bei der Restaurierung 1976 bemerkbar gemacht) 1816 niedergelegt werden. Grundlegende Restaurierung 1893, die zur Roßmarktseite die Fachwerkwand einbrachte. Selbstverständlich war der Tordurchlaß des Turmes früher offen. Hatte man dieses Tor durchschritten, war Esslingen westwärts zu Ende. Doch war unser Turm nicht etwa ein Eckpunkt der «City», sondern mit seinem

Vorwerk (dem äußeren Schelztor) die Nordwestecke der alten Pliensauvorstadt, die ihrerseits südlich bis zum Pliensauturm, nördlich bis etwa zur heutigen Wehrneckarstraße ummauert war. Zwischen dieser alten Pliensauvorstadt (die «neue» liegt südlich der Pliensaubrücke) und der «City» verlief zusammen mit den Kanalarmen der Wasen. Reste von ihm sind Lohwasen, Kesselwasen und die Maille (sprich: Mallje). Dieser Teil des Wasens, umflossen von den Kanalarmen Wehr- und Roßneckar, diente vorübergehend dem ritterlichen Balle-Maille-Spiel, daher der Name Maille.

## Kirchen. Klöster. Kapellen. Pfleghöfe.

**Die Stadtkirche (Dionysiuskirche).** Eine Tafel an der Westfassade faßt zusammen: *Älteste in ihren Grundmauern erhaltene Kirche der Region Mittlerer Neckar (Kryptenmuseum im Untergeschoß) seit der Mitte des 8. Jahrhunderts. Neubau nach 1213 (Türme und Turmhallen), nach 1250 (Langhaus) und zu Beginn des 14. Jahrhunderts (Chor).*

Das Äußere: Vom Marktplatz her sieht man (von links nach rechts) den hohen, mit Pfeilern bestückten einschiffigen Chor, dann das Turmpaar. Der Nordturm war um 1270 fertig, zwei mächtige spätgotische Pfeilervorlagen verdecken ein romanisches Prachtportal; der Südturm war um 1350 fertig, die barocken Pfeilervorlagen stammen von 1723, neu-gotisch ist die Maßwerkbrüstung am oberen Umgang. Statt des barocken Turmabschlusses hatte dieser Südturm ursprünglich die gleiche ins Achteck überwechselnde Spitze, wie sie der Nordturm heute noch zeigt. Aus statischen Gründen wurde in der Renaissance die Brückenspange zwischen den beiden Türmen eingezogen (1569–1602). Man beachte an beiden Türmen die Paarigkeit der Schallöffnungen, denen man mühelos den Übergang vom Spät-romanisch-Frühgotischen bis zum Hochgotischen ablesen kann. Das Langhaus schlicht und an den Längswänden ohne Pfeiler (die Kirche ist gewölbelos, im Gegensatz zum Hochchor und zur Kapelle östlich des Nordturms) sollte nur fünfachsig werden. Im Westen war ein Westturm projektiert und sogar begonnen worden (Fundamente sind im «Kryptenmuseum» sichtbar). Anstelle der Dreitürmigkeit wurde das dreischiffige basilikale Langhaus um zwei Achsen westwärts verlängert (ab 1437, ablesbar an den Obergadenfenstern, die nach Westen das reichere Maßwerk mit Hohlkehlung zeigen). Die ebenmäßig gegliederte Westwand hat – Reprise zum Chor! – ihre Pfeiler. Das Maßwerk des Dreieckfensters im Hochgiebel ist eine glückliche

Bereicherung durch die Stadtkirchenrestaurierung zu Beginn unseres Jahrhunderts. Das Haupt(West-)Portal – man sollte durch dieses die Kirche betreten – erhielt 1968 zwei Bronze-Flügel von ULRICH HENN.

Das Langhaus ist dreischiffig, flachgedeckt mit basilikalem Querschnitt. Achtecksäulen mit fantasievollen spätromanisch-frühgotischen Kapitellen mit teils französischen, teils italienischen Einflüssen. Diese bilden den «steinernen» Schmuck – Blattwerk und Figürliches mit Getier und Menschen – des sonst heute schmucklos erscheinenden Langhauses.

Das Auge hat sich die kahle Wandarchitektur durch Malereien ergänzt zu denken, wie das noch einige Reste aus der Leonhardslegende (Nordwand/Nordschiff, ca. 1410/20) erahnen lassen. Solche farbige Wandbehandlung ging in die Glasmalereien über, die im Chor in sechs Fenstern vorhanden sind und mit denen der Frauenkirche und der St.-Georgs-Kirche zu den höchstbedeutenden zählen, die wahrscheinlich von Esslinger Glasmalereiwerkstätten um 1290/1310 für eine frühere Chorabsicht (freigelegte Polygonal-Chorapsis im «Kryptenmuseum») gefertigt, dann jedoch in die hochgotischen Fenster des jetzigen Chorhauptes eingefügt wurden (hieraus erklären sich die Doppelrandungen). Die Farblut dieser Fenster, teils unter Verwendung von durchgeschliffenem Überfangglas, geben dem Innenraum das Leben. Aus dem Mittelalter stammen nur die Buntverglasungen der Rechteckfelder (einige Ergänzungen erkennt man sofort); die Maßwerkverglasung – für das Ensemble so wichtig! – entstand erst um 1900; einige Felder sind von der St.-Georgs-Kirche damals in die Stadtkirche verbracht worden.

Noch mittelalterliche Ausstattungen: Von LORENZ LECHLER (Heidelberg, nach 1486) stammen das reichverästelte, fast zerbrechlich anmutende Sakramentshaus, der Taufstein im Chor und der zur Gliederung von gewölbtem Chor und flachgedecktem Langhaus so raumwichtige Lettner mit seinen Stuckgewölben, seinen Pfeilerbasen und seinen Fischblasen-Maßwerk-Brüstungen.

Links und rechts hoch über dem Lettner werden noch gekuppelte Fensterpaare beider Türme sichtbar. Die Vorgängerkirche war niedriger, so daß die Türme eher freigegeben wurden. Vor ihrer endgültigen Erhöhung als Haupttürme waren ihre Erdgeschosse als Turmhallen frei.

Renaissance-Stücke: Ein reichsstädtisch-protestantischer Flügelaltar im Chorhaupt um 1604 von PETER RIEDLINGER (Ravensburg), auf den auch die Kanzel zurückgehen dürfte (um 1609); sie stand früher zwei

Säulen weiter westlich! Ein grandioser Barockaufbau antwortet im Westen mit Doppelemporen und zweigeteiltem, reichornamentiertem Orgelgehäuse dem Chor mit seiner Ausstattung.

Zur mehr musealen Ausstattung der Kirche gehören die WAGNERSche Altar-Retabel am Ostende des Südschiffes (1667, ehedem in St. Paul befindlich), und u. a. die bei den Grabungen 1960/63 gefundene Piscina-Säule (wohl um 1200/20). Dieses Fundstück lädt zum Besuch des «Kryptenmuseums» unter dem heutigen Kirchenfußboden ein, in dem die Ergebnisse der Grabungen unter dem heutigen Kirchenbau zugänglich sind. Hier spiegelt sich die ganze Geschichte dieser Kirche und dieser Stadt: von der ersten Vitalis-Zelle über die Loslösung vom fränkischen Reichskloster St. Denis und den Übergang dieser Hauptkirche des Esslinger Stadtstaates an das Domkapitel von Speyer 1213 (was den Bau der Frauenkirche veranlaßte) bis zur «Rückgewinnung» von St. Dionys - St. Vitalis für die freie Reichsstadt (um 1560).

Die Paulskirche (Dominikanerkirche) am Rande des alten Stadtkerns.



Unserem Jahrhundert blieb es vorbehalten, das verschüttete wissenschaftlich freizulegen und somit den verbürgten Rückblick von 1977 nach 777 auch optisch für das Esslinger Zwölftausendjahrjubiläum darzustellen. (Zur Einführung und Orientierung: G. P. FEHRING und H. A. METZGER: Stadtkirche St. Vitalis und St. Dionysius Esslingen a. N.)

**Frauenkirche (Liebfrauenkirche).** Untere Beutau 7 – Hoch- bis spätgotisch. Als Kirche der Bürgerschaft über dem alten Kirchenzentrum erstellt und dadurch städtebaulich selbst die Stadt-(Dionysius-)Kirche überragend. Trotz der rund 200jährigen Bauzeit bewahrt die Frauenkirche eine große Einheitlichkeit. Der dreischiffige Hallenbau – alle Schiffe gleich hoch – erinnert an die 100 Jahre frühere Hallenkirche St. Elisabeth zu Marburg. In Esslingen verzichten die Säulen auf das Ornament des Kapitells, um den «optischen Fluß» zu erzielen. Das Auge folgt den Säulendiensten und den Rippen des einfachen Kreuzgewölbes ohne Unterbrechung und vereinigt so die Schiffe zum einheitlichen Raum: Saalartige, luftige Weite mit eingestellten Säulen, die in ihrem Fluß vegetativ gewachsen wirken. Das letzte, kräftigere Säulenpaar trägt zusammen mit der Westwand den Turm. Dieser folgt mit seinen versetzten Wendeltreppen dem rechts-links-aufsteigenden Gelände und bindet so den Turm landschaftlich-städtebaulich ein. Esslingen bekam durch seine Bürgerkirche, die Frauenkirche, zum Auslauf des Mittelalters seinen Westakzent. Fast unmittelbar vor dieser Westseite war die Stadt zu Ende. Die Stadtmauer ging hart vor dem Westportal vorbei (Stadtmauerreste südwestlich der Kirche), weshalb die Südseite zur «Portalseite» wurde. Über diese Portale s. W. Supper, *die Portalplastiken der Esslinger Frauenkirche* (1950) und *die Frauenkirche zu Esslingen* (1971<sup>3</sup>).

(Weiteres über die Esslinger Frauenkirche in diesem Heft Seite 195.)

**Paulskirche (Münster zu Sankt Paul).** Marktplatz 8 – Frühgotisch. Katholische Stadtpfarrkirche, als Dominikanerkirche erbaut. Spuren des Dominikanerklosters – Kreuzgang – sind südlich der Kirche nach Durchschreiten des Schwörhofes (auch Waisenhof genannt) noch erkennbar (teils zugemauerte, teils im Südtrakt wieder freigelegte und erneuerte Fenster mit ihren Maßwerken). Baubeginn der Kir-

Rechts: Blick durch das Maßwerk der Frauenkirche über den Markt (ehem. Standort des Spitals) zu den Doppeltürmen der Stadtkirche St. Dionysius – St. Vitalis.



che 1230 oder 1233; durch ALBERTUS MAGNUS am 28. April 1268 (also im Todesjahr KONRADINS) geweiht, was nicht die Fertigstellung der Kirche bedeutet. Sie gilt als die älteste gewölbte Dominikanerkirche im deutschsprachigen Raum. Den Schlußsteinen nach zu schließen, vollzog sich die Einwölbung bis in die 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts (1482?). – Nach Klosteraufhebung erlitt die Kirche vielerlei: 1552 brannte das (Steil?-)Dach des Mittelschiffes infolge Blitzschlags ab. Das heutige flachgeneigte Mittelschiffdach hat sich als Provisorium eingelebt. Der Dachreiter stammt aus dem 13. Jahrhundert. Nachdem die Kirche als Kelter, Lager, Magazin usw. gedient hatte und mit einer inzwischen wieder entfernten Empire-Ausmalung Liederfesten diente, eine Zeitlang evangelisch war, kam sie 1860 an die katholische Kirchengemeinde. Vornehm-zurückhaltender Bau; gemäß den dominikanischen Ordensregeln ohne Turm und ohne Triumphbogen. Im Inneren von ergreifender Klarheit; vorzüglich sind die Spannungsverhältnisse des basilikalen Querschnittes. Auch im Äußeren drängte man auf Konzentration der Formensprache: sogar die Streben, die die Schübe des Mittelschiffgewölbes abzufangen haben, sind – teils in Holz, teils in Stein – unter die Dachhaut der Seitenschiffe gelegt. Innerer Schmuck: Maria (spätgotisch); Farbfenster im Chor von WILHELM GEYER (Paulusbriefe) 1969; besonders glücklich dasjenige von ADOLF SAILE am Ostende des Nordschiffs. Beachtenswert die eigenartige Lichtführung im Raume: das Südschiff hat entlang des ehem. Kreuzganges keine Lichtöffnung, wodurch der Raum nicht mit Südlicht überflutet wird.

**Georgskirche (Hintere Kirche – Sankt Georg).** Franziskanergasse 4/1 – Frühgotisch. Heute ist nur noch der überhohe Chor samt dem siebenteiligen Lettner von der ehem. Kirchenanlage vorhanden, – sie ging zwei Meter weiter westwärts vor als das jetzige evangelische Gemeindehaus. Baubeginn kaum vor 1270; eine Inschrift an einem der Pfeiler des Chorhauptes teilt mit: *Anno d(omi)ni 1237 nos Fratres Minores intravimus hanc civitatem Esslingensem ad manendum* (Im Jahre des Herrn 1237 sind wir, die Minderbrüder – Franziskaner – in diese Stadt eingezogen, um hier zu bleiben). 1668 fiel das Kloster, 1840 wurde die Kirche wegen angeblicher Baufälligkeit abgetragen. Sie hatte basilikalen Raumquerschnitt, die beiden Seitenschiffe mit Schrägabdeckung. 1908 wurde der Chor durch ALBERT BENZ in gemäßigtem Jugendstil unter Verwendung alter Einrichtungselemente eingerichtet. Damals schaute der Lettner noch ins Freie. Im Chorinnern bemerkenswerte Wand- und Glasgemälde, letztere von ungemeiner Leuchtkraft,

und – außer zwei Sakramentsnischen – der alte Kanzelfuß mit der Jahreszahl 1510; er soll von der Frauenkirche stammen, ebenso die Tafelmalereien an der Orgelempore. Reizvolles Orgelgehäuse im Jugendstil. 1929/30 baute RUDOLF LEMPP das evangelische Gemeindehaus vor den Chor. Die hintere Eingangshalle gibt den Lettner frei; sie bildet die Eingangssituation zum Georgenchor, der – franziskanischer Tradition entsprechend – mit einem eleganten Dachreiter gekrönt ist.

**Südkirche.** Spitalsteige 1 in der heutigen Pliensauvorstadt – Expressionismus. Städtebaulich als südliches Pendant zur Frauenkirche von MARTIN ELSÄSSER 1925/26 erbaut. Predigtraum und Feierkirche in liturgisch ausgewogenem Verhältnis zu- und ineinander. Dieses Raumarrangement – Backsteinbauweise mit gehöhten Fugen – lohnt mit der Vorhallen-Supraporte, den Kanzelengeln von DORKAS REINACHER-HÄRLIN, der modellierten Kreuzigungsgruppe von MARIA EULENBRUCH, den Glasmosaiken der Fenster, dem Mosaikbild in der Eingangshalle (GOTTFRIED VON STOCKHAUSEN), und dem gestreuten Orgelprospekt (von WALTER SUPPER) einen Abstecher von der City in die Südvorstadt.

**Allerheiligenkapelle (Archiv).** Marktplatz 20, südlich der Stadtkirche – Übergangsstil Romanik/Gotik. Ursprünglich Beinhaus zum Friedhof um die Stadt-(Dionysius-)Kirche; der Unterbau (Spitzbogen, fast versunken, noch sichtbar entlang dem Abweg, Schleifbergle genannt) noch vor 1300. Darüber – wohl zweite Bauphase – die Allerheiligenkapelle mit Allerheiligenbild, 1444. Um 1610 Umwandlung durch HEINRICH SCHICKHARDT zum Archiv: Hinzufügung eines zusätzlichen Stockwerks (rechteckige Fenster an der Nordseite), das mit einer Verbreiterung des Gesamtbaukörpers nach Süden hin (oberer Eingang über der Staffelanlage, den alten Stadtmauerbezirk einbeziehend) den gotischen Westgiebel «überspielt». An diesem Westgiebel erkennt man noch den (ursprünglich wohl freiragenden) Glockengiebel. Dem Absatz an der Nordseite – einst ging er auch entlang der westlichen Giebelseite – liest man an den Pfeilerzonen ab, daß sich längs der Nord- und Westseite eine Art Bogengang befunden haben muß: Konsolstücke, teils abgespitzt, samt einem fast verlorenen Bogenansatz sind noch feststellbar. Der diesen Bogengang überdeckende Pultdachansatz ist am horizontal verlaufenden Putzstreifen entlang der West- und Nordseite erkennbar. Das heute hier untergebrachte – städtische – Archiv gilt mit seinen über 8000 Pergamenten usw. als das größte unter den Stadtarchiven Württembergs.

**Augustinerkloster.** Augustinerstraße, zwischen den Gebäuden 14 und 22 bergwärts der Auffahrt zum ev. Pfarrhof – Gotisierende Renaissance. Vom abgebrochenen/untergegangenen ehem. Augustinerkloster ist noch ein dorthin versetzter Baurest mit drei Öffnungen vorhanden. Die Haustafel teilt mit: *Hier stand bis um 1700 das Augustinerkloster, in dem der 1487 in Esslingen geborene Mathematiker MICHAEL STIEFEL (STIFL, STIEFL) als Mönch lebte.*

**Kaisheimer Pfleghof (Klösterle).** Burgsteige 1, 2 und 3 – Gotisch bis Barock. Städtebaulich mit dem Riesendach des Hauptbaus von besonderer Dominanz, auch weil durch diese Bauten die Höhenunterschiede, die der Aufweg zur Burg erbringt, baulich neutralisiert werden. Um 1775 generalüberholt; aus dieser Zeit das Hauptportal mit Kloster- und Abtswappen und dem phantasievoll geschmiedeten Oberlichtgitter. Im Innern des Hauptbaues (Steilgiebel!) noch zurückhaltende Stuckdecken; Maleireien fast untergegangen. Am Kelterbau, Burgsteige 3, wappenschildhaltender Engel (spätgotisch, 1508/1518; linkes Schild: Zisterzienserwappen;

rechtes: Wappen des Stifters von Kaisheim, Graf VON LECHSGMUND).

Dem Kaisheimer (Kaisersheimer) Pfleghof, in Esslingen schlicht «Klösterle» genannt, fielen teils durch Stiftung, teils durch Kauf im Laufe der Zeit (ab 1293) die gesamten Weinberge zwischen beiden Schenkelmauern der Burg zu. Der Kaisheimer Pfleghof (Mutterkloster: Bayerisches Kloster Kaisheim bei Donauwörth) hielt sich bis zur Säkularisation, 1803. Eine Besonderheit dieses Pfleghofes: In seiner Marien-Kapelle durften im evangelischen Esslingen katholische Gottesdienste für die Insassen aller Kloster- und Pfleghöfe gehalten werden.

**Klarakloster (Altersheim).** Zugänglich durch den Torbau Obertorstraße 21 – Kernbestand gotisch. Vor 1300 gegr.; die erste Urkunde (von 1304) sagt aus: *sorores Scie Clare extra muros Ezzelingenses*, also, daß das Kloster der Clarissen außerhalb der Mauern Esslingens liegt. Die Obertorvorstadt war damals noch nicht ummauert. Die Clarissen lebten nach den Ordensregeln des hl. Franziskus von Assisi. Die Klosterkirche wird

Das Klarakloster dient heute als Altenheim.



1347 erwähnt, 1351 Feuersbrunst, Klosteraufhebung sukzessive ab 1525 (Reformation offiziell 1531). Das Kloster wurde wechselnd Waisen- und Findelkinderheim (Waisenheim dann ins ehem. Dominikanerkloster verlegt, daher dort die Bezeichnung Waisenhof). Das Klarkloster zerfiel teilweise und wurde noch als Lazarett, für Armenversorgung und

Der Speyrer Pfleghof bei der Stadtkirche.



Krankenpflege genutzt. Die Kirche soll – samt Turm? – 1704 eingestürzt sein. Aufschwung ab 1817 als Hospital. 1925 als Altersheim, denkmalgerecht durch den damaligen Stadtoberbaurat RUDOLF LEMPP restauriert. In den sechziger und siebziger Jahren unseres Jahrhunderts mit passenden Erweiterungen versehen. Wichtiger städtebaulicher Akzent, besonders von der Hindenburgstraße her gesehen. Dort noch Reste der klostereigenen Ummauerung (also nicht Stadtmauer, das Kloster lag außerhalb!).

**Speyrer Pfleghof.** Marktplatz 21–22–23 und Zehntgasse – Gotisch/Alt- und Neurenaissance. Wegen vielfacher Umgestaltungen liegen die Anfänge dieses Gebäudekomplexes im Dunkel; jedenfalls mit der Stadt-(Dionysius-)Kirche zu den ältesten Kernstücken gehörend. Dieser ehemalig staufische Besitz kam 1213 zusammen mit der Dionysiuskirche durch Übereignung Kaiser FRIEDRICH II an das Domkapitel zu Speyer. Funktion: Güterverwaltung/Zehentverwaltung. Pfarrwohnungen für St. Dionys, besonders als die Dionysiuskirche in der Mitte des 16. Jahrhunderts wieder zur Hauptkirche wurde. Um 1600 SCHICKHARDTSche Giebelidee über den gotischen Restteilen. Beim Stadtbrand 1701 teilweise mitgenommen; gelegentliche Umgestaltungen, bis ALBERT BENZ – Esslingens Historienarchitekt – um 1904 ff. das Überkommene mit seinem liebenswert-malerischen aufgesetzten Fachwerk überzog und so den vielgliedrigen Baukomplex einer gestalterischen Einheit zuführte, die es zu schätzen gilt. Auch der Ziehbrunnen in BENZscher Neurenaissance vom Jahre 1904. Seit 1826 in Privatbesitz (Sektkellerei KESSLER).

**Konstanzer Pfleghof.** Webergasse 3 und 3 A – Renaissance und Empire. 1327 erstmals genannt; mittelalterliche Holzsäulen und Gebälke sind in der 1976 freigelegten Erdgeschoßhalle zusammen mit einem Barock-Empire-Treppenlauf zutagegetreten. Bau 3 A im Äußeren mit Empire-Stuck umkleidet; aus dieser Zeit auch das Mansard-Dach. Die Stuckarbeiten – ähnlich Haus Augustinerstraße 22 (heute Stadtbücherei) und ehem. Amtshaus Ritterstraße 1 – auf weißem Grund in zarten Farbtönen (lichtgrau/zartgrün) mit sparsamem Gold, so eine sonnige Note in die sonst malerisch-ernste Webergasse (die Gasse der ehem. Weberzunft) bringend. Die beiden Schaufenster-Bogenfelder mit der darüberliegenden Ballustrade sind eine gute Zutat des 20. Jahrhunderts. Über diesem An- bzw. Vorbau wird der Fachwerkgiebel aus dem 16. Jahrhundert sichtbar.



Webergasse mit Konstanzer Pfleghof.

**Fürstenfelder (Pfleg-)Hof.** Strohgasse 13 (Ecke Stroh- und Heugasse) – Barock. Jetzt Gaststätte. Vorgängerbau schon 1321 erwähnt. Nach dem Brand 1701 um 1702/12 aufgeführt von JOHANNES WIEDE(N)MANN. Im Innern bedeutsamer Stuck, bes. im 1. Obergeschoß (u. a. Bernhard als Stifter des Zisterzienserordens / David und Goliath / Davids Kraftprobe u. a. m.; vermutl. Wessobrunner Meister). Portale später (Nordportal 1783 mit Abt- und Klosterwappen). Dachgaupen usw. im sog. Altdeutschen Stil (1884). Stuckdecken 1977 restauriert; Außenfärbelung 1972.

**Salemer Pfleghof (Kriminal).** Untere Beutau 1 (östlich des Chores der Frauenkirche) – Romanisch bis Spätgotisch (fast gotisierende Renaissance). In mehreren Bauabschnitten aufgeführt, in den unteren Geschossen (Osthälften der Südfront) noch mit ro-

manischen Fenstern, urkundlich erst 1229 genannt, Baubeginn sicherlich früher. Der Südfront kann man mindestens drei Bauphasen ablesen, die schließlich durch das Obergeschoß samt Dach zusammengefaßt wurden zu einer baulichen Einheit; mit dem riesigen Frauenkirchdach und dem des Klösterle eine städtebauliche Dominante und Zäsur zwischen «City» und Beutauvorstadt bildend. Neben dieser Wucht der zierliche spätgotische Erker – 1509, stark renoviert, aber echt – mit Fischblasenzier und den Wappen von links nach rechts: Abt JOHANNES II (Schöpfer von Salem), Erzstift Salzburg, GUNTRAM VON ADELSREUTE (Stifter von Salem), BERNHARD VON CLAIRVAUX (1153, Stifter des Zisterzienserordens). Die dreiflügelige Anlage zeigt im Nordflügel noch Spuren der Kapelle mit spätgotischem Südfenster, im Innern reizvolle Hofraumbildung. Schon 1682 erwarb Württemberg den Bau, der im 19. und 20. Jahrhundert Gerichtsgefängnis war – daher die Bezeichnung «Kriminal». Erneuerungen und Umgestaltungen sind seit 1975 im Gange. Innenhof mit Fachwerkwand bereits 1970 restauriert; der Fußgängerdurchbruch ist neu, eine Folge der Nordspange des Esslinger Verkehrsringes. Ehe dieser Ringabschnitt durchgebrochen wurde, lag vor der Südwand des Pflegehofes eine nur 3 bis 4 m breite Gasse, die Kriminalgasse. Man konnte nie in den Genuß der monumentalen Südseite gelangen.

### Gassen. Straßen. Plätze.

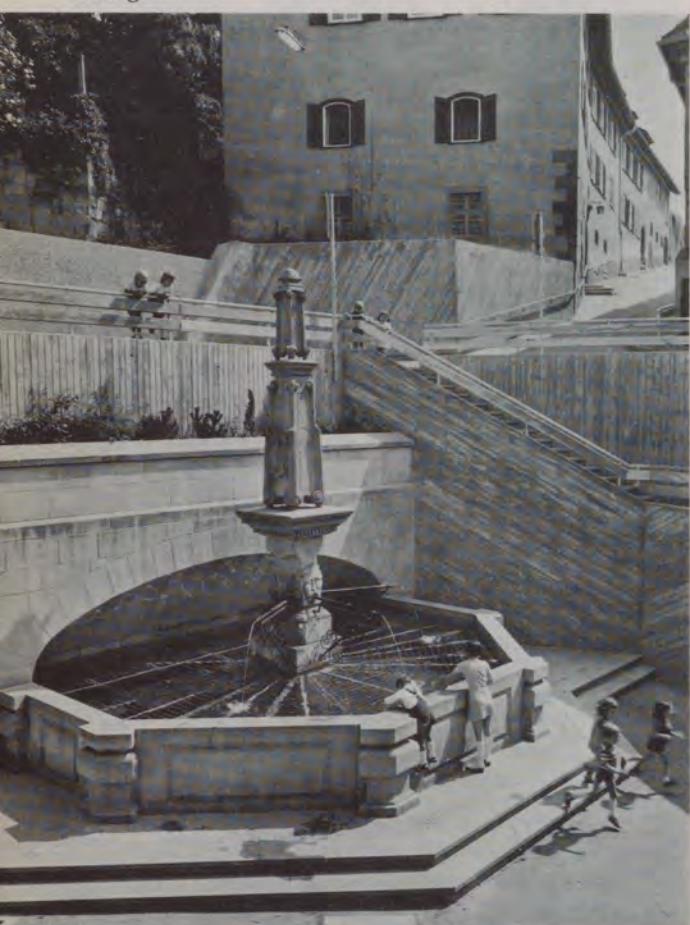
**Beutaubrunnen und Beutauvorstadt.** Am Kleinen Markt, hinter dem Neuen Rathaus: Brunnen Spätbarock/Rokoko. In heutiger Form 1777 von Stadtwerkmeister JOHANN GEORG MAIER. Dreiröhrenbrunnen; am Ansatz der Röhren Masken. Der gezierte Brunnenobelisk trug die Inschrift *Qui aquam hauris Fontem honora* (Wer das Wasser trinkt, ehre die Quelle). Renovierungen 1904 und 1964. Der Beutaubrunnen mußte beim Verkehrs durchbruch an seinen jetzigen Platz versetzt werden. Der Originalplatz war ungefähr auch dort, wo er heute «in Zweitverwendung» steht, nur höher und mehr westwärts gedreht. Ein Paradebeispiel für eine denkmalgerechte Versetzung. Der Bezirk südlich des Brunnens heißt «Der Kleine Markt», – heikle Einfügung des Verkehrsstranges «nördliche Ringspange» in die gewachsene Altstadt.

Nördlich des Beutaubrunnens lohnt sich ein Gang durch die verwinkelte Beutauvorstadt (mit Obertvorstadt und Pliensauvorstadt der dritte Vorstadtbezirk um die «City»). Rechts an der Oberen Beutau (nach Haus 4) die Burgstaffel.

Das Fachwerkhaus «Goldene Rose» (alte Schilderwirtschaft) trennt Obere und Mittlere Beutau. Kern der jetzigen «Rose» vielleicht 15. Jahrhundert, Umbauten, einer davon 1569. Weiterer Gang durch die Mittlere Beutau bis zum vor der Stadtmauer liegenden israelitischen Friedhof. Von dort die Mittlere Beutau zurück; bemerkenswert das Fachwerkhaus Mittlere Beutau 41, und schlichte, auf das Winzeramt deutende Reliefierungen zu (noch!) einigen Weingärtnerhäuschen.

**Kielmeyerhaus mit Marktplatz.** Marktplatz 2 – Renaissance (1582 datiert). Ehemalige Kelter des «Spitals zur Heiligen Katharina». Das Spital wurde mit seiner reichen, gotischen Spitalkirche (Spitalkapelle) 1811 abgebrochen. Es nahm den Raum des heutigen Marktplatzes ein. Nur so ist es erklärlich, weshalb dieser durch Abbruch entstandene Freiraum so gänzlich außerhalb einer «städtischen Mitte» liegt. Die den Spitalbezirk umgebenden Gebäudelichkeiten kamen durch den Abbruch des Spitals ins Blickfeld, sie säumten ab 1811 den «Marktplatz», weshalb diese Häuser fast durchweg «aufgeputzt» werden mußten. Fachwerke verschwanden großenteils un-

Beim Beutaubrunnen. Alte und neue Formen im Dialog.

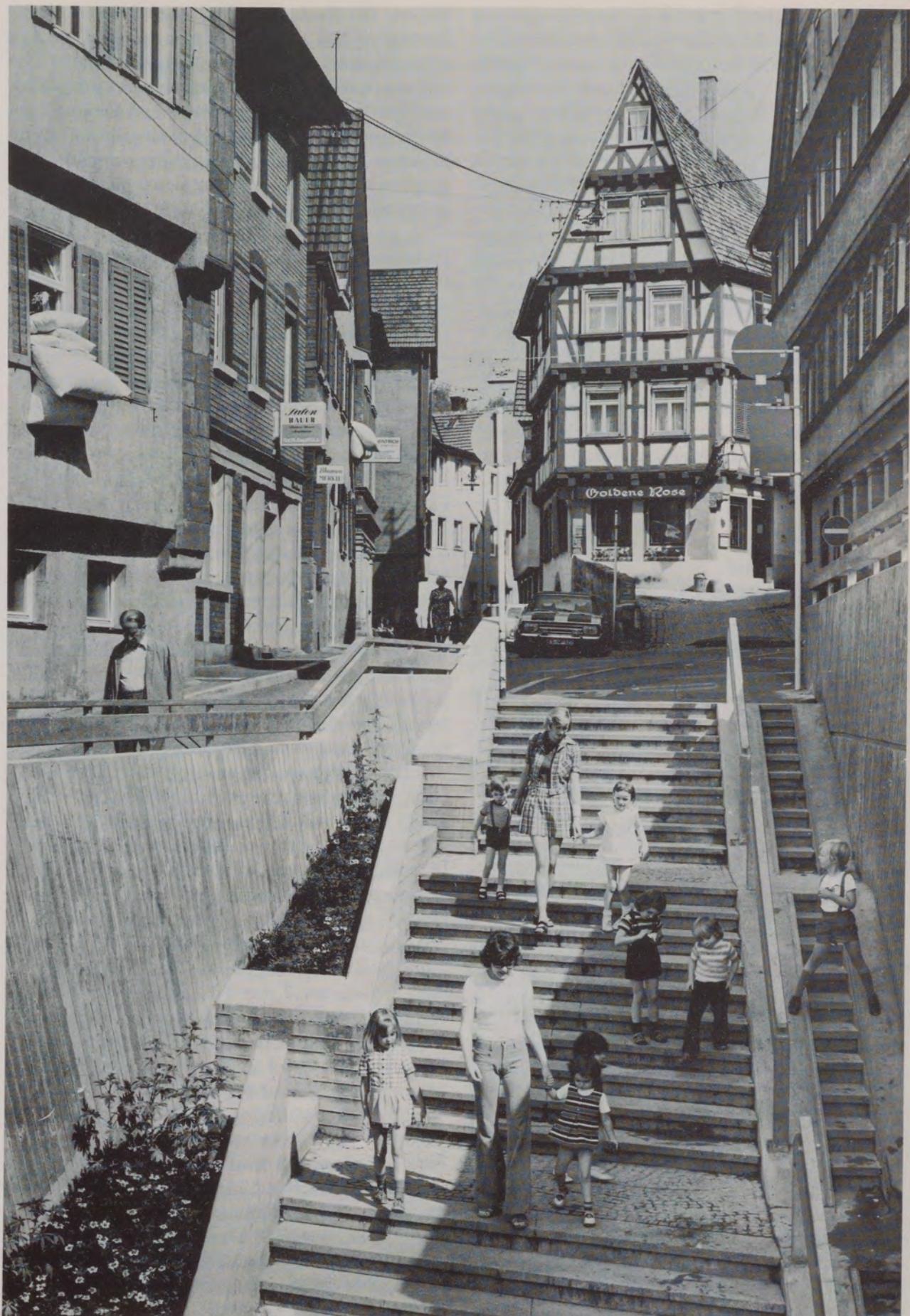


ter der «neuen Haut», und die Fenster erhielten klassizistische Verdachungen usw., so daß hier ein neues Gepräge entstand (vgl. z. B. die Schwanenapotheke). Die Kelter – jetziges KIELMEYERhaus – erhielt über dem alten Keltergeschoß zwei Fensterreihungen des 19. Jahrhunderts. Im Erdgeschoß Reste interessanter Bogen- und Eingangs-Situationen (Steinarbeiten), Wappentafel und Relief der Hl. Katharina, beide von 1582. Das riesenhafte Giebeldreieck (1976/77 restauriert) zeigt in seinem Dekor (Rosetten) noch das originale Fachwerkgefüge.

**Webergasse.** Wer sie durchwandert, wird selbst mancherlei Details (Bogenöffnungen, gerade noch lesbare Jahreszahlen usw.) erkennen. Hervorgehoben seien: Webergasse 6. Im Kern gotisch, sehr verstümmelte Steinmauerreste vom ehem. Bebenhäuser Pfleghof (1232?); dessen Hauptgebäude: Heugasse 9, oft umgearbeiteter Steinbau. Webergasse 8. Im Kern gotisch, Gewölbestein mit Jahreszahl 1551. Das Fachwerk, mehrfach verändert und erneuert (auch durch den Stadtbrand 1701) und im Nordgiebel erst 1934 nachkonstruiert, ist zwar sehr uneinheitlich, trotz seiner Flickenhaftigkeit aber von starker malerischer Wirkung. Webergasse 12. Barock. SCHLOSSBERGERSches, später MANGOLDSches Haus von bürgerlich-barocker Behäbigkeit, nach dem Brand von 1701 aufgeführt. Im Innern mit bedeuternder Stuckdecke im 2. Obergeschoß. Webergasse 13. Barocke Konsolstücke. Inschrift (auszugsweise): *1519 erstmals erwähnt. Bis 1719 im Besitz der berühmten Familie DATT, die der Stadt viele Ratsherren und Höhere Beamte . . . gestellt hat . . . 1719 . . . gehört seiner Herrlichkeit, Herrn GEORG ANDREAS SCHLOSSBERGER, Geheimer Rat und Alter Stadtamtmann. Im Besitz der Patrizierfamilie SCHLOSSBERGER bis 1774.* Webergasse 18. Mit spätgotischen Resten, Fachwerkgiebel. Wegen der Wolf-Figur auf spätgotischer Konsole «Haus zum Wolf» genannt. Am Kellerfenster zur Wolfsgasse die Jahreszahl 1523. Webergasse 20. Renaissance, Reste vom Ursberg-Roggenger Pfleghof. Im Renaissance-Portal Wappen mit Jahreszahl 1606. Ostwärts der Webergasse: Ausblick auf das Haus NAGEL (Ebershalde 5), in welchem der Komponist WILHELM NAGEL (1871–1955) lebte. Beachtenswerte Stuckfassade des 19. Jahrhunderts.

**Apothekergasse.** Den Namen gaben die beiden Apotheken – heute Ratsapotheke – links des Ein-

Rechts: Begehbarer, erlebbare Stadt. Die Goldene Rose zwischen Oberer und Mittlerer Beutau.



gangs zum Gäßchen: jenes Giebeldoppelgespann in Grün und Gelb, das zusammen mit dem dunkelroten Alten Rathaus in den goldenen zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts schon einmal den Auftakt zur «farbigen Stadt» gegeben hat. Der grüne Bau – gutes Nach-Biedermeier – geht auf 1535 oder gar 1517 zurück; der gelbgetönte Bau mit Giebelfachwerkfeld und stuckierter Fassade auf das spätere 18. Jahrhundert. Beide Bauten wurden in unserem Jahrhundert zweimal sorgsam restauriert (auch im Innern Vorbild für die heutzutage vielbeschworere Altbauanierung – was übrigens für so manches alte Esslinger Haus bereits jetzt schon gilt!).

Im schmalen Teil der Apothekergasse nachempfundene Schmiedebeschläge und Glockenzüge usw. des grünen Hauses Marktplatz 9. Man muß hier kehrtmachen und durch die schluchtartige Enge von Ost nach West, also zum Alten Rathaus blicken: Großartiges Spannungsverhältnis zwischen engstem Gassenraum und Weite des heutigen Rathaus-

platzes, der ehedem Marktplatz hieß und auch der Marktplatz war, ehe der heutige Marktplatz durch Abbruch des Katharinenspitals entstand. Im breiten Teil der Apothekergasse: Haus Nr. 8 mit der Jahreszahl 1644 (am oberen Eckpfosten) und zwei wertvollen Kragfiguren (Konsolfiguren) zur Heugasse hin, zwischen dem Erdgeschoß und dem weit überkragenden 1. Obergeschoß; ein Haus, das der Fachwerkfreilegung harrt.

**Hafenmarkt.** Städtebaulich ist der Esslinger Hafenmarkt eine Platzzone, die bis heute noch nicht befriedigend gelöst erscheint, denn die Wunden des Stadtbrandes vom 17. Oktober 1701 scheinen – im Gegensatz zur Ritterstraße – noch nicht so recht vernarbt; bauliche Gegensätze prallen aufeinander. Dennoch sind bemerkens- und besichtigungswert: Der Krautmarkt- oder Eiserne Brunnen (1717) mit achteckigem eisernem Becken (barock) und steinernem Obelisk. Das Gelbe Haus / Gelber Turm, Hafenmarkt 9, ein Doppelbau.

Links einer der alten steinernen Wohntürme (kaum Raubturm!), nachweislich noch aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Zu seinen frühgotischen Fensteröffnungen steht kontrastreich der barocke Kasten des WEINLANDSchen Hauses, nach dem Brand an den gotischen Steinturm gefügt. Vielleicht erhielt damals der Wohnturm auch seinen westseitigen Erker.

Im Haus Hafenmarkt 6 ist 1976/77 ein seltsam geformtes Fachwerk im Giebeldreieck mit gotisierenden Renaissanceformen zutagegetreten. Das BURGMEISTERische Haus (jetzt Polizeidirektion), Hafenmarkt 7, nach dem früheren Familienbesitz BURGMEISTER so genannt, wurde nach dem Brand ab 1702 in großzügigem Barock neu erstellt, berühmt durch seine zum Teil großartigen Stuckdecken. In diesem Hause – so die Haustafel – lebte der Esslinger Komponist CHRISTIAN FINK (1831–1911).

Noch in den oberen Teil des Hafenmarktes wirkt herein Heugasse 9, der Bebenhäuser Hof, 1232 erwähnt, ein mächtiger mittelalterlicher Steinkasten, das obere Geschoß 19. Jahrhundert. Neben seinen Fenster-, Tür- und Toröffnungen und dem Bebenhäuser Wappenstein ist besonders die Barocktür in einer Spitzbogenöffnung bemerkenswert.

**Postmichelbrunnen und Umgebung.** Am nördlichen Ende der Ritterstraße – Jugendstil. 1915/1916 – mitten im Ersten Weltkrieg (1914/18) – von Bildhauer EMIL KIEMLEN. Der jetzige Brunnen hatte mindestens drei «Vorgängerbrunnen» (Kaufbrunnen/Fischbrunnen; der gußeiserne wurde in die St.-Klara-Anlagen versetzt).

Der Postmichelbrunnen.



Dem 1915/16 errichteten Brunnen liegt die Postmichel-Legende, ersonnen 1844 von dem Eltinger Pfarrer MUNDER zugrunde, wonach der Postmichel MICH(A)EL BANHARDT eines Mordes, den ein Herr VON MARCHTHALER an seinem Onkel AMAND verübt hatte, bezichtigt und unschuldigerweise enthauptet wird. Die Brunnensäule zeigt in Metallguß den «Michel» hoch zu Roß. Die vier steinernen Reliefs am Brunnentrog: 1. Der Postmichel findet den Ring des Ermordeten; dieser Ring wird ihm zum Verhängnis. 2. Er zeigt den Ring, womit der Mordverdacht auf ihn gelenkt ist. 3. Die Enthauptung MICH(A)EL BANHARDTS. 4. Der Postmichel erscheint dem wirklichen Mörder, den Kopf unter dem Arm tragend und das Posthorn blasend. Die vom Postmichelbrunnen sich breit nach Süden hin öffnende Ritterstraße verdankt ihre Entstehung dem bösen Stadtbrande von 1701, dem an die 200 Gebäude zum Opfer fielen. Bemerkenswerte Bauten in Nähe des Brunnens: Ritterstraße 1: ehem. Amtshaus, 1720 erstellt und später stuckiert (auslaufender Spätbarock-Rokoko, schon zum Empire überleitend); ein interessantes Beispiel dafür, wie die Straßenfassade «städtisch», die Rückfassade mit ihren Lauben – einst zum Garten hingewandt – «ländlich» gestaltet wurde. – Ritterstraße 10: Das Ritterhaus. Lebendiger Barock. Nachbarschaftsgebäude zum Amtsgericht, jedoch dreigeschossig, 1724/25 von MATTHIAS WIEDMANN und GEORG HEIM als Direktoriumssitz des Ritterkantons Kocher erbaut. Beachtenswert die Portalsituation mit Balkon, ebenso die Korbgiitter im Erdgeschoß und die beiden Stiegenhäuser im Innern; Stuckdecken. 1806 ging das Ritterhaus (gleich dem jetzigen Amtsgericht und ursprünglichen Rathaus) an Württemberg. Etwa ab 1833 war es Sitz des Oberamts, wie man damals das Landratsamt nannte. Fassadenerneuerung 1976/77. Den niedrigen Zwischenbau, der heute die Lücke zwischen Ritterstraße 8 und 10 ausfüllt, muß man sich wegdenken. Von da wäre ein freier Blick auf die Maille geboten. Ritterstraße 6: Übergangsstil vom Altdeutschen zum Jugendstil, 1899, mit der Erkerpartie eine gute städtebauliche Dominante bildend. Ritterstraße 5: vollentwickelter Jugendstil, noch während des ersten Weltkrieges erstellt, ein geglücktes Gegenüber zum Amtsgerichtsgebäude, Haus Nr. 8. Fischbrunnenstraße 1: Fischbrunnenapotheke: Zweitbarock aus der Jahrhundertwende, eine anspruchsvolle, dabei aber vorzügliche Stuckierung, übrigens optisch gut im Blickfeld vom Straßenzug «Innere Brücke» hergelegen. Die Bezeichnung Fischbrunnenstraße röhrt noch aus der Zeit vor 1916, als der Vorgänger des Postmichelbrunnens «Fischbrunnen» hieß.



In der Küferstraße: Die Gaststätte Zwiebel mit zum Teil originalem Fachwerk.

**Küferstraße.** Von den alten Straßenzügen einschließlich der Pliensaustraße einer der lebendigsten, seit 1975 durch die farbliche Eintonung bemerkbar geworden. Neben vielen Details, die der Wandernde selber entdecken muß, sei auf folgende Bauten hingewiesen: Küferstraße 7 (früher auch ZWINKSches Haus gen.), ehem. Gasthof zum Stern. Beachtenswert der noch verbliebene Ausleger mit Stern, der seiner Vergoldung harrt. – Küferstraße 21 und 23, jetzt Gaststätte Zwiebel. Doppelgiebelanlage mit zum Teil noch originalem Fachwerk, 1976 restauriert. (Zwiebel genannt, weil die Esslinger ja den Necknamen Zwiebel tragen; sie sollen einst dem Teufel, der die Esslinger verkleidet besuchen und heimsuchen wollte, scharfe Zwiebeln anstatt

Hier und dort ein Anflug von Ländlichem mit – noch! – einigen Weingärtnerhäuschen.



der gewünschten Äpfel angeboten haben; Esslingen sei seitdem angeblich vom Teufel gemieden worden). – Küferstraße 24, spätbarocke, fast schon empirehafte Erscheinung, Überstuckierung um 1780 (1784?) eines ursprünglich wahrscheinlich mit einem Sichtfachwerk versehenen Giebelhauses. 1971 restauriert. Erdgeschoß im 19. Jahrhundert verändert.

**Innere Brücke und Pliensaustraße.** Mit der Küfergasse und der Ritterstraße ist dieser in seiner Uneinheitlichkeit einheitlich-malerische Straßenzug der lebendigste. Heute Fußgängerzone. Aus der Vielheit dieses Straßenzuges kann hier nur angedeutet werden: PALMScher Bau, behäbige Barockschröpfung nach dem Brande vom 17. Oktober 1701, Innere Brücke 2 (Ecke zur Archivstraße). Ab Innere Brücke 4 und 7 endigte früher die City. Durch das (nicht mehr bestehende) Finstere Tor gelangte man zur damals über die Talaue (Wasen / jetzt Maille) und die Kanalarme führenden Inneren Brücke, die als einziges Gebäude die um 1300 entstandene Nikolaikapelle (Brückenkapelle, jetzt Gedenkstätte für die Opfer der Brauen Aera und des Zweiten Weltkrieges) trug. Von besonderem Reiz die späteren Brückenpfeilerhäuschen, beachtenswert der Barockbau Innere Brücke 11. Beidseits der Kapelle neuere Abgänge zur Maille – jetzt Esslingens «Grüner Lunge», mit den Denkmälern von KARL PFAFF (1795–1866), dem Historiker von Esslingen und Mitbegründer des Deutschen Sängerbundes und von THEODOR GEORGII (1826–1892), dem Begründer der Schwäbischen und Deutschen Turnerschaft. – Jugendstilbau Innere Brücke 22. (Märchenreliefs entlang der Straßenseite). – Am Ende der Inneren Brücke stand das abgebrochene Heiligkreuztor, das den Eingang zur damaligen Pliensauvorstadt bildete. In der anschließenden Pliensaustraße interessieren vor allem: Der angebliche PARACELSUSbau, Pliensaustraße 8 (Ecke zum Unteren Metzgerbach), ein glanzvoller Fachwerkbau in ausgereiftem Altdeutschen Stil aus den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts; bemerkenswert der kraftvolle Erker, der aus Verkehrsgründen im Erdgeschoß einen Fußgängerdurchlaß erhalten hat (man wollte neben so vielem auch diesen Erker abreißen; die Denkmalpflege konnte ihn retten!). – Goldener Ochsen, Pliensaustraße 29. Malerisches Zweitfachwerk. Kaufhaus, Pliensaustraße 31. Dort stand früher die Jakobskirche. Abstecher in die parallel laufende Sirnauergasse zeigen die malerische Enge und den Fachwerkbau Sirnauergasse 16.

**MERKELsches Schwimmbad.** Mühlstraße 6 – Jugendstil. Nach dem Stifter, dem Geheimen Kommerzienrat MERKEL, benannt. Im Innern neben einer vorzüglichen Büste des Stifters: *Erbaut von OSCAR MERKEL 1907*. Einer der glanzvollsten Jugendstilbauten; am Äußeren figuraler Schmuck mit einem Mosaikbild im Giebelfeld und kupfergetriebenen Dachgaupen. Die in die Innenräume wirkenden Verglasungen lassen sich von außen teilweise noch ablesen. In der später leider unterteilten ehemaligen Schwimmhalle monumentales Glasgemälde des Münchner Künstlers O. GRAF, dessen Wirkung (Meer mit Küste und wartender Frauengestalt) auf den Gesamtraum der überwölbten einschiffigen Halle eingestellt war. – Weitere, in der Nähe liegende Jugendstilbauten: Das Mädchengymnasium, Neckarstraße 38, beachtenswerte Ecklösung (fünfeckiger Pavillon), Eingangssituation mit Vorsprung (Plastiken: Lernende und Sinnierende von EMIL KIEMLEN); im Innern das phantasiereiche Stiegenhaus. Schade, daß der lebendig geformte Nordgiebel (an der Neckarstraße) einem Stockwerkaufsatz hat weichen müssen. Gebäude Neckarstraße 57 und 65, Privat-Mietbauten des Esslinger Jugendstil-Architekten FALCH (1904 und 1905); sowohl bezüglich der Baumasse als auch der Details (Bildhauerarbeiten, Ornamentik) glänzend durchgeformt. Bei Haus Nr. 57 die geniale Ecklösung Neckarstraße-Kanalstraße, mit teilweise kupferbeschlagenem Erker-turm, reliefiertem Giebel und Fachwerkmotiven. Wer weiteren Jugendstil kennenlernen will, begehe u. a. die Mülberger Straße, die innerhalb der Anlage in der Haarnadelkurve Deutschlands einziges Lenau-Denkmal zeigt.

Wer Esslingen einigermaßen gründlich kennenlernen will, sollte sich Zeit lassen. Nicht nur die Museen – unterirdische und überirdische! – sollten außer den Rundgängen zusätzlich interessieren: Auch wie die Stadt in die Landschaft eingebettet ist, will durch Wanderungen auf die Höhen – Neckarhalde, Eisberg, Zollberg usw. – erlebt werden, von denen die weite Neckartalaue flankiert wird: Die Brückenstadt hat sich ihre Stadtlandschaft geformt.

#### Anmerkung

Ausführungen ähnlicher Art sind vom Verfasser auch in der Stuttgarter Zeitung (17. 3. 76) erschienen sowie in «Natur – Heimat – Wandern / Schurwald – Esslingen – Filder» (Konrad Theiss Verlag, Stuttgart und Aalen 1977).

# Größe am Rande – Die Esslinger Frauenkirche

Otto Borst

Wenn wir den großen internationalen Reise- und Autoführern glauben wollten, gäbe es für Esslingen nur eine Sehenswürdigkeit: die Frauenkirche. Sie gilt als eines der schönsten, ausgeglichensten Zeugnisse süddeutscher Hochgotik. Eine der wenigen größeren Kirchen des Spätmittelalters, die fertig geworden sind, ist die Frauenkirche, ein Stück aus einem Guß. *In hohem Grade reizvoll, so hat einst einer unserer ersten Kenner formuliert, durch die schöne Lage und die zierliche Durchbildung, im Kunstgehalt nicht mehr als schulmäßig normal, für die bürgerliche Baugesinnung durchaus bezeichnend<sup>1</sup>.*

Sie hat eine merkwürdige und bis heute in vielerlei Details auffallend dunkle Geschichte, diese Kirche. Sie ist die einzige «echte» Stadt- und Bürgerkirche der Stadt Esslingen. Aber die urkundliche Überlieferung ist seltsam dürfsig<sup>2</sup>. Das mag ein Zufall sein. Aber ist es einer, wenn man bedenkt, daß die Frauenkirche in allen den früheren Jahrhunderten in kirchenrechtlichem und kirchenorganisatorischem Be- tracht nie so recht zum Zug kam, daß sie immer «am Rande» lag?

Die älteste Kirche Esslingens, das weiß man, ist die Dionysiuskirche. Sie geht, wie die ausgegrabene Unterkirche jetzt zeigt, bis ins 8. Jahrhundert zurück<sup>3</sup>. Wäre sie Pfarrkirche der Stadt Esslingen geblieben, hätte es nie eine Frauenkirche gegeben. Aber nun kommt der Stauferkaiser FRIEDRICH II. im Jahre 1213 auf die Idee, die Esslinger Pfarrkirche, eine staufische «Eigenkirche», dem Domkapitel Speyer zu schenken. Das geschieht am 30. Dezember 1213, dem Tag, an dem die Leiche seines 1208 schmählich von OTTO von WITTELSBACH ermordeten Oheims, des deutschen Königs PHILIPP, in den Kaisergräbern des Speyrer Doms beigesetzt wird. Aber die aufstrebende, immer mächtiger und immer reicher werdende Stadt Esslingen, ein halbes Jahrhundert später als Reichsstadt auftretend, «wurmt» dieser Verlust. Sie finanziert die Kämpfe gegen den Grafen von Württemberg, sie trägt die Hauptlast des Kampfes gegen den inner schwäbischen Adel. 1312 unterwirft sich Stuttgart neben anderen württembergischen Städten der Stadt Esslingen und dem Reich. Das ist der absolute Höhepunkt der Esslinger Macht. Wenn auch dieses Glück kaum ein halbes Jahrzehnt lang dauert: die Neckar-Reichsstadt liegt noch lange nicht am Boden, und die großen Kriege kommen erst noch. Verständlich, warum man in dieser Epoche der hochfahrenden Selbständigkeit auch daran geht, sich eine eigene Stadtkirche zu

bauen, eine Gemeindekirche, die ein Zeichen des Stolzes und der Unbesiegbarkeit sein darf.

Man geht klug und – sparsam zu Werk. Da gibt es eine Marienkapelle, die 1267 erstmals urkundlich in Erscheinung tritt<sup>4</sup>. Offenbar hat die Stadt ihr schon früher zu helfen gedacht. 1313 hatte Esslingen von einer Anzahl von Bischöfen aus Dalmatien, Frankreich, Aragonien, Kastilien und Portugal und von dem Generalvikar und Weihbischof von Konstanz Ablässe für die Kapelle erwirkt. Sicher hatte man sich an die Kurie gewandt, wo diese Bischöfe gerade weilten. Jetzt geht man den zweiten, letzten Schritt: diese erhöht und hübsch gelegene Kapelle soll Ausgangspunkt der künftigen Pfarrkirche sein. Man hat damit doppelt gewonnen: einen billigen, unmittelbar an die Stadtmauer grenzenden Bauplatz und eine städtebaulich dominierende Lage über der konkurrierenden Pfarrkirche, die einzige Möglichkeit, auch längsseits des Tals deutlicher das Bauprofil zu zeigen. Am 26. Mai und 1. Juni 1321 fordert der Esslinger Rat die Bürgerschaft auf, zum Neubau der Kapelle Beisteuern zu geben. Er bewilligt selbst dafür Beiträge aus der Stadtkasse und veranlaßt das Spital, das gleiche zu tun. Und hier beginnt schon das Dunkel: die Originale dieser Ausschreiben gibt es nicht mehr. KARL PFAFF, der sie 1840 zur Sprache gebracht hat<sup>5</sup>, hat nicht verraten, wo er diese Nachricht gefunden hat. Die beiden Daten sind in seinem Handexemplar, wo er hernach Dutzende von Angaben korrigiert oder ergänzt hat, unberührt stehen geblieben. Der Tübinger Kirchenhistoriker KARL MÜLLER, der sie 1907 für seine auch heute immer noch beispielhafte Geschichte der Esslinger Pfarrkirche im Mittelalter in den Archiven des Landes gesucht hat, hat sie nirgends gefunden. Auch die älteren Chroniken und Annalenwerke haben mir keine Antwort gegeben. Trotzdem halte ich die Nachricht für ganz richtig<sup>6</sup>.

Wie auch immer: die Nachricht von 1321 hängt – heute – an einem zarten Fädchen. Im übrigen handelt es sich hier um einen Baubeschluß, genauer noch um den Beschuß, die vorhandene Marienkapelle zu vergrößern. Nicht um den Baubeginn. Daß wir – entgegen immer wieder neu aufgetischt abenteuerlichster Angaben – vom Baubeginn gar nichts wissen, wäre nicht weiter schlimm. Mittelalterliche Kirchen tun einem diesen Gefallen nur selten. Von den vier großen Esslinger Kirchen aus dieser Zeit, der Stadtkirche, dem St.-Pauls-Münster, der Hinteren Kirche und der Frauenkirche kennen



wir solche Daten nur für das Münster St. Paul, und auch hier nur annähernd<sup>7</sup>. Im Hinblick auf die Frauenkirche wirkt der Fall nur deshalb so dramatisch, weil sie einen für die damalige Zeit gänzlich neuen Typ der hochgotischen Hallenkirche, der bürgerlichen Gemeindekirche<sup>8</sup> präsentierte, der dann im Südwesten Schule gemacht hat.

Wer hat, so fragt man heute zu Recht, damit begonnen, wer hat die Initialzündung gegeben? Die Esslinger Bauhütte, so schreibt HANS KOEPF 1958<sup>9</sup>, legte den Grundstein für die sprunghafte Entwicklung der reichsstädtischen Baukunst in Schwaben. Bereits in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts war mit dem Chorbau der Frauenkirche begonnen worden, kurz bevor man in Schwäbisch Gmünd den für die spätere Entwicklung so entscheidenden Bau der Heiligkreuzkirche begann, und ein halbes Jahrhundert, ehe die größere Schwesterstadt Ulm sich zu einem Münsterbau entschloß. Aber nicht nur diese Priorität kann die Esslinger Bauhütte für sich in Anspruch nehmen. Aus der Esslinger Hütte gingen auch die Meister hervor, die durch ihre Tätigkeit in und außerhalb Schwabens die Grundlagen für die bedeutende Entwicklung der reichsstädtischen Baukunst geschaffen haben: die Ensinger und Böblinger. Sowohl Ulrich von Ensingen wie Hans von Böblingen und Matthäus Böblinger hatten sich in Esslingen von unbekannten Steinmetzen zu allseits geschätzten und bekannten Meistern hochgedient.

Freilich: drüben in Gmünd spricht die Lokaltradition bis zur Stunde von der Heiligkreuzkirche als der ersten und ältesten im Lande. Den Baubeginn vermag man freilich auch dort nur sehr vage zu fassen: «um 1320». Am Ende läuft der ganze Disput auf die Feststellung hinaus, daß in den innerschwäbischen Städten und Reichsstädten damals – töricht, eine davon besonders zu ehren – mit Macht eine Ära bürgerlichen Selbstbewußtseins eingesetzt hat, daß man dem – heute würde man sagen – ideologisch zugrundeliegenden Gedanken genossenschaftlicher Gleichheit innerhalb der Bürgergemeinde im Kirchenraum, der mit drei gleich hohen Schiffen die Idee der Gemeinsamkeit und der Parität zu demonstrieren hatte, die kirchliche, die sakrale Entsprechung zu geben gewußt hat. KOEPF selbst hat drei Jahre später von dieser gemeinsamen Basis aus argumentiert<sup>10</sup>, wenn er sich nicht mehr an Prioritätsfragen Jahr und Tag aufgehalten, sondern auf die Ursprünge der Hallenarchitektur im französischen Kathedralchor und die Zisterzienserarchitektur, übrigens auch hier auf Vorgängern fußend, hingewiesen hat. Daß sich Schwäbisch Gmünd mit Herrenberg und Esslingen streitet, die früheste schwäbische Hallenanlage zu besitzen, zeigt doch immerhin deutlich, daß damals gerade diese Raumform auch in Schwaben aufgegriffen und vervollkommenet wurde.

Auch die Baugeschichte der Frauenkirche im einzelnen ist nichts anderes als ein Gerüst von Hypothesen, Kombinationen und Vergleichsanalysen. Was den Chor anlangt, so setzt ihn WALTER SUPPER auf 1325–1332 an<sup>11</sup>. Die mit vielen Einzelarbeiten und außerordentlichem Überblick ausgewiesenen Kunsthistoriker ADOLF SCHAH<sup>12</sup>, LUDWIG DEHIO und FRIEDRICH PIEL<sup>13</sup> begnügen sich mit dem zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts bzw. mit der Jahreszahl 1335, dem Jahr, in dem ein Altar im Chor aufgestellt wurde. Die ersten, nämlich drei östlichen Joche des Langhauses, lokalisiert SUPPER in die Zeit ca. 1350–1360, SCHAH<sup>1</sup> gibt noch ein Jahrzehnt hinzu (1350–1370), während DEHIO/PIEL in die Zeit 1340–1350 kommen. Auch in der Zeitangabe für die drei westlichen Joche differieren die Angaben ein wenig: SUPPER und vor ihm DEHIO legen sich auf 1400–1420 fest, SCHAH<sup>1</sup> läßt diese Bauphase schon um 1380 beginnen. Auch in der zeitlichen Zuordnung der einzelnen Stadien des Turmbaus<sup>14</sup>, der Farbfenster im Chor<sup>15</sup>, der beiden Portale der Südsseite<sup>16</sup>, der Wandgemälde des Chors oder der Apostelfiguren<sup>17</sup> stößt man beinahe in jedem Führer oder jedem Handbuch auf Abweichungen. Gravierend sind sie alle nicht. Dafür haben sich die Forschungsergebnisse gegenüber dem 19. Jahrhundert, vor allem gegenüber EGLES Chronologie zu sehr in Richtung einer tragbaren Toleranzbreite eingependelt. Schon der Hofbaudirektor JOSEPH EGLE (1818–1899), damals Baugewaltiger im Königreich und Leiter der umfassenden Frauenkirchenrestauration, hat 1885 mit den abenteuerlichen Angaben seiner Vorgänger aufgeräumt und sämtlichen künftigen Datierungsversuchen den Weg gewiesen<sup>18</sup>. Er sagt, der Chor sei 1321 begonnen und etwa 1340 fertig geworden, die drei östlichen Joche habe man 1362 beendet (damals hätten sie einen Altar bekommen), die drei westlichen im Jahre 1420. Im Grunde sind das dieselben Angaben, mit denen man heute noch hantiert, wobei EGLE bis heute der einzige war, der für seine Ergebnisse eine pedantische, präzise Bestandsaufnahme sämtlicher Steinmetzzeichen des Gesamtbaus aufgestellt und dabei sechs Bauperioden herausgearbeitet hat. Außerdem hat er sich bereits auf Urkunden stützen können, die KONRAD DIETRICH HASSLER (1803–1873), der Konservator der württembergischen Kunst- und Altertumsdenkmale, zur Baugeschichte der Frauenkirche 1869 ediert hat, mit grundsätzlich wertvollem Quellenmaterial für die beiden Baumeisterdynastien ENSINGER und BEBLINGER und die Kirchen in Esslingen und Ulm, München und Frankfurt, Schwäbisch Gmünd und Konstanz usw.<sup>19</sup>.

Daß dieser gesamte Forschungskomplex «Bauge-

schichte der Frauenkirche», für sich gesehen, aber auch im Zusammenhang mit dem süddeutschen Hallenkirchenbau, einer gründlichen Aufarbeitung durch die moderne Forschung bedarf, ist nicht mehr zweifelhaft. Aber auch die spezifisch kirchengeschichtliche Seite des Frauenkirchen-Schicksals liegt noch in seltsamem Dunkel. Gewiß, wir können sagen, daß man an der Frauenkirche in der Zeit nach 1321 bis um 1516, wo man die Endteile des Chorungangs besorgt hat, gebaut hat, daß diese Kirche als eine der ganz wenigen größeren Bürgerkirchen des ausgehenden Mittelalters aus einem Guß gebaut, daß sie – im Gegensatz zu Köln oder Ulm – fertig geworden ist. Insofern ist die Frauenkirche das brennende, das großartigste Zeugnis von Esslingens mittelalterlicher Geschichte – wir haben heute kein größeres Symbol dafür. Es ist ein Gotteshaus geworden, das in aller Verästelung und trotz der durchsichtigen Zartheit seines Turmes den realistischen, den schwäbischen Sinn seiner Baumeister und seinen Auftraggeber nicht verdecken kann. Bei allem Ausgriff in den innerschwäbischen Raum, bei allem, was Esslingen unerschrocken den Existenzkampf mit den Fürsten und zunächst mit dem Grafen von Württemberg aufnehmen ließ: es ist keine Katastrophe daraus geworden, kein Zusammenbruch, kein Offenbarungseid vor dem Sieger. Die Frauenkirche ist das leibhaftige Sinnbild für diese Epoche Esslinger Geschichte: sie ist führend und tonangebend für eine Vielzahl anderer Stadtkirchen Schwabens, wie die Stadt Esslingen damals Führerin der innerschwäbischen Städte war. Und sie ist, diese immer dem Gesamtplan gehorchende Kirche, mit Maß und mit Proportionen zu Ende geführt worden, nicht Fragment geblieben wie der übermächtige, aber augenscheinlich über die Grenzen des Möglichen hinausgreifende ulmische Münsterbau.

Wie gesagt: das kann und konnte konstatiert werden, mit dem immer wieder betonten Zusatz, das sei nun die eigene, die wirkliche und echte «Stadtkirche» geworden, obwohl sie zunächst nur Kapellenrecht besessen habe. Aber gerade hier fehlen uns, genau besehen, noch alle Zahlen und Fakten. Wann ist die Frauenkirche offiziell Esslinger Pfarrkirche geworden? Ist sie es überhaupt je geworden in reichsstädtischer Zeit? Im September 1547, Folge der Reformation in der Stadt und Schlußpunkt jahrelanger Provisorien und prozessualer Auseinandersetzungen zwischen der Stadt, dem Bistum Speyer und dem Papst, kam endlich der Vergleich zustande, mit dem die Stadt Esslingen für immer die Verfügung über ihre angestammte alte Stadtkirche, die Dionysiuskirche erhielt. Aber man irrt, wenn man annimmt, erst damit hätten Stadt und Bürgerschaft

(«Rat und Gemeinde») Esslingen wieder Zugang zur Stadtkirche erhalten. Vielmehr war es der Stadt Esslingen schon 1321 über eine städtische Kapellenordnung gelungen, sich das Patronatsmonopol über alle Kaplaneien der Pfarrkirche (der St. Dionysiuskirche) zu sichern<sup>20</sup>. Damit war der Stadt die Verwirklichung dessen gegückt, was überhaupt angesichts des weitentfernten, ortsfremden Speyerer Domkapitels unter den bestehenden Rechtsverhältnissen möglich war. Die Verleihung der Pfründen für die Altäre der Stadtkirche wie für die zahlreichen Esslinger Kapellen, auch für die Marienkapelle, die heutige Frauenkirche, ist nun ausschließlich und für alle Zukunft in den Händen der Stadt. Insofern war die Pfarrkirche St. Dionysius also doch kein Fremdkörper in der Stadt, sondern nach wie vor die Pfarrkirche Esslingens, wenn auch der städtische Einfluß auf diese Kirche auf eine eigentlich mittelbare und komplizierte Art praktiziert wurde.

Wer diesen Umstand ganz berücksichtigt, wird nach dem Grund fragen, warum es angeblich nötig gewesen sein soll, aus der – wenn auch respektabel großen – Marienkirche eine, nein, die Esslinger Pfarrkirche zu machen. Wenn wir exakt auf die Namen achten, so war und blieb die Dionysiuskirche, die «Pfarrkirche», an der der Stadtpfarrer tätig war. An den übrigen Kirchen oder Kapellen oder Altären waren Kapläne tätig. Alle diese Kaplaneien standen im Patronat der Stadt; die Kapläne waren auf vielfältige und sehr direkte Weise der Pfarrkirche angegliedert. Zur Frauenkirche sagte man bis in die Reformationszeit hinein *Capella S. Mariae, Liebfrauenkapelle, Kapellkirche* oder überhaupt nur *Kirche*. Aber nie Pfarrkirche. Noch 1512, also unmittelbar am Vorabend der Esslinger Reformation, ist in einer der seltsam wenig vorhandenen Frauenkirche-Urkunden im heutigen Stadtarchiv von der Verpflichtung der Kapläne der Frauenkirche die Rede (1512, September 17)<sup>21</sup>. Aber nicht von dortigen Pfarrern. Ist die Frauenkirche vor der Reformation je aus dem Status der Kapelle herausgekommen (was ohnehin ein außerordentlicher, komplizierter und die Zustimmung der allerhöchsten Kirchenspitze erfordernder Akt gewesen wäre)? Wo sind die Belegstücke für diesen extraordinären, für die gesamte Geschichte der Stadt ungemein einschneidenden Akt?

Die Geschichte der Frauenkirche nach 1500 beweist eher, daß diese Kirche nie geworden ist, was sie hätte werden sollen: die Bürgerkirche der Stadt. Über Nacht hat sich der Name «Stadtkirche», wenn er überhaupt je von ihr getrennt worden war, wieder an die Dionysiuskirche gehängt. Er ist bis heute ihr Name geblieben. Die Frauenkirche hingegen

bleibt, was sie war, Außenstation der größeren Stadtkirche. Und sie muß dieses Schicksal schon deshalb erdulden, weil sie, am Vorabend der festen organisatorischen Lösungen zunächst ohnehin abholden Reformationszeit fertig geworden, am 4. Januar 1532 den Esslinger «Bildersturm» über sich ergehen lassen muß, der ihr so gut wie alles nimmt, was ihr in den wenigen Jahren vorher an Innen schmuck gegeben worden war. Die Pfarrkirche, die diese schlimmen Aktionen drei Tage später hinzunehmen hat, ist im Verlaufe der Generationen wieder leidlich dekoriert worden, mit Kanzel und Altar, mit Epitaphien und Grabdenkmälern und Orgel und so fort. Die Frauenkirche, in die 1558 das sogenannte Interim, ein Kompromiß zwischen katholischem und evangelischem Gottesdienst verlegt wird, während in der Pfarrkirche die reine evangelische Lehre gepredigt wird (ein für die Stellung der Frauenkirche sehr bezeichnender Vorgang), bekommt ihren Schmuck eigentlich erst wieder im 19. Jahrhundert (und dann freilich in einer Weise, die mit originalem Aussehen vor 1532 nicht mehr konkurrieren kann).

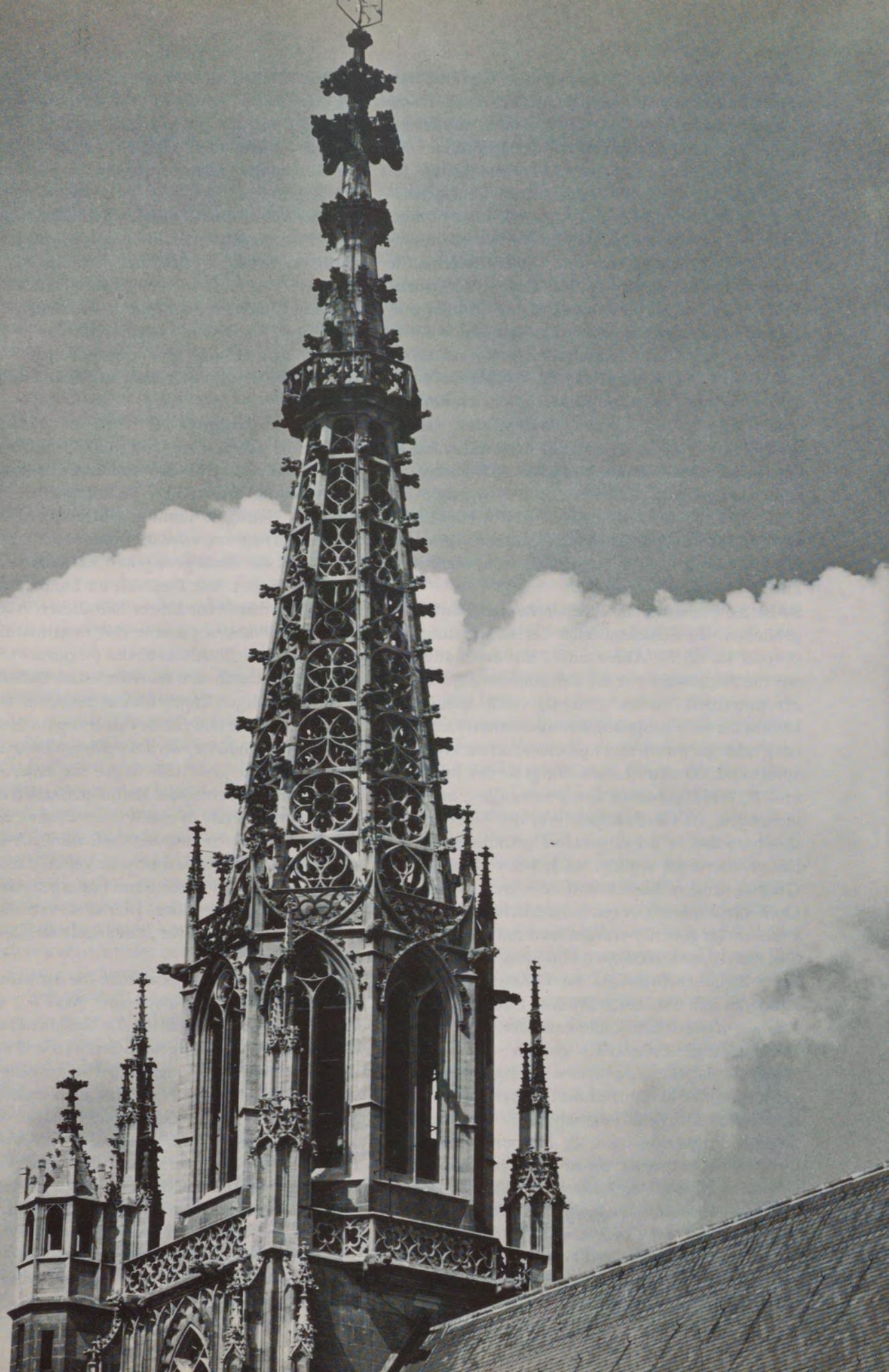
So ist die Frauenkirche Filialkirche der Stadtkirche geblieben. Ihr Schicksal nach der Reformation ist, obwohl sie reiche Altäre und Pfründen hatte und wie die Stadtkirche vor der Reformation eigene Pfleger unterhielt, weder großartig noch anziehend, keinesfalls ihrer ursprünglich städtischen Konzipierung oder gar ihrem kunstgeschichtlichen Wert entsprechend. Dann und wann nötigt sie den Rat im 17. und 18. Jahrhundert zu Ausbesserungen, zu Renovierungen, zu Tünchungen. Wer die Aktennotizen durchmustert, wird nirgendwo grundlegende Arbeiten vermuten wollen, auch keine ästhetischen Großleistungen: Barock und Rokoko verstehen die Gotik nicht mehr. Der reichsstädtische Rat hat wohl kaum mehr gewußt, warum und mit welchen Opfern man diese Kirche einst von Stadt wegen gebaut hatte. Reiseschriftsteller, die Esslingen passieren, mokieren sich über diese sinnlose Häufung von drei Kirchen unmittelbar nebeneinander, die zu allem Überfluß und Schrecken – gotisch sind<sup>22</sup>. PHILIPP WILHELM GERCKEN, der in den siebziger und achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts durch Süddeutschland reist, macht eine Ausnahme. Er meint, in Esslingens Burgviertel habe die Liebenfrauenkirche der Stadt das meiste Ansehn. Sie ist von ungemein zierlicher Gotischer Bauart. Das Laubwerk daran ist sehr fein und künstlich gearbeitet, besonders nimmt sich der durchsichtige Thurm von einer sehr künstlichen Bauart gut aus, der, verhältnißweise in Absicht der Kunst, dem zu Straßburg nichts nachgiebt, obwohl er ihm an Größe und Höhe gar nicht gleich kommt. Auch über die Kirchthüren sind

sehr sauber, biblische Historien gehauen. Inwendig aber fällt diese äußere Pracht zu sehr ab, indem man alles schwarz, schmutzig, und schlecht findet<sup>23</sup>.

GERCKEN dürfte den Tiefstand in der Frauenkirche-Geschichte registriert haben. 1731 werden größere Reparaturen am Turm vorgenommen. Das Innere bleibt zunächst so, wie es GERCKEN gesehen hat, in der heruntergekommenen Braun-Lila-Tünchung des frühen 17. Jahrhunderts. Erst am 23. November 1790 geht es wieder aufwärts, mit der an diesem Tage feierlich begangenen Einweihung der restaurierten Frauenkirche<sup>24</sup>. Aber auch das ist nur ein Ansatz, zumal von einer gründlichen Gesamt-Restaurierung offensichtlich nicht die Rede sein konnte<sup>25</sup>.

Erst nach 1800 beginnt der Stern, spät genug, langsam wieder zu glänzen. Und freilich auf Umwegen. 1811, als die erste große Abbruchwelle über die Stadt geht und der prachtvolle Baukomplex des Spitals auf dem heutigen Esslinger Marktplatz zu verschwinden beginnt, wird die Frauenkirche den mittlerweile in die Stadt gezogenen Katholiken als Kirche zugewiesen. Die Pietisten im Lande entrüsteten sich. Einer ihrer Wortführer hält diesen Akt für ein bedenkliches Phänomen unserer Zeit, im Grund aber doch nicht unerwartet<sup>26</sup>. Als 1840 die («hintere») St.-Georgs-Kirche durch den Biereifer eines Subalternbeamten in wenigen Tagen bis auf den Chor abgebrochen wird, ohne daß die Bevölkerung vorher etwas davon erfahren hätte, wird die evangelische St.-Georgs-Gemeinde gleichfalls in die Frauenkirche verwiesen. Jetzt haben beide, Katholiken und Evangelische, Gottesdienst in der Frauenkirche. Erst mit Vertrag vom 25. September 1860 zieht die katholische Kirchengemeinde aus; jetzt gehen die Bewohner der nördlichen Vororte von Esslingen, soweit sie noch keine Kirchen haben, wieder mehr in die Frauenkirche als in die (der Innenstadt vorbehaltene) Stadtkirche.

Aus der Entschädigungssumme, die der katholische Kirchenrat bewilligt, insgesamt 9000 fl., werden 6000 fl. als Grundstock für die Restaurierung der Frauenkirche zur Seite gelegt. Erst jetzt will man den Versäumnissen der Generationen in großangelegter Weise zu Leibe gehen. Nicht daß auch vorher schon gestützt oder erneuert oder erbaut worden wäre. In den Jahren 1830–1832<sup>27</sup>, 1835/36<sup>28</sup>, 1837–1840<sup>29</sup>, 1843–1853<sup>30</sup> ist mancherlei Wichtiges getan worden, an Verbesserungen auf den Galerien, an Pflasterungen, in der Sakristei, am Turm, am Chordach und so fort. Die wichtigste Unternehmung war wohl die in den Jahren 1845–1846 durchgeführte neue Unterfangung des Chors, eine zweifellos schwierige und kostspielige Arbeit.



Aber erst der am 5. Dezember 1853 von dem Esslinger Kaufmann und Stadtrat ADOLF STIERLEN im Esslinger Stiftungsrat gestellte Antrag, in den Jahresetat künftig einen größeren Betrag zur Restaurierung der Frauenkirche aufzunehmen, macht Schluß mit dem Flickwerk der Jahrzehnte. Jetzt beginnt die planmäßige Wiederherstellung der Frauenkirche, die Etablierung der Frauenkirchen-Bauhütte, die – mit den Unterbrechungen der Kriegs- und Inflationszeiten – bis heute arbeitet. Man hat diese Aktion von ihren Anfängen an der Initiative aus Esslinger Bürgerkreisen, insbesondere Fabrikantenkreisen zu verdanken. Die Namen DEFFNER, MERKEL, WEISS oder KESSLER waren in dem am 5. Juli 1855 gegründeten «Verein für die Restauration der Frauenkirche» ebenso führend wie es in unseren Jahrzehnten die Namen der Fabrikanten OSKAR BRAUN oder RICHARD HENGSTENBERG gewesen sind.

Aber auch KARL PFAFF hat man vieles, wenn nicht überhaupt Entscheidendes zu danken. Er hat «Der Versammlung der deutschen Geschichts- und Altertums-Forscher zu Reutlingen», also den in der Denkmalpflege führenden Männern Deutschlands, ein Schriftlein von einem Dutzend Seiten gewidmet, in der Harburgerschen Druckerei zu Esslingen im «Schnellpressendruck» hergestellt und mit dem Titel «Die Künstler-Familie Böblinger. Ein Beitrag zur deutschen Kunstgeschichte»<sup>31</sup>. Solche Gesten mußten für die zuständigen Experten Deutschlands ein werbender Fingerzeig sein. PFAFF ist dann am 26. November 1857 zum Vorstand des Vereinskomitees gewählt worden. Er war der Motor dieses Restaurationswerkes, dem wir nicht nur die durchgehende Erneuerung des ganzen Kirchenbaus, sondern auch wesentliche Teile der Innenausstattung, die Orgelempore, den (alten) Fußboden, die Kirchenstühle und Chorstühle, die Fenster, den Altar, die Kanzel und 1861, nach ausführlichen Gutachten und Beratungen des berühmten Esslinger Musikdirektors JOHANN GEORG FRECH, eine neue Orgel des Hauses C. G. WEIGLE verdanken. 1859<sup>32</sup> hat man mit dieser ersten größeren Restaurierungsphase begonnen, 1863 werden die Arbeiten im wesentlichen abgeschlossen. Der ursprüngliche Kostenvoranschlag belief sich auf 33 000 fl. für eine einfachere, auf rund 34 000 fl. für eine reichere Restaurierung. Eine Abrechnung des Jahres 1865 beläuft sich, wie die genaue Überprüfung ergibt, auf 54 402 fl.<sup>34</sup>.

Aber das war nicht alles. Als KARL PFAFF seine 1863 bei J. F. SCHREIBER in Esslingen gedruckte «Geschichte der Frauenkirche und ihrer Restauration»<sup>35</sup> erscheinen ließ, mochte man annehmen, daß das Werk für alle Zeiten vollendet sei. Es war nur der Anfang. Die siebziger und achtziger Jahre brachten

neue und umfassende Arbeiten, am Äußeren der Kirche wie in der Halle. Offiziell hat man damit zu Anfang des Jahres 1884 begonnen, mit Steinen aus den Oberkirchener Sandsteinbrüchen (bei Bückerburg) und von Gaggenau, mit Werkzeugen, die man sich von der Bauhütte der Stuttgarter Marienkirche ausleihen ließ, mit viel Sonderhilfen der Esslinger Maschinenfabrik und schließlich: unendlich viel Zeichnungen, Akkordlisten und Anweisungsheften<sup>36</sup>. Wer die vielen Aktenseiten auch nur überblättert, hat den Eindruck, als ob man eine neue Kirche erbaut habe. Im März 1884 wird ein Basar mit Lotteriezum Besten des Baues veranstaltet. Am 12. September 1885 geben die Steinmetzen der Frauenkirche ein Fest nach Wiederherstellung des Turmes, und im Oktober steigt wieder eine Geldlotterie. 1886 treten gar die Esslinger Gesangvereine in der Frauenkirche auf, wobei man sich sicherlich nicht mehr ganz im klaren war, was die größere Attraktion ausmachte: der Superchor, oder die zum erstenmal in der Kirche aufblitzende elektrische Beleuchtung. Immer noch ist der Dachstuhl herzustellen, immer noch sind wesentliche, oft minuziös detaillierte Innen- und Außenarbeiten zu leisten. Am 20. Juli 1890 bringt die Esslinger Zeitung ein geradezu hymnisches Gedicht Zum Abschluß der Restauration der Frauenkirche<sup>37</sup>. Die festliche Einweihung der restaurierten Frauenkirche findet aber erst am 23. November 1890 statt, mehr als ein Jahr nach dem Tode EGLES, dem man schon damals den Ehrentitel eines Erneuerers der Frauenkirche gegeben hat. Als 1898 im Februar wieder eine Frauenkirchenlotterie gezogen<sup>38</sup> und eine Heizung eingebaut werden kann, ist auch die Freitreppe zur Frauenkirche im Bau: auch einer der Pläne EGLES, wohl gemeint, und doch wohl eine unglückliche, weil unhistorische Idee<sup>39</sup>. Am 10. Februar 1899 ist diese Freilegung der Frauenkirche abgeschlossen. Nur das Mesnerhaus stört noch. Im Früh Sommer 1900 entflammmt der Streit darum: soll es abgebrochen werden oder nicht? Erst neun Jahre später beantragt man den Abbruch des im Kern so schönen Gebäudes. Dafür hat – so hart stoßen schon damals die Dinge im Windschatten der Frauenkirche aufeinander – der Esslinger Verschönerungsverein am 1. Mai 1898 die Anlage bei der Frauenkirche zu seiner Sache gemacht, mit viel Idealismus, mit viel Geduld. Am 7. Oktober 1901 ist die Anlage fertig. Freilich kann der Verein die Pflege auf die Dauer nicht halten. Schon ein paar Jahre später, am 5. April 1908, wird sie von der Stadt übernommen. Noch nach der festlichen Wiedereinweihung von 1890 gingen die Ergänzungs- und Endarbeiten weiter. Offiziell sind die Restaurierungsarbeiten an der Frauenkirche am 17. Dezember 1900 abgeschlossen wor-

den. Und nun hat man auch das Gefühl, für ein paar Jahre, vielleicht sogar Jahrzehnte, genug getan zu haben. Voller Stolz stellt man am 3. April 1910 die originale Kreuzblume des Turmes in der Anlage vor der Westseite auf, noch heute sozusagen das Denkmal dieser Gründerzeitrestaurierung. In Wirklichkeit entlässt die Frauenkirche fortan niemanden mehr in bürgerliche Selbstsicherheit oder ins Feierabendgefühl getaner Arbeit. Ein paar Tage später, am 12. Mai 1910, untersucht eine Baukommission den baulichen Zustand der Kirche. Ein Wasserspeier war abgestürzt und hatte diese Maßnahme notwendig gemacht. Das Ergebnis: zahlreiche, ernsthafte Schäden. Dazuhin war an einem Novembertag des Jahres 1913 die Große Glocke zersprungen. Wochen später, im Februar 1914, hat man ein neues Geläut von drei Glocken beschlossen. Schon am 26. Juni 1914 sind die von der Firma KURZ in Stuttgart gegossenen Glocken zum erstenmal von der Frauenkirche im Esslinger Neckartal zu hören gewesen.

Dann kam der Erste Weltkrieg. 1917 verschwanden die Glocken. Jetzt brauchte man Kanonen. Und dann das Allernotwendigste, Kleider, Brot, eine warme Stube. Aber gerade in den Tagen, in denen die Inflationskurve allmählich einer Sinnlosigkeit entgegensteuert, gründet man in Esslingen – am 11. April 1923 – einen «Verein zur Erhaltung kirchlicher Baudenkmäler, besonders der Frauenkirche». Dieser Neugründung ist viel zu verdanken<sup>40</sup>, von der Erneuerung ganzer «Breitseiten» bis zur Wiederherstellung der wertvollen Apostelfiguren.

Aber auch dieses schöne, weit über Esslingen hinaus wirkende Beispiel bürgerschaftlicher Selbsthilfe versackt schließlich wieder in den Gegenstößen der politischen und sozialen Situation. Wenn auch Männer wie RUDOLF LEMPP – ihm verdankt man die gewagte, meisterliche Ersetzung des unteren Teiles des Turmhelmes durch neue Stücke – durch Wort und Schrift immer wieder auf die bau- und kulturgeschichtliche Bedeutung des Baues aufmerksam machen<sup>41</sup>: jetzt braucht man die Gelder, um die bloße Existenz zu sichern. Am 5. Februar 1930 muß der Esslinger Gemeinderat einen neuen Beitrag zur Instandsetzung der Frauenkirche in Höhe von 10 000 Mark ablehnen. Und am 3. Dezember 1931 werden die Arbeiten an der Frauenkirche wegen Geldmangels bis auf weiteres eingestellt. Wieder ist der zartgliedrige, anfällige Bau sich selbst überlassen. Aber er nützt jetzt auf eine neue und eigene Weise. Wenn die Stadtkirche 1933 und 1934, in den schlimmsten und gefährlichsten Höhen des Kirchenkampfes, geschlossen wird oder geschlossen zu werden droht, bietet die Frauenkirche, Filialkirche jetzt auch im tieferen Sinne, willkommenes

Ausweichquartier. Am 12. Oktober wird sie polizeilich geschlossen; zur Stützung der Säulen müssen zunächst die allernotwendigsten Arbeiten vorgenommen werden. Wir wollen hoffen, daß diese Aktion nur ihre denkmalpflegerischen und nicht auch ihre politischen Gründe hatte.

Lange jedenfalls hat die Schließung nicht gedauert, wie denn auch nach 1945 der Gottesdienst eigentlich nie länger oder lange ruhte. Schon im Oktober 1936 findet wieder ein BACH-Musikabend in der Frauenkirche statt und gerade das musikalische Leben in der Kirche, inspiriert und getragen in diesen Jahren und Jahrzehnten vom unermüdlichen Idealismus WALTER SUPPERS, blüht auf einem beachtlichen Niveau. BACH, HÄNDEL und BUXTEHUE und viele andere Vertreter alter und neuer Kirchenmusik werden aufgeführt, mit eigenen und mit auswärtigen Kräften, in Orgelkonzerten, in Chören, in kleinen Abendmusiken. Allmählich hat man sogar wieder die Möglichkeit, an Restaurierungen zu denken. Im städtischen Haushaltsplan von 1938 sind erhebliche Rücklagen für die Instandsetzung der Frauenkirche verbucht. Man kann wieder an die Arbeit gehen. Im November 1941 werden diejenigen Teile des 1938 aufgebauten Gerüstes, die ihre Aufgabe erfüllt haben, wieder abgebrochen.

Natürlich waren erst wieder die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg in der Lage, zur baulichen Erhaltung der Frauenkirche beizutragen. Schon im März 1946 wird in einer Beratung des Oberbürgermeisters mit den Beiräten der Ev. Gesamtkirchengemeinde für die Frauenkirche ein Betrag von 5000 RM bewilligt. Der Betrag wird in den nächsten Jahren verdoppelt. Mehr und mehr wird die Bauhütte an der Frauenkirche wieder eine Institution. Aber man sieht auch die Erfolge, und kann auch «Abschlüsse» feiern. Am 29. März 1952 wird die nach längeren Wiederherstellungsarbeiten wieder benützbare Frauenkirche durch ein Abendkonzert von WALTER SUPPER eröffnet. Aber das ist erst eigentlich wieder der Anfang größerer, ja grundlegender, durch die Ringstraße und die modernen Zubauten sehr wesentlich markierter Erneuerungsarbeiten, die daran begonnen und nicht nur kirchliche und kommunale und staatliche Beisteuer zur Folge gehabt, sondern auch die jetzt schon bald ein Jahrhundert alte private Initiative auf den Plan gerufen haben. Sie ist, die Hilfe aus den Reihen der Bürgerschaft, wie gesagt, auch von Esslinger Unternehmern angeführt worden, damals, in den Anfangszeiten des ersten Frauenkirchenvereins, vom Direktor der Maschinenfabrik Esslingen, dem Ingenieur und gleichnamigen Sohn des Lokomotivbauers EMIL KESSLER, seit den zwanziger Jahren in großartiger Weise von

OSKAR BRAUN und seit 1965 von Dr. RICHARD HENGSTENBERG.

Diese neuesten Motive, Sorgen und Erfolge der Frauenkirchenrestaurierung wären einer eigenen Darstellung wert. Im Grunde gehen alle diese Bemühungen um eine der feinsten gotischen Kirchen im Neckarschwäbischen auf das wiedererwachte Geschichts- und Kulturverständnis im ersten Drittel des letzten Jahrhunderts zurück. Damals, als man sich zur Vollendung des Kölner Domes rüstete und irgendwo wiederentdeckte Altarblätter von der Hand GRÜNEWALDS abzustauben und aufzustellen begann, hat man auch die Frauenkirche neu sehen

Eine ältere Aufnahme der Frauenkirche mit den früheren Aufgängen und Brüstungen (Stadtarchiv Esslingen).



gelernt. ACHIM von ARNIM war, als er Schwaben bereiste, begeistert, ja überwältigt von ihr – er, der weitgereiste, aber sonst eher zurückhaltende Märker<sup>42</sup>. Als man sich 1839 Gedanken um den Ort für das Stuttgarter Schillerdenkmal macht, wird gleichzeitig die Eröffnung einer Art schwäbischer Walhalla vorgeschlagen, in der die eigene Größe und Tradition sichtbar gemacht werden könnte. An Männern, welche Württemberg dem deutschen Vaterlande zeugte, und welches dieses mit Verehrung nennt, fehlt es bekanntlich nicht, wohl aber an einer Oertlichkeit, wo sie gemeinschaftlich geehrt würden. Hierzu wäre wohl die Frauenkirchen zu Esslingen am geeignetsten, durch den herrlichen Baustil und die Lage in der Mitte des Landes. Gewiß würden die Stände gerne die hiezu erforderlichen Summen bewilligen<sup>43</sup>.

Wir sind heute eher dankbar, daß aus diesem Projekt einer kirchlich-weltlichen Ruhmeshalle nichts geworden ist. Die Frauenkirche ist nicht Ruhmeshalle und nicht Lapidarium geworden, sondern Kirche geblieben. Kirche einer selbständigen Gemeinde wurde sie freilich erst am 11. Juni 1959<sup>44</sup>. Noch zu Beginn unseres Jahrhunderts war die St. Dionysius-Kirche die Esslinger Pfarr- und Hauptkirche, wo der Dekan predigte, während in der Frauenkirche, die hauptsächlich den Filialisten aus den Hainbachorten und Liebersbronn als Predigtkirche diente, der 1. Stadtppfarrer predigte. Mit der Erhebung der Filialgemeinden zu eigenen Pfarreien (Mettingen 1902, St. Bernhardt 1906, Sulzgries 1908) fiel auch die Filialisten-Funktion weg. Vielleicht hat der begeisterte Vorschlag von 1839 doch das eine bewirkt: daß die Frauenkirche wieder ins Gespräch kam. Und vielleicht hat er sogar die Anstrengung eingeleitet, den überregional bedeutsamen Kirchenbau vor der drohenden Umwelt zu retten. Werke wie das von KARL ALEXANDER und HEIDELOFF (1788–1865) über «die Ornamentik des Mittelalters», einzigartig innerhalb der da und dort erscheinenden Bücher zur Bestandsaufnahme mittelalterlicher Kunst im deutschen Südwesten, haben Grundlegendes für das neue Verständnis getan. WILHELM LÜBKE, einer der populärsten Kunsthistoriker seiner Zeit<sup>45</sup> und lange Jahre an der Stuttgarter Polytechnischen Schule tätig, brachte 1855 im Deutschen Kunstblatt unter dem Titel «Eine Fahrt durch Süddeutschland» als fünftes Kapitel auch einen «Ausflug nach Esslingen». Er hat nichts Erfreuliches zu berichten. Man habe in Esslingen in nutzlosestem Vandalismus jüngst sein Müthchen an einem der edelsten Bauwerke gekühlt, an der St.-Georgs-Kirche nämlich. In schmerzlichem Unwillen stiegen wir auf den zerstreut umherliegenden Trümmern der abgebrochenen Kirche umher, die ganze Ausdehnung der Zerstörung zu messen.



METZGEREI WUHLER

Glaubt man doch in einer gewaltsam verheerten Stadt zu sein<sup>46</sup>. Um so mehr hat die grazile und feine Schönheit der Frauenkirche seine ganze Bewunderung, und um so mehr wird man sich in Esslingen durch eine derartige Veröffentlichung (und Ohrfeige) genötigt gesehen haben, wenigstens jetzt schleunigst das zu retten, was noch zu retten war.

Vordergründig gesehen war solche Restaurierungsarbeit das Werk einzelner Initiativen und behördlicher Zusammenarbeit, das Ergebnis sehr nüchterner Absprachen und gutachtlicher Unterlagen. Aber dahinter steht ein neues Verständnis für die baukünstlerischen Leistungen der Gotik, für die Schutzbedürftigkeit von Bauwerken eigenen Ranges, für die feinnervigen Zusammenhänge von Stadtarchitektur und Stadtbewohner.

Die Frauenkirche, für Jahrhunderte hindurch arg an der Peripherie und von HAUSLEUTNER noch etwas trocken als ein *sehenswerthes Denkmal der alten Baukunst und des deutschen Unternehmungsgeistes*<sup>47</sup> bezeichnet, hat sich die Gemüter erobert. THEODOR GRIESINGER kann sie 1866 in seiner erzählerisch-historischen Landesbeschreibung als *anerkanntermaßen die vollendetste gotische Kirche in ganz Deutschland*<sup>48</sup> feiern. Vielleicht ist dieses Urteil deshalb so übertrieben ausgefallen, weil man nicht nur die Diskrepanz zwischen ursprünglicher Bestimmung und gegenwärtig-desolatem Zustand der Kirche erkannte, sondern auch sah, daß das Bauwerk – seit der Mitte des Jahrhunderts begann sich ja Esslinger Industrie auch im Westen der Stadt anzusiedeln – zu leiden anfing.

Insofern ist die Geschichte der Frauenkirche seit den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts zugleich ein exemplarisches Kapitel kirchlicher Denkmalpflege in Süddeutschland. Wir verstehen, wenn diese Bezüge da und dort, romantisch genug und noch ganz unberührt von der Wirklichkeit eines scharf kalkulierenden Maschinenzitalters, auch in Emphase und Pathos getaucht sind, etwa bei ADOLF BACMEISTER (1827–1873), dem in Esslingen geborenen Literaten und begabten Volkskundler, der «Die Frauenkirche zu Esslingen»<sup>49</sup> in ein Distichon faßt:

Wie aus schmutzigen Hütten der Dom in die Wolken  
sich aufhebt

Trägt er aus irdischem Schmutz dich zu dem Himmel empor.

Wer immer in der Mitte des letzten Jahrhunderts vor dem am verdüsterten Horizont heraufziehenden Coketown, dem auseinandergeflossenen Stadtyp des Industrialismus seine Augen verschließen und in eine romantisierte «echte» Stadt sich flüchten wollte, als ein in ästhetischen Dingen sensibler Kopf

oder als Maler zumal, mußte an der Frauenkirche seine Freude haben. AUGUSTE MATHIEU hat das in einer Lithographie um 1840 in abenteuerlich-phantastischem Ausgriff getan:

St. Dionys und die Frauenkirche auf Tuchfühlung nebeneinander, davor Weiber beim Waschen, und P. AHRENS hat in einem Stahlstich der gleichen Zeit den «Dom zu Esslingen» (gemeint war die Frauenkirche) tatsächlich wie eine mittelalterliche Kathedrale porträtiert.<sup>50</sup>

MÖRIKE hat das mit seiner schlichten und innigen Art einfacher, aber zugleich «realistischer» gesagt. Hierauf besuchten wir, schreibt er seinem Freund WILHELM HARTLAUB im September 1840<sup>51</sup>, die Frauenkirche samt ihrem Turm. Es ist die älteste Kirche der Stadt und bekanntlich eine der schönsten, die weit und breit zu finden sind. Sie wurde von einem Joh. Matthäus Böblinger aus Ulm 1494 erbaut und wird jetzt zum katholischen Gottesdienst gebraucht. Ich muß sehen, daß ich eine Abbildung bekomme. Von der herrlich durchbrochenen Arbeit des Turms habe ich aus einem Wirtshausfenster ein kleines Stückchen abgezeichnet, um dem Verlangen, womit uns eine solche Anschauung erfüllt, nur eine Art von Ausweg zu verschaffen.

Gibt es ehrlichere, reinere Zustimmung?

---

#### Anmerkungen

- 1 G. DEHIO, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Baden-Württemberg, bearb. von Fr. PIEL (1964) S. 119
- 2 Für die Zeit bis 1420 zugänglich, aber nicht vollständig im Esslinger Urkundenbuch (EUB) I und II (Ergänzungen bei K. MÜLLER, s. Anm. 6), ab dato s. das urkundliche Material im Stadtarchiv Esslingen (StAE), F 203 (1492, 4. 3.: Matth. Beblinger empfiehlt seinen Schwager Stephan Waid; 1489, 16. 11.: Frauenkirche kauft Gült aus einem Weingarten; 1482, 23. 8.: Vermächtnis an die Frauenkirche aus Mettingen), F 204 (1496, 22. 11.: die Pfleger der Dionysiuskirche und Frauenkirche bestätigen Stiftungen; 1498, 20. 5.: H. Grüninger wird Kaplan des hl. Zwölfbotentals in der Frauenkirche; 1512, 17. 9.: Verpflichtung der Frauenkirche – Kaplane) und F 205 (1561, 13. 5.: G. Kirsch, Pfarrer an der Frauenkirche, bittet um Entlassung), dazu Spitalarchiv Esslingen, F 23 (1440, 22. 4.: Vertrag mit Hans Beblinger) und F 45 (Besitzungen der Frauenkirche bzw. Stiftungen an sie). Für die Zeit von 1529 bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts bieten die Ratsprotokolle (für alle Jahrhunderte nahezu lückenlos erhalten) und Stiftungsratsprotokolle (des 19. Jahrhunderts) wertvolle Auskünfte.
- 3 Vgl. den Vorbericht über diese 1960 als größte Kirchengrabung in Süddeutschland (Stuttgarter Zeitung 16 [1960], 282, S. 15) angebrochene Ausgrabung in den Nachrichten des Denkmalamts Bad.-Württ. 4 (1961), S. 30–40 und die Berichte, ebenfalls von G. FEHRING, in Kunstchronik 15 (1962), S. 29–36 und 57–63, und in Germania 44 (1966), S. 354–374.
- 4 Württembergisches Urkundenbuch 6, 345, für 1268 ebd. 381 u. ö. (vgl. auch die Regesten der Bischöfe von Konstanz für den Beginn des 14. Jahrhunderts). Wir nennen diese – im EUB übrigens als solche nicht erscheinende – Stelle hier deshalb ausdrücklich, weil auch in Fachkreisen die Existenz dieser Vorgängerkapelle immer wieder «verharmlost» oder überhaupt abgelehnt wird.

- 5 K. PFAFF, Geschichte der Reichsstadt Esslingen I (1840) S. 57. PFAFF hat diese beiden Daten auch früher (Der Bau der Frauenkirche in Esslingen und die Familien BÖBLINGER, Memmingers Jbb. 1836, 2. H., S. 177 ff.) und später (Geschichte der Frauenkirche in Esslingen und ihre Restaurierung [1863], S. 1) angeführt.
- 6 K. MÜLLER, Die Esslinger Pfarrkirche im MA. Beiträge zur Organisation der Pfarrkirchen, WVjsh 16 (1907), S. 278
- 7 Nahezu übereinstimmend erscheinen in der modernen Kunstgeschichts- und Kunstdokumentation die «exakten» Daten: Baubeginn 1233, Vollendung 1268. Für 1233 liegt lediglich eine Urkunde König HEINRICHs (VII.) vor, die Bestätigung der Schenkung einer Hofstatt für die Prediger durch Esslinger Bürger (EUB I, 9), für 1268 die Kenntnis von der Weihe durch ALBERTUS MAGNUS. Daß damals unmöglich die gesamte Kirche fertig gewesen sein kann, hat schon K. MÜLLER (s. Anm. 6, S. 263 f.) vermerkt. Leider fußt auch die – sonst sehr wertvolle – Festschrift «700 Jahre St.-Paulus-Kirche Esslingen» (1968), die «Die Geschichte der St.-Pauls-Gemeinde in Esslingen a. N.» von 1953 ersetzt, in dieser Frage (vgl. S. 142: «Bauabschluß» 1268) auf populärer Literatur.
- 8 Trotz der von KUNST vorgebrachten Bedenken (H.-J. KUNST, Zur Ideologie der deutschen Hallenkirche als Einheitsraum, architectura 1 [1971], S. 38–53) möchte ich bei diesem Terminus verbleiben. So sehr die Argumente K's gegen die dogmatische Gleichung Halle = Gemeindekirche überzeugen, so wenig leuchtet es ein, warum eine Hallenkirche, die mit der Basilika so wichtige Wesensmerkmale gemeinsam hat, nicht doch «Bürgerkirche» sein kann. Zu einer generellen Aussage in diesem Betracht sind die Beweisführungen K's viel zu wenig aus sozial- und kirchengeschichtlichen Quellen und Perspektiven gespeist. K., bei dem das Esslinger Beispiel gleich gar nicht auftaucht, hätte auffallen müssen, daß in Esslingen tatsächlich und unmißverständlich dem Kirchenbau eine bestimmte politische und kommunalrechtliche (vgl. Ulm) Situation und Ratsbeschlüsse ad hoc vorausgehen, daß die bürgerschaftliche Motivierung ebenso unzweifelhaft ist wie Finanzierungsgründe – Hallen sind billiger – für das damalige Esslingen gar nicht in Frage kommen können: Esslingen stand damals auf der Höhe seiner territorialpolitischen und ökonomischen Macht.
- 9 H. KOEPP, Die Baukunst der Spätgotik in Schwaben, ZWLG 17 (1958), S. 8
- 10 H. KOEPP, Schwäbische Kunstgeschichte 2 (1961), S. 15
- 11 In seinem kleinen Kirchenführer «Die Esslinger Frauenkirche» (verfaßt 1939, jetzt 1971).
- 12 A. SCHAHL, Kunstbrevier Neckarschwaben (1966), S. 177 f.
- 13 s. Anm. 1, S. 119
- 14 Die beste, unmittelbar von der durch RUDOLF LEMPP besorgten jahrelangen Restaurierungsarbeit des Turms profitierende Zusammenfassung von H. KOEPP, Der Esslinger Turm und seine Meister, in: Festschrift R. LEMPP zum 60. Geburtstag (1957), S. 18–21. Den – als Kopie vorhandenen – Turmplan hat O. KLETZL, Das Frühwerk ULRICHS VON ENSINGEN, Architectura 1 (1933), S. 192 ff. kommentiert.
- 15 H. WENTZEL, Die Glasmalereien in Schwaben 1200–1350 (Corpus Vitrearum Medii Aevi I, 1958), S. 149–176
- 16 W. SUPPER, Die Portalplastiken der Esslinger Frauenkirche (1950)
- 17 Über ihre zeitliche und den mutmaßlichen Künstler betreffende Zuordnung zuletzt W. FLEISCHHAUER, Zu HANS SYFER, in: Form und Inhalt, Festschrift OTTO SCHMITT (1950), S. 203–210. – Die in den Esslinger Studien 10 (1964), S. 332 vom Vf. kurz angeschnittene Forschungsfrage ist noch nicht abgeschlossen.
- 18 Vortrag J. EGLES vor dem Esslinger Frauenkirchebauverein vom 27. 7. 1885, Nachschrift (wahrscheinlich von VALENTIN SALZMANN) im StAE (Protokoll in: Schriften des Württ. Vereins für Baukunde in Stuttgart [1886] und im Christlichen Kunstblatt von 1886). Seine Beobachtungen und Forschungsergebnisse hat EGLE dann zusammengefaßt in dem 1898 in Stuttgart erschienenen Buch «Die Frauenkirche in Esslingen». EGLES Interpretation hat lange nachgewirkt, so etwa in dem Esslinger Vortrag «Baugeschichte der Esslinger Frauenkirche» von Baumeister KARL FISCHER d. Ä. (gest. 6. 7. 1944 in Esslingen) vom 24. 11. 1930 (Manuskript im StAE).
- 19 K. D. HASSELER, Urkunden zur Baugeschichte des MAs. in: Jahrbücher für Kunsthistorische Wissenschaft 1869, S. 97–127 (für Esslingen sind die Texte namentlich den Missivenbüchern des StAE entnommen).
- 20 Eines der wichtigsten und am modernsten gebliebenen Forschungsergebnisse der in Anm. 1 genannten Arbeit von K. MÜLLER
- 21 StAE, F. 204
- 22 PHIL. GOTTL. WILH. HAUSLEUTNER (Briefe von Göppingen usw., Schwäb. Archiv 1 [1970], S. 261 ff.) meint, daß man ganz dicht zwischen die Hauptkirche und die schöne (!) Frauenkirche noch eine dritte hineingebaut habe: das sei doch unverzeihlich, auch ein äußerst unnützer religiöser Luxus
- 23 PHIL. WILH. GERCKEN, Reisen durch Schwaben, Baiern usw. in den Jahren 1779–1787, Teil I (1783), S. 80 f.
- 24 So in der hs. Stadtchronik des 19. Jahrhunderts von K. H. S. PFAFF, S. 569 (StAE). – Zur Reparatur 1783/4 s. Ratsprotokoll 1783/84 (StAE), S. 13.
- 25 In den Tagen und Wochen, die Esslingen in den napoleonischen Kriegen, namentlich nach der Schlacht bei Weil 1796 Quartierlasten, Kontributionen usw. brachten, scheint die Frauenkirche verschont geblieben zu sein. Das heute in der Kirche angebrachte Schild, wonach der Frhr. v. PALMSCHE Hausvogt JOH. GOTTL. KOHLER die Kirche, nachdem sie Heumagazin war, (1800/01) wieder herrichten ließ, stammt, wie Dr. SUPPER mich wissen ließ, aus der Hinteren (St.-Georgs-Kirche).
- 26 Zitiert bei M. BRECHT, Vom Pietismus zur Erweckungsbewegung. Aus dem Briefwechsel von CHRISTIAN ADAM DANN, BWKG 68/69 (1968/69), S. 362. Gemeint ist KARL FRIEDRICH HARTMANN; über ihn H. HERMELINK, Die Geschichte der ev. Kirche in Württ. (1949), bes. S. 256 f.
- 27 StAE, Stiftungsratsprotokolle 1830/32, § 33 (Fenstergitter) § 166 (Galeriestützen)
- 28 StAE, Stiftungsratsprotokolle 1835/6, § 79 (Türe zur Sakristei), §§ 77 und 173 (Dole unter der Kirche), §§ 288, 325, 440 (Pflasterung vor der Kirche), §§ 359, 378 und 386 (Neubau Sakristei), § 55 (Blitzableiter)
- 29 StAE, Stiftungsratsprotokolle 1837/38, § 120 (Pflaster im Vorhof), §§ 147 und 502 (Hausstaffel zur Kirche), §§ 182, 200, 218, 222, 302 (Turmengel), § 218 (Pflasterarbeiten) und 1839/40, §§ 555 und 711 (Abbruch der Säulen)
- 30 StAE, Stiftungsratsprotokolle 1843/44, §§ 667, 677 und 684 (Pfeiler, Quellwasserverdolung); 1845/46, §§ 538, 663, 675 (Unterfangung des Chors); 1847/48, §§ 199 und 424 (Restaurierung des Chordachs); 1849/50, §§ 327 und 623 (Innenrestaurierung); 1851/52, § 14 (Wasserstube), § 774 (Turmengel) und 1852, §§ 474 und 621 (dto.).
- 31 Esslingen 1862
- 32 StAE, Stiftungsratsprotokolle 1861, §§ 29, 94, 111, 161, 168, 169, 199, 250, 332, 404. Die Gutachten, Dispositionen FRECHS (auch FAISSTS aus Stuttgart) und Kostenvoranschläge der verschiedenen befragten Orgelmanufakturen im Lande, Kommissionsverträge usw. in StAE IV 2, B 17, 10a
- 33 nach PFAFF erst 1860, s. aber den Beschuß im Stiftungsrat, 1859 mit der «Restaurierung» zu beginnen (StAE, Stiftungsratsprotokoll 1858, § 231) und den ausführlichen Bericht der Untersuchungskommission für den Beginn der Restaurierungsarbeiten, ebd. 1859, §§ 392, 422, 440 und 513 (beschädigt seien vor allem die Chorfenster, die Gewölbe, die Giebel über dem Chorbogen, die Seitenfenster, der Taufstein u. a.).
- 34 StAE, Stiftungsratsprotokoll 1865, § 137. – Dem Baufonds sind außer Stiftungsratsmitteln, privaten Spenden aus der Stadt usw. auch Staatsobligationen und Pfandbriefe zugekommen (s. ebda. 1861, § 41)
- 35 Der wir die wichtigsten Daten und Fakten dieser ersten Restaurierungsphase, ergänzt oder korrigiert durch die Aktenbestände, entnehmen (StAE)

- 36 Umfangreiches, auch sozialgeschichtlich und natürlich für die Geschichte der Denkmalpflege im Lande wichtiges Material in StAE, M 125–129.
- 37 Esslinger Zeitung vom 20. 7. 1890, S. 252 (Vf. unter dem Sigel «Hgl.»)
- 38 Die folgenden Angaben sind der handschriftlichen bzw. maschinenschriftlichen Chronik Esslingens im 20. Jahrhundert entnommen (StAE).
- 39 vgl. E. PAULUS, Die Freilegung der Frauenkirche zu Esslingen, Schwäb. Merkur 1897, S. 2139
- 40 Nicht zuletzt auch die Resonanz auf die bauliche Situation Frauenkirche im Lande, vgl. R. BÖKLEN, Der Verfall der Frauenkirche in Esslingen, Schwäb. Merkur 1924, Nr. 292, S. 11
- 41 R. LEMPP, Die Wiederinstandsetzung des Turms der Frauenkirche in Esslingen 1925–1932, Schwäb. Heimatbuch 1933, S. 75–80; ders., Baukunst-Ausdruckskunst. Ein Stück Esslinger Baugeschichte, in: Württemberg 6 (1934), S. 355–370, dazu mehrere Vorträge und Zeitungsartikel
- 42 Die Briefe bzw. entsprechenden Briefpartien wurden abgedruckt in Schwäb. Kronik des Schwäb. Merkurs 1897, Nr. 242; vgl. dazu R. STEIG, A. VON ARNIM und die ihm nahestanden (1894/1913)
- 43 «Aus Stuttgart vom 6. Mai», in: Anzeiger, Amts- und Intelligenzblatt für das OA Esslingen, Jg. 1839, Nr. 37, S. 171
- 44 Erlaß des Ev. Oberkirchenrats Stuttgart Nr. 0 58 49/12 vom 11. 6. 1959
- 45 Die Popularität LÜBKEs zu entnehmen der ADB 52 (1906), bes. S. 111
- 46 W. LÜBKE, Eine Fahrt durch Süddeutschland. 5. Ausflug nach Esslingen, in: Deutsches Kunstblatt Nr. 47 vom 22. 11. 1855, S. 41 f.
- 47 Vgl. A 22
- 48 Württemberg. Nach seiner Vergangenheit usw. (1866), S. 252–256
- 49 A. BACMEISTER, Abhandlungen und Gedichte, Hrsg. von J. HARTMANN, J. KLAIBER und R. SCHMID (1886), S. 139
- 50 G. SCHEFOLD, Alte Ansichten von Esslingen (Esslinger Studien, Bd. 2, 1957), S. 23, Nr. 1576 und S. 24, Nr. 1606. Die Nummern 1559–1601 dort, *Die Frauenkirche*, geben einen wohl nahezu lückenlosen Überblick über die Darstellungen der Frauenkirche (eine der bedeutendsten wohl die von DOMINICUS QUAGLIO von 1818) bis um 1870
- 51 G. RENZ (hrsg.), Freundeslieb' und Treu'. 250 Briefe von EDUARD MORIKE an WILHELM HARTLAUB (1938), S. 121

## Esslingens Wahrzeichen: Die sogenannte Burg

Esslingens Journalisten und Kommunalpolitiker sind im Jubiläumsjahr 1977 um ein Lieblingsthema ärmer geworden, die 1200jährige Stadt jedoch und ihre Bürgerschaft haben ein Kleinod gewonnen. Was man in der Stadt am Neckar mehr als ein Jahrhundert lang erörtert, erwogen, bedacht und angestrebt hat, ist heuer schönste Wirklichkeit geworden: die umfassende Erneuerung der Burg. Burgaufwertung war in Esslingen schon seit Menschen-gedenken ein beliebtes und immer wieder aktuelles Thema. Mehrere glückliche Umstände mußten zusammenkommen, bis just zum Esslinger Jubiläumsjahr 1977 ein langgehegter Wunsch in Erfüllung ging.

Die Burg mit ihren beiden Schenkelmauern, die den städtischen Weinberg umfangen, mit ihrer charakteristischen Silhouette von Hochwacht, Seilergang und Dickem Turm gehört zu den unverwechselbaren Erkennungszeichen und Charakteristika der Stadt Esslingen. Die Burg erscheint nicht allein auf Prospekten und Plakaten, sondern auch auf Weinetiketten, auf Wimpeln und auf Briefbogen. Und dennoch ist sie nicht zum bloßen Abziehbild herabgesunken, sondern vermag immer wieder aufs neue den Betrachter in ihren Bann zu ziehen. Vortrefflich geschildert hat diesen Eindruck der im Denkendorfer Kloster aufgewachsene Kunsthistoriker und Schriftsteller FRITZ ALEXANDER KAUFMANN in seinem 1956 erschienenen Roman «Leonhard – Chronik einer Kindheit»:

Dorothee Renz-Bayer

*Die Burg bedeutete für Leonhard das unbefangene Beieinander des Hagersten und des Beleibtesten. Nie vordem war ihm je derart Kapitales begegnet wie der Rundturm, welcher am Aussprung des Hangs über der Stadt thronte, und nie etwas so wagehalsig Gestelztes wie die sogenannte Hochwacht, dieses schmale, dreistöckige Häuschen hoch auf dem Grate des mittleren Wehrganges, der an dieser Stelle zu allem hin im Winkel verlief. Die beiden ungleichen Nachbarn waren durch das Gemäuer der Brustwehr miteinander verbunden. Leonhard spürte, daß die Hochwacht und der Turm sich die Waage hielten. Kühn ausgerückt und himmelan gesteigert wog das fast Körperlose so viel wie jenes ungeheure Massiv. Keinerlei Unbehagen entstand, aber Leib und Seele wurden im Aufblick ihrer äußersten Spannweite inne.*

Doch so eindrucksvoll sie auch ist, die Esslinger Burg – die erste Begegnung mit ihr ist allemal mit einer Enttäuschung verbunden, einer Enttäuschung, die auch die Esslinger selber, ihrer Burg seit eh und je in Liebe verbunden, nie ganz verwinden konnten. Ritter und Burgfräulein nämlich, ein Fürst gar oder ein die Stadt beherrschendes Geschlecht haben auf der Esslinger Burg nie gewohnt. Die sogenannte Burg ist nämlich gar nichts anderes als der am weitesten nach Norden vorgeschobene Teil der Stadtbefestigung, deren Kernstück Esslingen mit Sicherheit den Staufern verdankte. Ebenso sicher aber ist, daß die Staufer, wenn ihr Weg sie – gar nicht so selten – durch Esslingen führte, in der Nähe der Stadtkirche St. Dionys Quartier nahmen und ganz gewiß nicht



«auf der Burg». Dort hätten sie zwar zwischen Rebstöcken möglicherweise recht idyllisch, aber doch wenig komfortabel logiert.

Von Weinstöcken jedenfalls ist die Rede in der ersten urkundlichen Erwähnung der Esslinger Burg. Anno 1314 nämlich, am 29. November, verkaufte Esslingen dem Kloster Kaisheim bei Donauwörth, dessen Pfleghof noch heute am Fuße der Burgsteige steht, gegen 6 Morgen Weinberg genannt «in der Burg», am Schönenberg innerhalb der Mauern gelegen. Das Kloster Kaisheim wiederum hat rund hundert Jahre später seinen *achtendhalb morgen großen wyngarten cze Ezzlingen*, den man nennet die burk, verliehen beziehungsweise verkauft. Die Burg erscheint demnach zuerst gar nicht als Gebäude, sondern als Flurbezeichnung. Aus den genannten frühen Urkunden geht jedoch auch hervor, daß bereits im 14. Jahrhundert die Berg und Stadt verbindenden Schenkelmauern existierten. Die zur Zeit FRIEDRICHs II erbaute Stadtbefestigung wurde ums Jahr 1286 unter RUDOLF VON HABSBURG erweitert bis hinauf auf den Schönenberg, den heutigen Burgweinberg. Grund für diese Sicherheitsmaßnahme war die Fehde RUDOLFS VON HABSBURG mit dem württembergischen Grafen EBERHARD. Esslingen schien ihm offenbar

der geeignete Stützpunkt gegen den Württemberger zu sein. Durch den Bau der Schenkelmauern über den Schönenberg und der Wehrtürme auf der Burg entstand der heutige Innere Burgplatz, einst Pferrich genannt und dazu gedacht, im Notfall die ganze Bevölkerung der Stadt in seinen sicheren Mauern aufzunehmen.

Da somit die ganze Anlage in allererster Linie den Bürgern selber diente, zog man diese Bürger auch nach Kräften zur Mithilfe heran, als es Anfang 1519 wieder einmal galt, die Burg in einen wehrhaften Zustand zu versetzen. Der Esslinger Turmwächter und Chronist DIONYSIUS DREYWEIN weiß aus jenen Tagen zu berichten, daß damals der Pferrich noch nytt so vest war als jeitzs, dann es war ann ettlichen ortten nur ein zon (Zaun) darum. Deshalb mußten Weib und Mann, jung und alt, selbst die ganze Priesterschaft mit Hand anlegen, als Herzog ULRICH VON WÜRTTEMBERG 1519, nach der Bezungung der Stadt Reutlingen, auch Esslingen mit einem Angriff bedrohte. Dazu wurden flugs 1200 Landsknechte angeworben, mit deren Hilfe man in einer einzigen Nacht einen Weg baute durch den Burgweinberg hinauf zur Burg – trotz aller Einsprüche des Kaisheimer Klostersvogts.

Zwar ging die Gefahr noch einmal an Esslingen vorbei, aber man hatte unterdes erkannt, was zu tun war und begann mit dem systematischen Ausbau der Burg. In jene Zeit fällt auch der Bau des heutigen Wahrzeichens der Stadt, des Dicken Turms, der 1527 errichtet wurde, während sein optischer Widerpart, die Hochwacht, erst 1758 erbaut wurde. Noch einmal hatte Esslingens Burg eine Bewährungsprobe zu bestehen, als im Spätjahr 1688 der französische General MÉLAC anrückte. Im Gegensatz zu den beherzten Schorndorfern haben ihm die Esslinger mehr oder weniger willig die Tore geöffnet, und schaffige Esslinger Bürger mußten sich im Verein mit der französischen Besatzung auch daran machen, einen Teil der Mauer vom Dicken Turm zum Lantelenstor abzubrechen. In Anbetracht der Umstände immer noch ein vergleichsweise geringer Schaden, ganz gleich, ob nun das sagenhafte Mädchen von Esslingen dabei die Hand im Spiel gehabt hat oder nicht.

Mitte des 16. Jahrhunderts war der Ausbau der Burgenlage abgeschlossen. Wenn sie die ihr zugesetzte Funktion erfüllen sollte, war es hinfert wichtig, sie sorgfältig zu bewachen. Nach der Wachordnung von 1541 sollten die Wächter in der nächsten Stunde nach dem Torschlüß auf dem Posten sein und von Stund an auf dem Pferrich um die Schütt innen rings herumgehen und zu den Schießlöchern hinausschauen. Zu Hauptleuten wurden jedesmal drei vom Rat und Gericht verordnet. Wenn es sich begaben würde, daß ein Sturm anginge oder sonst ein Geschrei entstünde, es wäre in Feindesnöten oder sonst, dadurch gemeiner Stadt und deren Bürgerschaft Schaden, Nachteil oder Verderben entstehen könnte, sollte sogleich jeder, . . . sich an den ihm zugewiesenen Platz verfügen . . . Bei herannahender Feindesgefahr sollte dreimal auf der Burg geschossen werden.

Knapp ein halbes Jahrtausend später lautete in Esslingen die Forderung: Die Esslinger Burg den Esslinger Bürgern. Zu deren Nutz und Frommen war die Burg zwar auch im 16. Jahrhundert schon gedacht, aber wohl kaum zu deren Ergötzen und Erholung. Die Burg diente damals der öffentlichen Sicherheit und war weit davon entfernt, etwa Lustgarten und Ausflugsziel für die Bevölkerung aus dem Tal zu sein. Ganz im Gegenteil. Fremde hatten zunächst einmal auf der Burg überhaupt nichts zu suchen und schon gar nicht über Nacht. Der Esslinger Chronist KARL PFAFF weiß in seiner Geschichte der Stadt Esslingen zu berichten: *Die Aufsicht über die Burg führte der Burghauptmann, später der Burgvogt, der geloben mußte, sie in guter Verwahrung zu halten, ohne Erlaubnis des Bürgermeisters keinen Fremden hinauf zu lassen, Tag und Nacht auf Feuer- und Feindesgefahr wohl*

*aufzumerken und was ihm Verdächtiges vorkomme, dem Amtsbürgermeister anzuseigen. Alles wohl zu reinigen und sauber zu halten, das Geschütz nicht verrostet zu lassen und nicht mehr als zweimal wöchentlich von der Burg herabzugehen. Der Platz in ihr war ihm zur Benutzung überlassen, jedoch durfte er keine Bäume daselbst pflanzen. Der Bläser auf der Burg besorgte auch die Werk- und Stundenglocke und durfte mit Erlaubnis des Bürgermeisters sich in und außer der Stadt bei Hochzeiten und Gasterien als Spielmann brauchen lassen. Der Bläser auf der Burg solle alles Verdächtige sogleich anzeigen, wenn er in der Stadt Feuer sehe, die Feuerfahne oder bei Nacht eine Laterne aushängen und das Feuerhorn blasen, auch keine Gesellschaften halten und niemand über Nacht beherbergen.*

Im Jahre 1803 ist Esslingen württembergisch geworden. Ein Wächter, der auf beginnende Feuersbrünste achtete, war zwar immer noch vonnöten, aber die Stadt war gegen keine Angriffe württembergischer Herren mehr zu verteidigen. Die Burg verlor zunehmend ihren Sinn und ihre eigentliche Zweckbestimmung. Sie begann zu verfallen und in den Dornröschenschlaf zu versinken, von dem noch in den frühen siebziger Jahren dieses Jahrhunderts immer wieder die Rede war. Zwar hatte man noch

Aufgang zur Burg.



anno 1788 den Dicken Turm als eine *Hauptziederde der Stadt* erneuert, aber offenbar so wenig gründlich, daß der Dachstuhl bereits im Jahre 1800 wegen Baufälligkeit wieder abgebrochen werden mußte. Es sollte bis zu den Gründerjahren dauern, bis der Turmstumpf über dem Schönenberg eine neue Bekrönung erhielt.

Die Burg hatte ihren Sinn und ihre Funktion verloren; sie begann lästig zu werden. Und so wurde denn im Jahre 1833 eine erste gemeinderätliche Burg-Kommission gebildet – die erste in einem knappen Dutzend von Kommissionen, die bis in unsere Tage gewirkt haben. 1833 ging es um die Frage, ob die Burg verkauft oder verpachtet werden sollte, denn der Stadtrat hatte durch *Stimmenmehrheit beschlossen, das städtische Burggut nebst Gebäuden, das auf einer Anhöhe über der Stadt liegt, und ein kleines Wohnhaus, ein Waschhaus und Holzhütte, einen Brunnen, ca. 4 Morgen Baumgut und 18 Ruthen Küchengarten enthält, zu verkaufen oder zu verpachten*. Dem jährlichen Pachtgeld von 200 Gulden gab der Gemeinderat schließlich den Vorzug vor einem einmaligen Kaufschilling von nicht mehr als 4000 Gulden. So kam es, daß die gesamte Burg für ein Jahrzehnt an den Kaufmann GOTTLÖB FRIEDRICH SCHUMANN verpachtet wurde, nun freilich schon mit der Auflage, daß *einheimischen und auswärtigen Besuchern der Zutritt zur Burg jederzeit zu gestatten sei*. Schumann erhielt auch die Erlaubnis, die Wirtschaft, die der frühere Burgvogt betrieben hatte, weiterzuführen, da die Burg für den Betrieb einer Wirtschaft äußerst günstig gelegen sei. Und schließlich gestand man dem Kaufmann SCHUMANN auch noch zu, den Kanonenbuckel mit einem Belvedere zu überbauen.

Zehn Jahre später, anno 1843, bekam die Schützengesellschaft die Erlaubnis, auf der Burg ein Schießhaus mit einem Schießplatz zu erbauen. 1846 richtete der Bierbrauer EDUARD HEUGELIN ein Gesuch an die Stadt, ihm die Mauer vom Dicken Turm bis zur Landolinsteige käuflich zu überlassen. Der Gemeinderat stimmte nach einigen Auseinandersetzungen zu; die Brüstung der Mauer wurde abgebrochen. Das mag den heutigen Betrachter verwundern, wenn nicht gar erschrecken; um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fiel ein abgebrochenes Stück Stadtmauer im mittelalterlichen Esslingen – leider – gar nicht sehr ins Gewicht. Man hatte ja noch genug davon, und man war vor allem noch ganz andere, weit gravierendere Abbruchmaßnahmen gewohnt, vom Katharinenspital auf dem heutigen Marktplatz über das Schiff der Hinteren Kirche bis hin zur Allerheiligenkapelle auf der Pliensaubrücke.

Inmitten aller Destruktionen regten sich gleichwohl Bemühungen, Neues zu schaffen und die kurz zu-



Sichtbares Zimmermannswerk «im altdeutschen Stil» bestimmt das Innere des Dicken Turms.

vor noch so geschundene und mißachtete Burg zu «verschönern». 1861 wurde bereits das zweite gemeinderätliche Burg-Komitee gebildet. Der Dicke Turm, dem freilich noch immer die Haube fehlte, wurde wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, und man rief auf zu freiwilligen Beiträgen zu weiteren Verschönerungen der Burg. In jenen Jahren begann, was dann ein volles Jahrhundert lang wie eine stillschweigende Übereinkunft geblieben ist: wenn man Burg sagte, meinte man zuerst einmal den Dicken Turm, ihr – damals noch nicht einmal – markantestes Bauwerk. 1875 beschloß der Esslinger Gemeinderat den Ausbau des Dicken Turms. Zwei Jahre später machte das Gremium einen Ausflug oder vielmehr eine Informationsfahrt nach Nürnberg, um die zu jener Zeit bereits erneuerten Türme der dortigen Burg in Augenschein zu nehmen. Das Nürnberger Vorbild gefiel, und so konnte schon 1887 der Dicke Turm mit einer neuen Haube nach Nürnberger Vorbild eingeweiht werden. Es ist dieselbe Haube, die Turm und Stadt bis heute das Gepräge gibt.

Dieses Ereignis vor genau neunzig Jahren war indes nicht der Schlußpunkt, sondern eigentlich der Beginn einer fast ein Jahrhundert währenden Diskussion über das Thema «Burgaufwertung». Fast hundert Jahre lang war die Esslinger Burg mit ihrem

Herzstück, dem Dicken Turm, Ziel von Esslinger Träumen und Wünschen, von hochfliegenden Ideen, trügerischen Hoffnungen und hartnäckigen Plänen. Beharrlichkeit hat in diesem Fall am Ende zum Ziel geführt. Burgkomitees, Gemeinderat, Verschönerungsverein, Verkehrsverein, sie alle haben ein Jahrhundert lang das Lieblingskind der Esslinger gehätschelt, haben zu Spenden aufgerufen und durch allerlei Aktionen Geld gesammelt. Pläne schossen üppig ins Kraut.

1894 wurde eine dritte Burg-Kommission des Gemeinderats gebildet, die bauliche Veränderungen auf der Burg vorberaten sollte. Diese Kommission stellte unter anderem den Antrag, das Schießhaus abzubrechen und stattdessen auf der Burg ein Landhaus zu bauen. 1897 erstellte der Stuttgarter Rechtsanwalt DR. KIELMEYER für den damaligen Esslinger Oberbürgermeister DR. MÜLBERGER ein Gutachten über die rechtlichen Grundlagen für ein auf der Burg zu errichtendes Wirtschaftsgebäude. Gedacht war an eine gastronomische Anlage größerem Ausmaßes unter Einbeziehung der alten Mauern und Türme.

Auf rund 150 000 Mark war das Projekt veranschlagt. Aber keiner traute sich letztlich so recht an die Sache heran. Ob sie sich auch lohnen würde? Die Stadt zögerte. Und ein privater Investor war – wie in späteren Jahrzehnten noch so oft – nicht zu finden. Fachleute wie der Landeskonservator EUGEN GRADMANN erklärten um die Jahrhundertwende den baulichen Zustand der Burg für gefährlich schlecht. Dennoch wurde nichts getan. Aber man hatte Pläne. 1905 reicht die MASCHINENFABRIK ESSLINGEN ein Angebot ein zur Errichtung eines Seilbahnaufzugs auf die Burg. 1908 befaßt sich der Gemeinderat erneut mit Plänen, auf der Burg ein Hotel zu bauen – das geschah dann zum letztenmal anfangs der siebziger Jahre.

Später, zu Beginn der dreißiger Jahre, war von Neubauten oder auch nur von der Erneuerung des Dicken Turms nicht mehr die Rede. Es ging lediglich noch um eine Instandsetzung und Umgestaltung der Außenanlagen, die in den Jahren zuvor vielfältige Bewährungsproben bestanden hatten bei Kinderfesten, Reformationsfesten, Pfadfinder-Schau-lagern, Schillerfest, Turner- und Sängerfesten und

Die neuen Anlagen auf der Burg.



Theateraufführungen wie etwa «Wallensteins Lager». In den Jahren 1933 bis 1935 erfolgte die Umgestaltung des Inneren Burgplatzes in eine «Thingstätte». Doch es blieb nicht mehr viel Zeit für Aufmärsche. Die Burg geriet erneut in Vergessenheit.

Nach dem zweiten Weltkrieg waren in Esslingen zuerst einmal wichtigere und vordringlichere Aufgaben zu bewältigen. Die Burg schließt unterdessen ihren Dornröschenschlaf hinter Geißblatt- und Jasminesträuch. In den sechziger Jahren aber kam die ungenutzte, die vergessene, die idyllisch verfallene Burg wieder ins Gespräch. Und mit ihr viele neue Pläne: Hotel, Schrägaufzug, Tagungsstätte, Freilichttheater, eine schwäbische Villa Massimo, Lego- und Disneyland – alles wurde erörtert. Nur Geld für die vielbesprochene Burgaufwertung war nach wie vor nicht vorhanden. Ende 1971 rief die Lokalzeitung Esslingens Bürger auf, ihre Vorstellungen von einer Burgaufwertung zu äußern. Und siehe da: von insgesamt 2464 Einsendern sprachen sich rund 1500 für eine «grüne Burg» aus. Sie wünschten keine großen Bauten, keine einschneidenden Veränderungen, sondern die Erhaltung der Burgenanlage als einer erholsamen grünen Oase in unmittelbarer Nähe der Innenstadt. Es ging ihnen weit mehr um eine Verbesserung des Bestehenden – mehr Bänke, bequemere Wege – als um eine Veränderung. «Grün und erholsam sei die Burg» lautete die Parole, und ein Esslinger Bürger erklärte lakonisch, die Burg sei dann aufgewertet und aus ihrem Dornröschenschlaf erweckt, wenn die Bevölkerung wieder auf die Burg geht. Als die «Esslinger Zeitung» vor gut drei Jahren erstmals die mittlerweile realisierten Pläne für den Ausbau des Dicken Turms vorstellte, konnte man lesen: *Laßt die Leute in den Turm! . . . Oder will man sich im Jubiläumsjahr 1977 ungezählte Male von Besuchern der Stadt die Frage anhören, warum dieses aparte Kleinod eigentlich nicht genutzt werde? Was man damals trotz allen Eifers und allen Engagements kaum zu hoffen*

wagte, ist inzwischen Wirklichkeit geworden: die Leute können wieder in den Turm, und sie machen regen Gebrauch davon. Tatsächlich sind kurz vor dem Esslinger Jubiläumsjahr 1977 einige glückliche Umstände zusammengetroffen, die dem Dornröschenschlaf der Esslinger Burg unerwartet rasch ein Ende gesetzt haben. Für die Erneuerung des Dicken Turms und der Außenanlagen auf der Burg gab es Konjunkturfördermittel von Bund und Land. Eine Brauerei zog mit – und zwei Esslinger Architekten hielten schon die Pläne für eine «Revitalisierung» des Dicken Turms bereit. Sie hatten bereits im Frühjahr 1974 erklärt, eine Gaststätte im Dicken Turm wäre nicht nur die sinnvollste Verwendung dieses historischen Gebäudes, sondern zugleich der Schlüssel zur Wiederbelebung der gesamten Burgenanlage. Auch bei der Stadt war man nicht müßig gewesen; im gleichen Jahr 1974 hatte man einen Wettbewerb zur gärtnerischen Neugestaltung der Burg ausgeschrieben. Den ersten Preis errangen die Stuttgarter Landschaftsarchitekten HANS und GERLINDE APEL. Doch auch Ideen der 2. und 3. Preisträger – des Leonberger Büros EPPINGER UND SCHMID und des Esslinger Gartenarchitekten WOLFGANG FRITZ – sind in die endgültigen Pläne zur Neugestaltung der Burg mit eingeflossen, dieweil der Dicke Turm nach den Plänen der Esslinger Architekten BARTZSCH und FALCH fröhliche Urständ feierte. Genau neunzig Jahre nach der Einweihung der Nürnberger Haube des Dicken Turms konnte im Inneren des denkwürdigen Gebäudes Einweihung gefeiert werden. Und wenige Monate später, am Vorabend der Stuttgarter Bundesgartenschau, wurden die erneuerten Außenanlagen auf der Esslinger Burg ihrer Bestimmung übergeben. Ihre Bewährungsprobe haben sie mit vielerlei Festlichkeiten auf dem Höhepunkt des Esslinger Jubeljahres bereits bestanden. Das Kapitel Burgaufwertung ist abgeschlossen. Und alle haben ihre Freude daran.

---

Hinsichtlich des sittlichen Zustandes der Stadtbewohner verläugnen sich zwar nicht die Einwirkungen eines immer mehr zunehmenden Fremden-Verkehrs und eines lebhaften Gewerbebetriebes; gleichwohl fällt in dieser Beziehung eine Vergleichung mit anderen Städten von gleichen Verhältnissen noch immer zum Vortheil Eßlingens aus. Religiosität, Ordnungsliebe und Fleiß können im Ganzen als vorherrschende Eigenschaften bezeichnet werden, wenn gleich namentlich in den unteren Klassen, an die Stelle der früheren strengeren Wirtschaftlichkeit vielfältig mehr Neigung zu Luxus und Genuss zu treten scheint. In früheren, reichsstädtischen Zeiten machte sich öfters eine gewisse Starrheit des Charakters und ein etwas starkes Selbstgefühl geltend. Die Bewohner der Filialweiler sind Menschen von einfachen, unverdorbenen Sitten, an Arbeit und Entbehrung gewöhnt, gefällig und wohlwollend gegen Nachbarn und Fremde. (Aus der Beschreibung des Oberamts Eßlingen)

# Die Mundart im Esslinger Gebiet als Zeugnis der Geschichte

Helmut Dölker

Von der Mundart zu reden – das fällt in unseren Tagen nicht besonders auf. Man pflegt sie ja an Ecken und Enden; öffentliche Einrichtungen amtlicher, halbamtlicher und privater Natur lassen es sich etwas kosten, das Schreiben und das Dichten in der Mundart anzuregen und zu fördern. Allein, ob das sinnvoll ist und dem kulturellen Leben, insbesondere auch dem Sprachbewußtsein, der Sprachkultur nützt, läßt man am besten vorderhand dahingestellt. Alles mag ein rasch verwehender Wind sein und der wirklichen Mundart und damit auch der deutschen Hochsprache (i. a. «Schriftsprache») benannt; daran, daß sich die beiden Teile dieses Wortes im Grunde widersprechen, sei wieder einmal erinnert!) nicht viel einbringen. Von Augenblicksströmungen soll hier nicht gehandelt werden, auch nicht von der Frage nach der gesellschaftlichen Schichtung der Mundartsprecher, nach dem Nachteil oder dem Vorteil, der ihnen aus ihrem sprachlichen Verhalten für das Fortkommen entsteht, und auch nicht von den Gründen der heutigen Mundartbegeisterung, so anziehend und aufschlußreich es auch wäre, solchen Fragen nachzugehen.

Und natürlich soll hier auch kein Lehrbuch der Mundart im Raum um Esslingen angeboten werden. Es geht, wie der Titel sagt, vielmehr darum, das mundartliche Sprechen der Esslinger und ihrer Umwohner ein wenig daraufhin zu befragen, was sich in diesem Bezirk aus der angestammten Mundart über das Wirken der politischen Kräfte in der Vergangenheit erkennen läßt. Dazu werden vor allem Laute und Formen beizuziehen sein. Diese stellen zwar bei weitem nicht das Ganze der Mundart dar – dazu wäre noch das weite Feld des Ausdrucks i. a., des Wortschatzes, der Redewendungen, des Akzents und der Sprechmelodie nachdrücklich zu beackern –, doch sind die Laute und Formen am leichtesten greifbar und am besten untersucht.

Neu ist ein solches Unternehmen keineswegs. Die frühen Einsichten verdankt die Wissenschaft Män-

nern wie HERMANN FISCHER, KARL BOHNENBERGER, KARL HAAG und ihren Schülern. Die Sprachlandschaften um den obersten Neckar, um Tübingen, um Ulm z. B. sind in dieser Richtung bearbeitet. Daß die Fragestellung auch für Esslingen und Umgebung nicht unfruchtbare ist, mögen diese Ausführungen zeigen.

Der Einwand, hier, mitten im volkreichen Industriegebiet der Landesmitte, im unmittelbaren Kraftfeld der Landeshauptstadt Stuttgart sei doch wohl nicht der geeignete Boden für Mundartforschungen solcher Art, läßt sich durch den Hinweis darauf abwehren, daß die mundartlichen Erscheinungen, von denen zu reden sein wird, aus einer Zeit stammen, da die Gegend noch nicht dicht bevölkert und noch nicht industrialisiert war, und daß es gerade die Wirkung der Ausstrahlungskraft von Stuttgart ist, der u. a. die Aufmerksamkeit gilt.

Seit langem ist der Großraum von Stuttgart in Beziehung auf die Mundart als weniger bewegt bekannt, als weniger von Mundartgrenzen durchzogen als manche andere Gegend in Südwestdeutschland. Hier dürfte sich im Lauf der Jahrhunderte eine Art von ausgeglichener Sprechweise ausgebildet haben, die man i. a. als «gemeinschwäbisch» anspricht. Kurz umrissen handelt es sich dabei darum, daß man etwa sagt\* *daag, schdroos, er schdoood, mää, drambl, ager, p'halda* (Tag, Straße, er steht, Mann, Trampel, Acker, behalten), *schnae, graeser, räacht, räaga, i mecht* (Schnee, größer, recht, Regen, ich möchte), *fenda, kend, en dr midde, menschder* (finden, Kind, in der Mitte, Münster), *oofa, haoch, offa, kocha* (Ofen, hoch, offen, kochen), *butza, fuure, rond, gruuushd, guad, biable* (putzen, Fuhrer, rund, G[e]rust d. i. wertloser Kram, gut, Büble), *bleiba, broucha, aegle, fraed, heid* (bleiben, brauchen, Äugle, Freude, heute).

In den Geltungsbereich dieser Aussprachen fällt auch Esslingen mit seiner Umgebung, und ungefähr so klingen bzw. klangen die Laute auch hier.

So weit die Grobeinteilung unter dem Begriff des Gemeinschwäbischen. Wer darüber hinaus in die Einzelbeobachtung eintritt, der entdeckt natürlich noch viele feinere Einzelheiten, die zur Unterscheidung des mundartlichen Sprechens und seiner Verschiedenheit auch bei geringen räumlichen Entfernungen dienen können. Solch eine Studie soll nun in der unmittelbaren Umgebung von Esslingen durchgeführt werden; die beigegebene Karte kann dabei gute Dienste tun.

\* Die im folgenden angeführten Beispiele gelten jeweils für alle Wörter, welche dieselben Laute bzw. Lautgruppen enthalten; die hochsprachlichen Entsprechungen sind in Klammern beigefügt; bei älterem oder jüngerem Verfahren der Sprecher folgen die Angaben jeweils dem älteren; doppelt geschriebene Selbstlaute bedeuten Länge des Lauts in der Aussprache; ganz neue Erscheinungen wie z. B. die gerundete Aussprache von ö, ü, ä, eu oder die stark zunehmende Verwendung der einfachen Vergangenheit, die heute auch für das Gemeinschwäbische kennzeichnend sind, mögen hier nur im Vorbeigehen erwähnt sein.

Die alte Reichsstadt liegt, naturräumlich gesehen, im Flußtal des Neckars zwischen dem kargen Keuperbergland des Schurwalds und dem sehr fruchtbaren Ackerbauland auf der Liasfläche der Filder (der Name ist die alte Mehrzahlform von «Feld»; es ist also falsch, ihn als eine weibliche Einzahl zu behandeln, wie es heute leider weithin geschieht). Der Mundartforscher, der von Süden, also das Körtschtal überquerend, von den Fildern her auf Esslingen zuwandert, hört um sich etwa *d'mand* (die Männer), *flaas, aasl, waasa* (Flachs, Achsel wachsen), *dēēga, scheēga, hēēga* (denken, schenken, henken), *āos, āōser* (uns, unser) und *mir seie, mir hääbe* (wir sind, wir haben). In allen Fällen handelt es sich um deutlich hörbare und leicht ins Ohr fallende Laute bzw. Formen, und diese gelten bis an den Rand der Filderebene gegen den Neckar und damit auch bis an die politische Grenze der ehemaligen Reichsstadt. Jenseits dieser Linie – also vom Talgrund an – sagt man *mann* bzw. *menner, flaks, aksl, waksa, dengga, schengga, hengga, ōōs, ōōser, mir send, mir hend*.

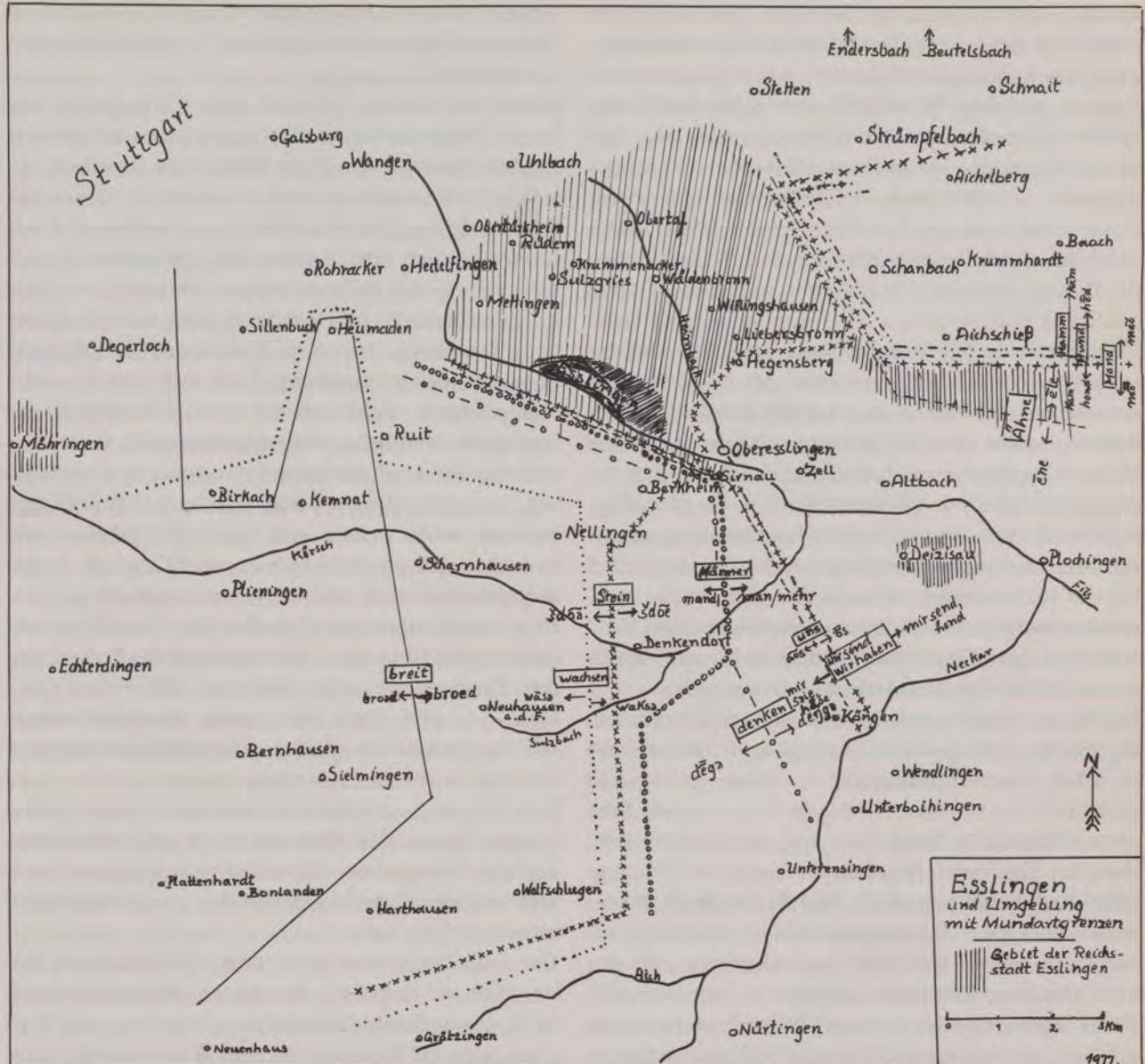
Bei den hier aufgeführten Leitwörtern, wie auch schon in der Beispieldliste für das Gemeinschwäbische, ist, für den Kenner leicht ersichtlich, ein Laut unterschlagen worden, nämlich der alte Zwielaut ei in Wörtern wie breit, eigen, Seil, Fleisch, nein, kein, heim. Mit diesem hat es gerade in unserer Gegend eine besondere Bewandtnis. Nach dem Verlauf der Linie für die Aussprache des zugrundeliegenden mittelhochdeutschen ei<sup>1</sup> (so die in der Sprachwissenschaft übliche Bezeichnung) unterscheidet man im Schwäbischen einen östlichen und einen westlichen Teil. Die Trennungslinie, die in ihrem gesamten Verlauf bisher noch nicht genügend begründet werden kann, zieht von Norden nach Süden ungefähr so: vom Ausgang an der Sprachgrenze zwischen Alemannisch und Fränkisch im Bottwartal über den Raum von Großstuttgart, die Filder, den Schönbuch, den Albaufstieg in der Gegend von Mössingen, die Alb bei Ebingen und durch Oberschwaben in der Richtung auf Wolfegg. Östlich davon spricht man *broet, oega, floesch, soel*, westlich *broad, oaga, floasch, soal*. Bei der Stadt Stuttgart ist man sich nicht ganz klar darüber, ob sie zum westlichen oder zum östlichen Verfahren zu rechnen ist. Heute und auch schon im letzten Jahrhundert ist das natürlich keine Frage; da gibt es hier keinen *oa*-Laut mehr. Ob das aber auch früher schon so war? In Gaisburg auf alle Fälle ist für die Zeit um die Jahrhundertwende einwandfrei *oe*-Aussprache, in Botnang jedoch *oa*-Aussprache nachgewiesen. Über die Filder nach Süden hin ist der Grenzzug wieder einwandfrei festzulegen: Degerloch, Vaihingen, Möhringen, Plieningen, Bernhausen, Sielmingen, Bon-

landen gehören zum Westen mit *oa*, Sillenbuch, Ruit, Scharnhausen, Neuhausen a. d. F., Wolfschlugen zum Osten mit *oe*.

Eigenartig und für diese Überlegungen bedeutsam ist nun, daß in Fällen, in denen auf ei<sup>1</sup> ein Nasenlaut (m, n) folgt, die Grenze zwischen West und Ost südlich und östlich von Stuttgart etwas weiter im Osten festgestellt wird. In dieser Lautverbindung zählen auch noch die Orte Wolfschlugen, Neuhausen a. d. F., Scharnhausen, Nellingen und Berkheim zum westlichen Verfahren (*schdōā, kōāner, nōā, hōām* (Stein, keiner, nein, heim); der Osten beginnt erst mit Denkendorf und Köngen (*schdōē, kōēner, nōē, hōēm*).

Geradezu erregend wird der Verlauf dieser Sonderlinie für ei<sup>1</sup> mit Nasenlaut jenseits des Neckars: in der inneren Stadt Esslingen mit ihren «Filialen» gilt das westliche Verfahren, also *ōā*, dagegen in Oberesslingen und in Hegensberg das östliche mit *ōē*. Da diese beiden Orte seit spätestens 1914 zur Stadt Esslingen gehören, heißt das also, daß der sehr auffallende Ausspracheunterschied zwischen *nōā* und *nōē* usw. das heutige Stadtgebiet in zwei Teile zerschneidet. «Gilt» – «zerschneidet» – mit voller Begründung wird hier in der Gegenwart gesprochen, auch wenn der Befund heute kaum mehr zu erheben ist. Im inneren Esslingen ist 1977 natürlich kein *ōā*-Laut mehr zu hören, doch begegnet man ihm noch heute im Munde der Älteren und der Alten (besonders, wenn sie in Erregung sprechen) in Liebersbronn und vermutlich auch in anderen Esslinger «Filialen». Um die Mitte der 30er Jahre kennzeichnete er die dortige Mundart durchaus, wobei zugefügt werden muß, daß diejenigen, die in der Stadt oder in den Industriebetrieben bzw. Amtsstuben des Neckartals arbeiteten, den Tag über unter den Arbeitskollegen i. a. den weniger anstößigen *ōē*-Laut benützten, sobald sie aber zu Hause waren, dafür wieder den angestammten *ōā*-Laut sprachen. In Hegensberg betonte man damals auf Befragen, daß man nicht so «bäuerisch» rede wie «die in Liebersbronn drüben»! Dabei gingen baulich die beiden Ortschaften schon damals fast ineinander über; einen natürlichen Unterschied kann man zwischen ihnen nicht feststellen.

Wer diesen Grenzzug verstehen will, der muß in die Geschichte gehen und in die Zeiten des alten Reichs zurückgreifen, also auf die Jahre vor 1803: da waren Oberesslingen und Hegensberg württembergisch, Liebersbronn aber als eines der «Filiale» war esslingerisch. Es ist also die alte Staatshoheitsgrenze – jetzt über anderthalb Jahrhunderte nicht mehr gültig –, die hinter dem heutigen Mundartunterschied steckt: hie Reichsstadt Esslingen – hie Herzogtum Würt-



temberg! Daß sich im übrigen die Hegensberger und die Liebersbronner auch sonst nicht sehr grün waren, ist noch wohl bekannt. Sie bilden zwar seit 1927 zusammen eine Kirchengemeinde und haben einen gemeinsamen Friedhof, jedoch bis heute zwei Musik- bzw. Gesangvereine und zwei Turn- bzw. Sportvereine und bis vor nicht allzulanger Zeit auch zwei freiwillige Feuerwehren.

Hier steht diese kleine Untersuchung an dem Punkt, der den geschichtlich denkenden Menschen im Innersten bewegt. Allerdings sollte noch untersucht werden, ob es sich nur um eine (allerdings schwer zu erklärende) gewissermaßen isoliert auftretende Sondererscheinung handeln kann, oder ob es auch sonst im Esslinger Reichsstadtgebiet Anhaltspunkte dafür gibt, daß sich allem nach nur in Liebersbronn

lebenskräftig erhalten hat, was einmal als für die Mundart des ganzen Gebiets gültig angesehen werden muß.

Doch zuvor ist es empfehlenswert, das Ohr ein wenig auch der Höhe des Schurwalds zuzuwenden. Auch dort läßt sich in den an die Reichsstadt anstoßenden Ortschaften feststellen, daß sie sich in bestimmten Zügen vom mundartlichen Verfahren des reichsstädtischen Gebiets unterscheiden. Schanbach und Aichschieß sind die unmittelbaren Nachbarn, Baltmannsweiler und Hohengehren die etwas abgerückteren (von den durch die neue Organisation der Gemeindeverwaltung 1973 und den dadurch erzwungenen zusammenfassenden neugeschöpften Ortsnamen möge in diesem Zusammenhang abgesehen werden; wer von Geschichtlichem

spricht, kann mit Ortsnamen aus dem laufenden Jahrzehnt nichts anfangen!). Wieder ein paar kennzeichnende Beispiele: in Esslingen gibt es einen *hond* (Hund), auf dem Schurwald aber einen *hōōd*; entsprechend heißt es dort *mōō* (Mond), hier *māā*, dort *mooned* (Monat) – hier *maoned*, dort *kamm* (Kamm) – hier *kaam*, dort *eene* (Aehne, Großvater) – hier *eēle* (d. i. Aehnlein). Die *nōā : nōē*-Grenze verläuft am Westrand des Schurwalds vorbei zu den Remstalorten, die flussaufwärts bis Geradstetten in das *nōā*-Gebiet gehören.

Deutlich zeigt die Mundartkarte, daß das Territorium der Reichsstadt, was seine Mundart betrifft, sowohl auf der Filder- wie auf der Schurwaldseite durch gewisse sprachliche Unterschiede von seiner Umgebung abgesetzt ist. Beide Male ist es württembergisches Land, das daranstößt, d. h. die Mundartgrenze fällt mit der politischen Territorialgrenze zusammen. Am meisten zieht dabei der Zusammenfall bei der soeben beschriebenen den Neckar überquerenden kräftigen Scheidelinie zwischen *nōē* in Oberesslingen und Hegensberg und *nōā* im altesslingischen Gebiet die Aufmerksamkeit auf sich.

Die Frage, ob man tatsächlich im ganzen Territorium der Stadt Esslingen *nōā* usw. gesagt hat, ist nun ernstlich wieder aufzunehmen. Man geht wohl nicht fehl, wenn man sie mit ja beantwortet. Eine ganz erstaunliche Sonderlautung, die in Mettingen, dem im Neckartal liegenden Filialort, üblich war und bei den Alten noch ist, legt das nahe. Dort sagt man nämlich für das mittelhochdeutsche *tuon* (tun) nicht *dōā*, wie es der Lautentwicklung im gemeinschwäbischen Verfahren entspräche, sondern *dōē*. Diese eigenartige Abweichung läßt sich nicht anders erklären als daraus, daß die sehr stadtnah wohnenden Mettinger den genäselten *ōā*-Laut, wie er in den kleineren und für den Verkehr weniger günstig gelegenen Filialen für mittelhochdeutsch *ei<sup>1</sup>* mit Nasenlaut (Stein usw.) üblich war, bewußt vermeiden und in allen Fällen durch den weniger anstößig erscheinenden gemeinschwäbischen *ōē* ersetzen wollten. Es wird dabei stillschweigend angenommen, daß die Stadt Esslingen zu der Zeit den als zu grob schwäbisch empfundenen *ōā*-Laut wenigstens in ihren «besseren Kreisen» schon aufgegeben hatte. Leider begegnete den Mettingern bei ihrem Bestreben, ihren guten Ruf als Auch-Esslinger durch den anstößigen Laut ihrer Sprache nicht zu gefährden, das Mißgeschick, den fraglichen Laut auch in einem Wort zu ersetzen, in dem er lautgeschichtlich in einen ganz anderen Zusammenhang gehört, auch wenn die beiden Laute in der Aussprache gleich sind. Vermeiden wollten sie mittelhochdeutsch *ei<sup>1</sup>+n*, getroffen haben sie mittelhochdeutsch *uo+n!*

Daß es übrigens Anzeichen dafür gibt, daß auch in der Stadt Esslingen *dōē* für «tun» vorkam, darf nicht verschwiegen werden.

Erstaunlicherweise scheint den Stuttgartern vor langer Zeit einmal dasselbe Ungeschick widerfahren zu sein. Dort gibt es einen Flurnamen Kornberg (in einem Straßennamen noch fortlebend). Dieser gehört zu den am frühesten belegten Stuttgarter Flurnamen. Er ist 1286 Kuonenberg geschrieben; von 1384 bis ins 16. Jahrhundert erscheint er zumeist als Kuonberg, im 15. Jahrhundert häufig auch als Kainberg, Koinberg, und vom Beginn des 17. Jahrhunderts an heißt er Kornberg. Daß auch hier die neue Namensform, sicherlich auf dem Schreibpult der Stuttgarter Steuerbuchführer entstanden, ihren Ansatz in der mundartlichen Aussprache gefunden hat, ist anzunehmen. Kuon(en)- lautete im Schwäbischen wohl schon seit dem 15. Jahrhundert *kōa(na)*; dafür empfahl sich in einer Gegend, in der mittelhochdeutsch *ei<sup>1</sup>* mit Nasenlaut als *ōā* gesprochen wurde (also westschwäbisches Verfahren), bei Unkenntnis über den Ursprung und die Bedeutung des Flurnamens ohne weiteres die Schreibung *kain . . .*, und eben aus dieser Ausspracheform wurde, vermutlich auf dem Weg der Schreiberetymologie, weiterhin Kornberg.

Der Vorgang spricht mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit dafür, daß man am Ende des Mittelalters auch in Stuttgart für die mittelhochdeutsche Lautverbindung *ei<sup>1</sup>* mit Nasenlaut das westschwäbische *ōā* gesprochen hat.

Das wäre nun eine ganz neue erschütternde Erkenntnis auf dem Feld der geschichtlichen Betrachtung des Schwäbischen: das genäselte *ōā* des Westens, das für Botnang mit Sicherheit um die Jahrhundertwende noch nachgewiesen ist und das allem nach im Esslinger Territorium bis in unsere Tage gegolten hat und dort wie im unteren Remstal heute vereinzelt noch gilt, wurde mit großer Wahrscheinlichkeit einmal auch in Stuttgart gesprochen.

Allerdings verblaßt diese Erkenntnis neben einer zu einem völlig ungeahnten Ergebnis führenden weiteren Beobachtung, und diese leitet die Gedanken wieder nach Esslingen zurück. Links des Neckars, westlich an die neue Pliensauvorstadt anstoßend, liegt das alte Gewand Breite. Dieser Name, bei den älteren Esslingern noch durchaus bekannt, spricht sich *brāade*. Auch diese Sprechform scheint von besonderer Art zu sein; denn der *ää*-Laut fällt im mittleren Neckarland sofort auf. Lautgeschichtlich handelt es sich dabei um nichts anderes als um den (allerdings nicht überall durchgeführten und gebräuchlichen) Umlaut des mittelhochdeutschen *ei<sup>1</sup>* (durch Einfluß des in der zweiten Silbe folgenden

mittelhochdeutschen ī, heute e), der nur von der westschwäbischen Lautform *oa* aus möglich war. Nun ist es Zeit, an den eingangs angegebenen um 1900 gültigen Grenzzug von *oa:oe* (ohne folgenden Nasenlaut) zu erinnern. Er weist Plieningen, Kemnat, Bernhausen und Sielmingen zum Westen, Ruit, Scharnhausen, Neuhausen a. d. F. und Wolfschlugen zum Osten, und damit fällt Esslingen heute eindeutig in das östliche *oe*-Feld. War das aber wohl immer so? Der Flurname *bräade* dürfte die Antwort geben: niemals konnte das *oe* des Ostens der Ausgangspunkt für diese Sprachform des Namens sein. Darf man sich für so weitreichende Erkenntnisse auf eine einzige Belegform stützen? Diese methodologische Grundfrage läßt sich nur nach der Art und dem Gewicht des Belegs entscheiden. Im vorliegenden Fall ist es die im mündlichen Umgang alteingesessener Stadtesslinger geläufige Form eines Flurnamens, der für Vermessungsakten und Grundbuch weithin im Land bekannt, seit den Forschungen VIKTOR ERNSTS seiner Bedeutung nach klar ist und «Breite» geschrieben wird. Die mündliche Überlieferungsform *bräade* hat mit dem geschriebenen Zwie-laut in seiner seit Jahrhunderten festen Form *ei* keine unmittelbare Verbindung. Sie geht, wie soeben gesagt, auf eine umgelaute Form des mundartlichen Lautes *oa* für die Schreibform *ei* zurück. Der Umlaut *ää* kommt, wie ebenfalls schon angedeutet, verstreut im ganzen Land vor; er scheint aber gar nicht oder nur ganz ausnahmsweise auch von den Schreibern übernommen worden zu sein; vielleicht war ihnen der Flurname Breite zu sehr bekannt und in der Schreibung zu sehr eingebürgert, als daß man der Lautung «dummer Bauern» hätte folgen sollen. Auf alle Fälle: der Flurname *bräade* im Talgrund links des Neckars hat in seiner örtlich gültigen volkstümlichen Aussprache (ohne Störung durch eine Wettbewerbsform etwa aus den Schreibstuben) als die Reliktf orm des einmal – es müßte wohl schon im hohen Mittelalter gewesen sein – bestehenden Zustands zu gelten. Da das Wort als Sachbezeichnung seit langem auch nicht mehr in der Alltagssprache lebendig ist, kommt ihm also, falls die Übertragung des Begriffs erlaubt ist, der Rang eines sprachlichen Zeugenbergs zu, und damit ist er für die Forschung von höchstem Gewicht. Man kann nicht umhin, diesem Zeugen zu glauben, daß die *oa:oe*-Grenze in früherer Zeit einmal (wann? wie lange?) wenigstens

so weit östlich von ihrem heutigen Verlauf auf den Fildern lag wie heute die *öö:öö*-Grenze, d. h. daß das untere Remstal, das Territorium Esslingen, der östliche Filderrand und das Neckartal um Stuttgart in einer ganz wichtigen Erscheinung der mundartlichen Sprache dem westlichen Verfahren folgten und daß erst später Stuttgart mit seinem altwürttembergischen Umland dem östlichen Verfahren zufiel, während das Territorium Esslingen noch beim alten Zustand verblieb.

Zwei Fragen müssen sich am Ende hier noch anschließen. Zum einen ist die Frage von vorhin zu wiederholen: wie kam es überhaupt zu der so merkwürdig von Norden nach Süden verlaufenden Trennung zwischen einem *oa*- und einem *oe*-Wert für mittelhochdeutsch *ei*? Zum andern möchte man gern wissen, warum Stuttgart mit seiner altwürttembergischen Umgebung einmal und zwar viel früher als das Territorium Esslingen die östliche Lautung statt der westlichen übernahm.

Von mehr untergeordneter Bedeutung wäre eine dritte Frage, nämlich die, ob die Grenze für *oa:oe* von Anfang an anders verlief als die für *öö:öö* oder ob das erst eine spätere Entwicklung ist und warum die beiden doch in gleicher Richtung zielenden Lautgebungen geographisch überhaupt unterschiedlich verlaufen.

Diese Fragen werden zwar gestellt; sie sind jedoch vorläufig nicht zu beantworten. Auf alle Fälle sei hier noch darauf hingewiesen, daß eine eingehende sprachliche Untersuchung früher örtlicher Handschriften aus Esslingen, im Sinne der Schule FRIEDRICH MAURERS in Freiburg i. Br. durchgeführt, vermutlich in manchen Punkten, wenn nicht in allen, mehr Klarheit, ja Sicherheit bringen könnte. Daß die Angaben auf Karte 15 von HERMANN FISCHERS «Atlas zur Geographie der schwäbischen Mundart» bereits jetzt schon geändert werden müßten, ist klar.

---

#### Anmerkung:

Die Unterlagen für den vorliegenden Aufsatz lieferten neben den einschlägigen Werken von HERMANN FISCHER (Geographie der schwäbischen Mundart – 1895) und KARL BOHNENBERGER (Die Mundarten Württembergs – 1928. Die alemannische Mundart – 1953. Zur Geschichte der schwäbischen Mundart im XV. Jahrhundert – 1892) ausgiebige eigene Studien zu den Flurnamen der Stadt Stuttgart (Die Flurnamen der Stadt Stuttgart . . . 1933) und reichliche Beobachtungen und Aufnahmen zur Mundart im Untersuchungsgebiet seit dem Jahr 1935.



Tübingen um 1630. Aquarell aus einem Stammbuch (Landesbibliothek Stuttgart).

## Universität und Stadt Tübingen in altwürttembergischer Zeit

Die Gründung der EBERARDINA 1477 hat die Entwicklung Tübingens so nachhaltig beeinflußt, daß die Stadt ohne ihre Universität überhaupt nicht mehr vorstellbar ist. Man könnte an Nürtingen oder an Leonberg denken, wenn man einen ungefähren Eindruck davon gewinnen will, was aus Tübingen ohne die entscheidende Tat vor nunmehr 500 Jahren geworden wäre. Den Vorzug, statt Stuttgart als der auch damals schon bedeutendsten und größten württembergischen Stadt die erste und jahrhundertlang einzige Universität auf württembergischem Boden zu erhalten, verdankt sie einem dynastischen Zufall. Das Land war 1442 unter zwei Brüder geteilt worden. Der den Gedanken einer Universitätsgründung bewegende Graf EBERHARD hatte die Uracher Landeshälfte geerbt. Stuttgart dagegen gehörte seinem Oheim Graf ULRICH, der dem Gedanken einer gemeinschaftlichen Gründung kein besonderes Interesse entgegenbrachte. Die Wahl der eigenen Residenz Urach, wie das bei landesherrlichen Gründungen üblich war, schied aber ebenso aus wie die Sindelfingens, wo sich das «Kapital» der zukünftigen Universität, das Martinsstift, befand. Beide waren zu klein, um die Versorgung einer viellundertköpfigen Universität zu garantieren. In Frage kam allein Tübingen. Diese Stadt hatte bereits eine bedeutende Vergangenheit hinter sich<sup>1</sup>, und hier lag auch der Schwerpunkt der Uracher Landeshälfte. Schon vor der Landesteilung hatte sie hinsichtlich Einwohnerzahl, Wirtschafts- und Steuerkraft die zweite Stelle hinter Stuttgart eingenommen.<sup>2</sup> Im deutschen Maßstab war sie jedoch höchstens eine Mittelstadt, von den Universitätsstädten gehörte sie zu den kleinsten. Eine Steuerliste von 1470<sup>3</sup> zählte 731 Abgabenpflichtige, was einer Ein-

Hans-Wolf Thümmel

wohnerzahl von reichlich 3000 entsprochen haben kann. Freiburg war doppelt, Köln zehnmal so groß.<sup>4</sup> Eine rege Bautätigkeit im 15. Jahrhundert mit Erweiterung der Mauern, Bau der Neckarbrücke, Neugestaltung des Marktplatzes und Neubau der Stadtkirche hatte ihr Aussehen etwas verändert und – wohl anfangs unabsichtlich – für die Aufnahme einer Universität vorbereitet. Baulich und sozial gliederte sie sich in die nördliche Weingärtnerstadt (Unterstadt) im Ammertal mit dem typischen Aussehen eines Ackerbürgerstädtchens und die obere Stadt auf dem Schloßbergrücken mit den Häusern der Kaufmannschaft, der Geistlichkeit und des Adels der Umgebung. Hier gab es zwar einige stattliche Häuser aus Stein, aber die Straßen waren eng und morastig; eine Straßenbeleuchtung war unbekannt und Straßenpflaster höchstens in der Münzgasse, der «Prachtstraße» zwischen Schloß und Kirche, zu finden.

Der Einzug der Universität veränderte das Leben der Stadt in vieler Hinsicht. In kurzer Zeit vergrößerte sich die Bevölkerung um mehr als ein Zehntel und zwar nicht quer durch alle Altersschichten, sondern vornehmlich durch junge, aktive Personen. Nun waren ständig über 200 Studenten anwesend. Die Zahl verdoppelte sich nach der Reformation und ging nach 1600 bis zum 30jährigen Krieg langsam zurück.<sup>5</sup> Um die Mitte des 18. Jahrhunderts waren es wieder um 300,<sup>6</sup> zum Teil begleitet von Hofmeistern und Bediensteten. Daneben die Professoren, zunächst meist Kleriker, später mit großen Familien. In ihrem Gefolge die Angehörigen des Büchergewerbes: die Buchbinder, Zeichner, Buchdrucker, Händler und Verleger. Das geistige Klima und man-

che anderen Vorteile veranlaßten studierte Pensionäre oder doch ortsungebundene Personen, sich in Tübingen niederzulassen. Die Gründung der Universität zog weitere Institutionen und damit weitere Menschen an. Seit 1514 war das Württembergische Hofgericht in Tübingen, 1536 wurde das evangelische Stift eröffnet und 1592 die Ritterakademie (*Collegium illustre*). Im 17. Jahrhundert nahm der Ritterkanton Neckar-Schwarzwald seinen Sitz in Tübingen.

Das alles hatte wirtschaftliche Veränderungen zur Folge. Professoren wie Studenten, insbesondere der Adel unter ihnen, gehörten zu den finanziell besser gestellten Kreisen und brachten viel Geld in die Stadt. Ein großer Bedarf an Waren, Wohnungen und Dienstleistungen entstand. Das führte zum Zugang von Händlern und Handwerkern, wie Bäcker und Fleischer, Schneider und Schuhmacher, aber auch von Luxusgewerben wie Goldschmiede, Peückenmacher, Schwertfeger und Tabakpfeifenmacher neben dem erwähnten ganz neuen, universitäts-typischen Büchergewerbe. Man berichtet, daß der Wein, der bisher ein Tübinger Exportartikel war, nun eingeführt werden mußte.<sup>7</sup>

Auch das Bauwesen profitierte infolge des verstärkten Wohnbedarfs. Die Entstehung der Neckargasse ist eine unmittelbare Folge davon.<sup>8</sup> Aber insgesamt wurde das äußere Bild der Stadt durch die Universität bis ins 19. Jahrhundert nur unwesentlich verändert. Ein «lateinisches Viertel» entstand nicht, doch wurden einige markante Punkte ins Stadtbild gesetzt, so 1479 die Burse, das Fakultätshaus, der neue Bebenhauser Pfleghof am Österberg (da die Univer-

Ritterspiele im Collegium illustre, dem heutigen Wilhelmstift (Anf. 17. Jh. – Univ. Bibl. Tübingen).



sität den alten als Domizil erhalten hatte), der Neubau des Universitätshauses 1547, der mehrfache Umbau des Augustinerklosters für das evangelische Stift und das Collegium illustre auf dem Platz des alten Franziskanerklosters.

Gar keinen Einfluß hatte der Einzug der Universität auf die Sauberkeit der Stadt. Ein «unser-Ort-soll-schöner-werden»-Gedanke scheint damals völlig außerhalb der Vorstellungswelt der Bürger gelegen zu haben. So wird ständig, nicht nur von Seiten der Universität, sondern auch bei Besuchen des Hofes, über die schmutzigen Straßen, insbesondere die vielen Misthaufen – selbst an den Mauern der Stiftskirche – geklagt.<sup>9</sup> Aber das mag die teilweise unvermeidliche Folge landwirtschaftlicher Betriebe selbst in der Oberstadt und fehlender Kanalisation gewesen sein. Sogar die Universität war häufig genötigt, ihren eigenen Bürgern die Einhaltung der Miststättenordnungen einzuschärfen.<sup>10</sup>

Die Anwesenheit der Universität verbesserte die seelsorgerische und medizinische Betreuung der Bevölkerung. Die Theologie-Professoren bekleideten seit der Reformation zugleich die Pfarrstellen der Stiftskirche (Propst, Dekan und Stadtpfarrer),<sup>11</sup> die Repetenten des Stifts waren Spitalprediger. Die Stelle des Stadt- und Amtsphysikus war regelmäßig mit einem medizinischen Extraordinariat verbunden und diente allgemein als Sprungbrett auf ein Ordinariat.<sup>12</sup> Ständig befanden sich jetzt zwei Apotheken in der Stadt, und die Ordinarien der Fakultät betrieben Privatpraxen; eine Universitätsklinik gab es jedoch nicht.

Da nach der damaligen Gerichtsverfassung alle württembergischen Gerichte in Kriminalsachen die Akten nach der Beweisaufnahme an die Tübinger Juristenfakultät zur Abfassung des Urteils zu senden hatten,<sup>13</sup> konnte das Tübinger Stadtgericht viel Zeit und Kosten sparen.

Die Universitätsgründung hatte aber auch soziale und ideelle Folgen. Der Einzug eines ganz neuen Standes, der «Literati», veränderte die Bevölkerungsstruktur und blieb nicht ohne Einfluß auf die Lebensart. Zwischen Professoren und Bürgern herrschte keine gesellschaftliche Kluft. Man wohnte ja nebeneinander, hatte durch den Nebenbetrieb der Landwirtschaft gleiche Interessen und Sorgen, die Kinder besuchten zusammen die Lateinschule und so feierte man auch die Feste gemeinsam.<sup>14</sup> Man übernahm gegenseitig Patenschaften, und schließlich kam es auch zu ehelichen Verbindungen.<sup>15</sup> Aber auch die Bürger begannen, ihre Kinder auf die Universität zu schicken, und einigen gelang der Eintritt in den Professorenstand.<sup>16</sup> Mehrfach wechselten Stadtschreiber als Professoren oder Beamte zur Uni-

versität. Häufiger war die Aufnahme von Professorenkindern, die trotz der Vetternwirtschaft nicht alle auch Professoren werden konnten (Prof. FERD. CHR. HARPPRECHT hatte z. B. 15 Kinder), in das Stadtbürgerrecht. Im 18. Jahrhundert wurden die Professorensohne KURRER und HARPPRECHT sogar Bürgermeister. Vielfältige verwandschaftliche Verflechtungen bestanden über die Töchter und Ehefrauen, die nur wegen der Namensverschiedenheit nicht nach außen sichtbar wurden.

Die Universität machte Tübingen auch zum kulturellen Mittelpunkt des Landes und zeitweilig darüber hinaus zur Bildungsstätte des gesamten süd- und oberdeutschen Protestantismus. Der württembergische Pfarrerstand als entscheidender Kulturträger des Landes erhielt hier seine Ausbildung. Auch das Bücherwesen war hier konzentriert. Es hatte von Anfang an eine überregionale Bedeutung. Die erste slowenische Bibel wurde in Tübingen gedruckt und der Verleger GOETHES und SCHILLERS war ein Tübinger Universitätsbuchhändler.<sup>18</sup> Der Ruf der Universität trug damit den Namen der Stadt in die ganze Welt und begründete insbesondere für jeden württembergischen Akademiker eine emotionale Bindung an die Stadt seiner Jugendjahre.

Die Anwesenheit der Universität hatte für die Stadt aber auch eine nur schwer zu bewältigende Kehrseite. Dabei war noch das Geringste, daß – wie immer, wenn große Kaufkraft auf ein kleines Angebot stößt – die Preise in Tübingen überall anzogen. Man klagte im 16. Jahrhundert z. B. über einen ungewöhnlich hohen Eierpreis in Tübingen.<sup>19</sup> Das gleiche war bei Fleisch und Brennholz der Fall. Aber nicht nur, daß die Preise stiegen, es kam gleich zu Anfang und auch noch später häufig zu Versorgungsschwierigkeiten, die die Universität unter anderem veranlaßten, seit dem 16. Jahrhundert eine eigene Fleischerei – die sog. «lateinische Mezg» zu unterhalten.<sup>20</sup> Da der Mauerring vom 15. bis zum 19. Jahrhundert nicht mehr wesentlich verändert wurde, trat bald eine Bauplatzknappheit ein, die die Grundstückspreise in die Höhe trieb.

Diese Nachteile wurden nicht immer durch höhere Einnahmen aus der Anwesenheit der Universität kompensiert. Abgesehen davon, daß die Universitätsangehörigen durch bestimmte Vorrechte, auf die noch einzugehen ist, sich außerhalb Tübingens versorgen konnten, war auch die Möglichkeit, die studentischen Ausgaben in die Tasche der Bürger zu lenken, auf mancherlei Weise beschränkt. Ein großer Teil der Studenten erhielt sowieso Beköstigung und Unterkunft in der Burse und später im Stift. Bei den übrigen traten die Professoren in dieser Hin-



«Haagei». Kneipszene aus einem Stammbuch des frühen 19. Jahrhunderts (Schiller-Nationalmuseum Marbach).

sicht von Anfang an als Konkurrenten der Stadtbevölkerung auf, da die an allen Universitäten übliche Unterhaltung von Kosttischen durch Professoren aus disziplinarischen Gründen sowohl von Seiten des Landesherrn als auch der Universität nachhaltig gefördert wurde. Die Wohnungspreise selbst waren nicht der freien Vereinbarung zugänglich, sondern wurden in gewissen Abständen von einer aus akademischen und städtischen Vertretern gebildeten Kommission bindend festgesetzt.<sup>21</sup> Zur Vermeidung von Luxus, Völlerei und Verschwendungen durften bestimmte Waren entweder überhaupt nicht (Luxusartikel und Genußmittel) oder nur in begrenzter Menge bzw. nur in bestimmtem Wert (z. B. Wein und Essen) verkauft oder doch wenigstens nicht auf Kredit abgegeben werden. Dagegen verstößenden Kaufleuten wurde der Gerichtsschutz für die Eintreibung ihrer Forderungen versagt.<sup>22</sup> Aus erzieherischen Gründen war es den Studenten verboten, öffentliche Wirtshäuser aufzusuchen, was natürlich häufig übertreten wurde. Den Untergang jeglicher Disziplin und das Verderben der studentischen Jugend sah der Senat auf sich zukommen, als 1699 mit landesherrlicher Konzession ein Kaffeehaus eröffnet wurde und dabei so überflüssige Dinge wie Kaffee, Tee, Schokolade und sogar Likör ausgeschenkt wurden.<sup>23</sup> Dabei hatte der Senat schon alle Mühe, die Konditoren zu hindern, solch unnützes Schleckwerk an Studenten zu verkaufen, denen dann am Semesterende das Geld zur Bezahlung der Kollegien fehlte. Und nun wurde es sogar offiziell dem Konzessionär erlaubt! Trotz vom Senat erlassener ausführlicher «Kaffeehaus-Gesetze» entwickelte sich dieses unter starker Frequenz in Tübingen liegender herzoglicher Offiziere wie befürchtet zu einer «Spiel- und Lasterhöhle», in der «schreckliche Blasphemien» und gar exhibitionisti-

sche Handlungen vorkamen. Als der Inhaber in seiner Eigenschaft als herzoglicher Leibeigenschaftsverwalter 1706 von Tübingen versetzt wurde, konnte der Senat eine Wiedereröffnung unter einem neuen Inhaber trotz vieler städtischer Interessenten verhindern. Dies Beispiel mag zeigen, welche Schwierigkeiten dem Golderwerb der Bürger bereitet wurden.

Viel schwerer ertragbar als Teuerung, Mangel und Einschränkung der kaufmännischen Bewegungsfreiheit war für die Stadt die Tatsache, daß die Universität nicht, verglichen mit heute, eine staatliche Institution wie andere auch darstellte, deren Bedienstete und Angehörige zugleich Bürger der Stadt waren oder doch zumindest während ihres Aufenthaltes dem Stadtrecht und den sonstigen Anordnungen der Stadtverwaltung unterworfen waren. Die Universität bildete vielmehr mit ihren sämtlichen Mitgliedern, Professoren, Studenten, Beamten und Buchgewerbetreibenden eine eigene Bürgergemeinde, die sich völlig unabhängig von der Stadtgemeinde verwaltete.

Der innere Aufbau der Universitätsverwaltung wies gewisse Ähnlichkeiten mit der Stadtverfassung auf. Gerichts- und Verwaltungsbehörde war der aus den Ordinarien gebildete Senat, der sich selbst ergänzte – bei der Stadt das Stadtgericht, das ebenfalls beide Funktionen ausübte und sich auch selbst ergänzte. Die eigentliche Bevölkerung hatte weder bei der Stadt noch bei der Universität einen Einfluß auf Zusammensetzung und die Tätigkeit dieser Organe. Der Senat wählte seinen Vorsitzenden, den Rektor, ebenso selbst, wie das Stadtgericht die Bürgermeister. Dabei ist allerdings zu beachten, daß die Bürgermeister nur im städtischen Kriminalgericht den Vorsitz führten und ansonsten das «Finanzressort» verwalteten, während die eigentliche Spalte der städtischen Verwaltung der vom Landesherrn eingesetzte Stadtvogt war, den die Bürgermeister nur bei Abwesenheit vertraten. Eine ähnliche Person hatte die Universität in dem vom Landesherrn benannten Kanzler, der allerdings nicht der Verwaltungschef, sondern Aufsichtsperson war. Daneben hatte die Universität wie die Stadt ihren Stadtschreiber, einen Universitätssekretär (anfänglich Universitätsnotar genannt). Der Pedell fungierte als Büttel (Gerichtsdienner). Die Universität verfügte auch, da sie sich aus den Erträgen ihres landwirtschaftlichen Besitzes, ihrer Zehntrechte und Gütern selbst finanzierte, über einen eigenen «Verwaltungsunterbau» mit Syndikus, Landpflegern, Küfern und Kastenknechten.

Begründet wurde diese Stellung durch den Freiheitsbrief<sup>24</sup> der Universität, der die Universitätsge-

meinde nicht nur gegenüber dem Landesherrn durch mancherlei Befreiungen eine bevorzugte Stellung gegenüber den übrigen Gemeinden verschaffte, sondern auch die Freiheit von städtischen Steuern und Dienstpflichten, Freiheit von der städtischen Polizeigewalt und Gerichtsbarkeit, Freiheit vom Marktzwang und sonstigen Kaufbeschränkungen gewährte. Wer Universitätsbürger wurde, worüber nicht die Stadt, sondern die Universität selbst entschied, hatte das Aufenthaltsrecht in der Stadt, das ihm nur die Universität wieder entziehen konnte. Er hatte aber auch alle Vorteile, die sonst nur den Bürgern der Stadt zustanden, wie z. B. das Recht, Grundstücke zu kaufen, die städtische Allmende zum Viehtrieb zu benutzen oder seinen eigenen Wein auszuschenken – ohne zu den damit verbundenen Lasten beitragen zu müssen. Diese Privilegien waren im Kern keine Tübinger Besonderheit, sondern entsprachen dem allgemein Üblichen, das sich im Anschluß an das Privileg BARBAROSSAS für Bologna (1158) als allgemeines Universitätsrecht in Jahrhunderten entwickelt hatte. Nur waren an anderen Universitäten die Privilegien häufig im einzelnen stärker eingeschränkt als in Tübingen.

Hinter den gleichen Mauern befanden sich also zwei Gemeinden, die äußerlich voneinander unabhängig waren. Trotzdem war ein beziehungsloses Nebeneinanderleben unmöglich. Die Stadt war ja nicht nur Bürgergemeinde, sondern auch Realgemeinde, während die Universität kein eigenes Territorium hatte. Bauvorschriften, Brandschutzbestimmungen, Hygienevorschriften hinsichtlich der Brunnen und der Abwässer, kurz: das allgemeine Polizeiewesen konnte nur einheitlich für die städtischen Bürger und die in Streulage in der Stadt wohnenden Universitätsangehörigen sein. Das setzte entweder ein geregeltes Zusammenwirken beider Gemeinden oder die ausschließliche Zuständigkeit der Stadt für die notwendig nur einheitlich regelbaren Verhältnisse voraus. Der Freiheitsbrief war in dieser Hinsicht höchst unvollständig. Er hatte nur die Gerichtsbarkeit über Liegenschaften von der Universitätsgerichtsbarkeit ausgenommen, womit auch die bau- und feuerpolizeiliche Kompetenz bei der Stadt verblieb. Die ausschließliche Zuständigkeit der Stadt zur Aufrechterhaltung von Sicherheit und Ordnung in sonstiger Hinsicht war ihr jedoch innerhalb ihrer Mauern durch die alleinige Gerichts- und Polizeigewalt des Rektors über die Universitätsangehörigen genommen.

Aber nicht nur in den aus der Natur der Sache nur einheitlich regelbaren Materien, auch bei der Wahrnehmung «bloßer» Vorrechte durch die Universitätsbürger war ein isoliertes Nebeneinanderleben

ohne Rücksicht auf die Belange der Stadt unmöglich. Denn die uneingeschränkte Inanspruchnahme dieser Privilegien mußte nicht nur zu einer Schmarotzerstellung der Universität, sie konnte auch zur Funktionsunfähigkeit der Stadt führen. Das zeigte sich sogleich bei den Steuerbefreiungen. Es bedarf keines Hinweises, daß die Stadt zur Deckung ihrer Aufwendungen Steuern benötigte. Aber auch an das Land mußte sie Steuern abführen, die nach der württembergischen Steuerverfassung ihr in Form einer bestimmten Summe auferlegt wurden, die sie durch Umlegung der einzelnen Steuerzahler aufbrachte.<sup>25</sup> Da die Steuern bis ins 18. Jahrhundert überwiegend Grundsteuern waren, war es undenkbar, daß die Universitätsbürger unbeschränkt Grundbesitz erwerben konnten, ohne damit steuerpflichtig zu sein. Die Belastung der übrigen wäre untragbar geworden. Gerade die Professoren, insbesondere die Juristen und Mediziner, waren aber vermögensmäßig so gut gestellt, daß sie in der Lage waren, die stattlichsten Häuser und damit die besten Steuerobjekte zu erwerben. Das zeigen die Herdstättenliste von 1525, nach der sich allein von den 20 auf ca. 500 bis 900 Gulden Wert geschätzten Häusern (Durchschnittswert der Häuser 50 bis 150 Gulden) sechs in Händen von Universitätsverwandten befanden, sowie die Türkensteuerlisten von 1544, nach denen ca. 900 steuerpflichtige Stadtbürger ein Gesamtvermögen von ca. 150 000 Gulden repräsentierten, während sich in den Händen von nur ca. 120 Universitätsbürgern 85 000 Gulden Vermögen befanden.<sup>26</sup>

Das gleiche Problem zeigte sich, wenn durch große Viehhaltung der Universitätsverwandten die Futtergrundlage für das städtische Vieh geshmälert wurde oder durch das Ausschenken selber angebauten Weines eine Handelskonkurrenz mit den städtischen Bürgern eintrat. Besonders die ärmeren Professoren in der Artistenfakultät, die nicht, wie Juristen oder Mediziner, reiche Nebeneinnahmen oder, wie anfangs die Kleriker, wohldotierte Pfründen besaßen, betrieben besonders in den ersten 150 Jahren der Universität intensiv Landwirtschaft zur Verbesserung ihres Einkommens. Beim Weinausschank waren die Universitätsbürger noch dadurch im Vorteil, daß sie von herzöglichen Zöllen und städtischen Abgaben bei der Einfuhr fremder Weine und von der Umsatzsteuer beim Verkauf (Umgeld) befreit waren.

Der Dispens vom Marktzwang gestattete den Universitätsbürgern, die zum Markt ziehenden Bauern schon auf der Neckarbrücke abzufangen oder gar direkt auf dem Land zu kaufen und damit bei knappem Angebot den Tübinger Markt veröden zu las-

sen. Oft reichte das Fleisch- und Holzangebot auf dem Markt zur Versorgung der übrigen Bevölkerung nicht aus.

Auch die unbegrenzte Aufnahme von Personen ins akademische Bürgerrecht konnte bei der damaligen geringen Einwohnerzahl die Funktionsfähigkeit der Stadt in Frage stellen. Die akademischen Bürger schuldeten der Stadt keine Dienste, mußten also weder schanzen, noch die Mauern verteidigen, noch in den Straßen der Stadt gegen Feuer und Unordnung nachts auf Wache gehen. Sie konnten also ihren eigenen Schutz getrost der Stadtbevölkerung überlassen. In den nicht seltenen Kriegsfällen hatten sie auch keine Einquartierungen zu erleiden. Der Drang in das Bürgerrecht der Universität mußte die natürliche Folge sein.

Die Stadtbevölkerung selbst fühlte sich aber infolge des Benehmens der Studenten in ihren eigenen Mauern nicht mehr sicher, da den städtischen Polizeikräften gegenüber den Studenten durch ein grundsätzliches Verhaftungsverbot alle Hände gebunden waren. Die Universität unterhielt aber außer dem Pedellen keine eigene Polizei, da nach dem Freiheitsbrief der Rektor im Bedarfsfalle über die Stadtknechte verfügen konnte. Da somit die Stadt eine ihrer Hauptaufgaben, die Sicherheit ihrer Bürger zu gewährleisten, nicht mehr erfüllen konnte, griffen diese im Falle äußerster Reizung zur Selbsthilfe, woraus sich zuweilen regelrechte Gefechte mit Teilen der Studentenschaft entwickelten. Das mußte aber letztlich zu einer allgemeinen Auflösung der Ordnung führen.

Eine Abhilfe war dringend notwendig, die noch der Universitätsgründer selbst durch eine authentische Interpretation des Freiheitsbriefes zu erreichen suchte. Als sich dies eine Generation später als ungenügend erwies, suchte der Magistrat Hilfe bei der Stadt Freiburg – dem alten Tübinger Oberhof –, die dreimal um Auskunft angegangen wurde, wie sie es mit ihrer Universität halte.<sup>28</sup> Nach ihrem Vorbild gelang es der Stadt schließlich mit landesherrlichem Druck durch Abschluß von Vereinbarungen (es handelt sich meist um landesherrliche Schiedssprüche), erstmals 1545 die Beziehungen zur Universität auf eine vertragliche Grundlage zu stellen und in der Folge auf diesem Wege Schritt für Schritt die Privilegien auf ein erträgliches Maß zurückzuschrauben.<sup>29</sup> Nach diesen Verträgen waren die Universitätsbürger schließlich bei allen Landessteuern pflichtig, konnten also bei der Erfüllung der der Stadt auferlegten Summe mit herangezogen werden. Sie blieben aber von allen örtlichen Steuern, dem sog. «Stadt- und Amtsschaden» und einem daneben evtl. erhobenen «Communschaden» befreit.

Die Quartierfreiheit der Universität – wenigstens für den «Notfall», der erst bei einer bestimmten Anzahl feindlicher oder einheimischer Truppen in der Stadt eintrat – konnte erst 1797 eingeschränkt werden. Wegen dieser Befreiungen ist den Universitätsangehörigen der Kauf nur eines Hauses, den Professoren dazu auch einer Scheuer gestattet. Daneben können sie auf Tübinger Gemarkung eine bestimmte Fläche Weinberge, Obstgärten und Äcker oder Wiesen käuflich erwerben und darauf auch Scheunen errichten. (Professoren einen Morgen von jeder Art, die übrigen im Gesamtwert von 200 Gulden.) Erwerb durch Heirat oder durch Erbfälle war daneben in beliebiger Höhe möglich. 1734 fielen die Kaufbeschränkungen für die ordentlichen Professoren weg. Die anderen Universitätsverwandten wurden aber dafür mit allem auch z. B. durch Erbfall erworbenen Besitz, der die Kaufgrenze überschritt, voll steuerpflichtig.

Jeder, der einen eigenen Haushalt (eigene Feuerstelle) führte, durfte auch zwei Kühe und zwei Ziegen auf die Gemeindeweide treiben. Wein zum eigenen Bedarf, wozu auch die Beköstigung der als Pensionsgäste ins Haus aufgenommenen Studenten gehörte, durfte abgabefrei (ohne sogenanntes Einlaßgeld oder Staffelgeld) in die Stadt gebracht werden. Was man von seinem selbst angebauten oder als Teil der Besoldung erhaltenen Wein (die Professoren bekamen z. B. von der Universität jährlich zwischen 5 und 12 Eimer)<sup>30</sup> nicht selbst verbrauchte, konnte man in der Stadt ausschenken. Personen mit eigenem Haushalt war es daneben gestattet, eine bestimmte Menge gekauften Weines auszuschenken. (Professoren 30 Ohm oder 2 Fuder, die übrigen 10 Ohm.) So sah man denn in Tübingen nicht nur vor den Häusern der Weingärtner, sondern auch etlicher Professoren den sogenannten «Weinstuhl»

Fechtszene. Vermutlich Stammbuchblatt 1821  
(Univ. Bibl. Tübingen – Slg. SCHMIDGALL).



stehen. Daß gleichzeitig über die Trunkenheit der Studenten und die schlechte Disziplin geklagt wurde, verwundert dabei nicht.

An Markttagen unterlagen auch die Universitätsverwandten dem Tübinger Marktzwang und durften nicht vor der Markteröffnung kaufen. Bei größeren Abschlüssen hatten sie sich wie Auswärtige der Vermittlung des städtischen Unterkäufers<sup>31</sup> zu bedienen. Zwar durften sie weiterhin auf dem Land Schlachtvieh kaufen, bei Fleischkaufen in Tübingen von 20 Pfund aufwärts waren sie jedoch verpflichtet, die städtische Fronwaage zu benutzen.

Nur der Universität nützliche Personen durften neben den Professoren und Studenten ins Bürgerrecht aufgenommen werden. Dazu gehörten nicht nur die Angehörigen des Büchergewerbes, ein Chirurg (damals kein studierter Mediziner), die Apotheker, sowie die Bediensteten der Professoren und Studenten, sondern nach allgemeinem akademischen Brauch auch die in Tübingen wohnenden Inhaber akademischer Titel wie die Lizentiaten, insbesondere Pfarrer und Advokaten. Das Bürgerrecht erstreckte sich auch auf die Verwandten, die in ihrem Haushalt lebten, sowie auf die Hinterbliebenen (Witwen bis zur Wiederverheiratung, Waisen bis zur Aufnahme eines unakademischen Berufes). War jemand zugleich Tübinger Bürger, so «ruhte» sein Bürgerrecht während der Zugehörigkeit zur Universität. Bedienstete der Universität wie Kastenknecht, Zimmermann, Maurer, Gärtner und Pfleger im Universitätslazarett blieben jedoch als Stadtbürger in ihren Pflichten gegenüber der Stadt, besaßen aber teilweise die Personalfreiheit (d. h. die Freiheit von Dienstleistungspflichten in Person) und standen bezüglich arbeitsrechtlicher Streitigkeiten unter der Universitätsgerichtsbarkeit. Verheiratete fremde Buchdruckergesellen waren sogar verpflichtet, das Tübinger Bürgerrecht zu erwerben. Wollten oder konnten sie das wegen der damit verbundenen Kosten nicht, hatten sie der Stadt ein Schirmgeld zu entrichten.

Umgekehrt durfte neben den Universitätsbürgern niemand das Büchergewerbe oder eine Apotheke in Tübingen betreiben. Ärzte, die nicht von der medizinischen Fakultät zugelassen und dazu noch Universitätsbürger waren, durften sich nicht niederlassen.<sup>32</sup>

Wenig erfolgreich war die Stadt dagegen bei ihren Bemühungen, die Sicherheit und Ordnung auch gegenüber den Studenten durchsetzen zu können. Ansätze in dieser Richtung scheiterten stets. Das sog. «nächtliche Gassenlaufen» unter großem Lärm, die Neigung der dabei meist betrunkenen Studenten, bei kleinsten Anlässen den Degen zu ziehen,

kann jahrhundertelang nicht abgestellt werden. Besonders schlimm war es im 16. und 17. Jahrhundert, wo der protestantische süddeutsche Adel mit Vorliebe Tübingen frequentierte. Die Situation wurde durch die Abtrennung des Collegiums illustre von der Universität an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert<sup>33</sup> vollends unübersichtlich, da dann neben städtischer, akademischer und der des Schloßkommandanten noch eine vierte Gerichtsbarkeit in Tübingen etabliert wurde. In dieser Frage war die Universität nicht zum Nachgeben bereit. Die eigene Gerichtsbarkeit war das wichtigste akademische Privileg und zeigte die Unabhängigkeit der Universität von anderen Korporationen. Sie war auch überall üblich, und die Universität konnte schon aus Konkurrenzgründen nicht den Eindruck zulassen, als wären in Tübingen zarte Studenten harten Griffen brutaler Stadtnechte ausgesetzt. Gewiß spielte dabei auch Standesdünkel mit. Und deshalb waren auch die Strafen, wenn jemand als Ruhestörer oder Raufbold erkannt wurde, sehr milde und blieben folglich ohne abschreckende Wirkung.<sup>34</sup> Freiheitsstrafen wollte man möglichst vermeiden, da sie als eines Akademikers unwürdig angesehen wurden. Man wertete das Verhalten allein unter disziplinarischen Gesichtspunkten. Ein förmliches Kriminalverfahren gegen Studenten wurde höchstens eingeleitet, wenn sie ihresgleichen mit dem Degen zu Tode gebracht hatten. Aber auch eine gewisse Devotion vor adligen Studenten und die Angst, durch zu harte Strafen vom Besuch der Tübinger Universität abzuschrecken, spielten dabei mit. Dies bewegte auch den Landesherrn, so daß es trotz der auf Beschwerde der Stadt mehrmals erfolgten Androhung des Privilegienentzuges letztlich dabei blieb, daß die beamteten städtischen Gassenwächter wie die von den Bürgern zustellende nächtliche Scharwache nur mit Einverständnis des Rektors Festnahmen von Randalierern vornehmen konnten. Eine generelle Ermächtigung dazu seitens der Universität erfolgte nicht. Daran waren jene Wächter oft auch nicht interessiert, da Studenten in diesen Situationen sich mit dem Säbel wehrten und es selten ein braver Bürger, der zur Nachtwache eingeteilt war, mit einem darin ausgebildeten jungen Adligen aufnehmen wollte.

Die Universität tätigte seit den 60er Jahren des 16. Jahrhunderts mehrmals Anläufe, nach dem Vorbild der städtischen Bürgerwache aus ihren eigenen Bürgern, insbesondere den Handwerkern, eine Scharwache unter dem Kommando des Pedellen aufzustellen, die gemeinsam mit der städtischen Wache patrouillieren sollte.<sup>35</sup> Da aber auch jene wenig Diensteifer zeigten und die Wache sabotierten,



Da ich gerade im Karzer sitze, so faßt mir für Dich, der Du ja selbst an næchtlichen Orte so lange Zeite gelegenheit hattest, obiges Bildwerk zu nichts anderes zu machen ein, als gerade dieses. Bewahre seinen Nutzen in deinem Herzen und mache in allen Verhältnissen des beliebigen Gebrauch davon. Dein grüßender.

Gruß aus dem Karzer. Federzeichnung nach einem Vorbild an der Wand des Tübinger Karzers (Inst. f. Hochschulkde. Würzburg).

gelang es erst 1609, eine beständige Einrichtung dieser Art zu schaffen.<sup>36</sup> Im 18. Jahrhundert erwirkten zunächst die Apotheker und schließlich auch die Buchhändler als «cives honoratores» unter den nichtwissenschaftlichen Universitätsbürgern ihre Freistellung von der Wache,<sup>37</sup> die praktisch allein an den Buchbindern und Buchdruckern hingen blieb.<sup>38</sup> Gelegentlich konnte sich der Senat auch zur Anstellung besoldeter Wächter entschließen: diese Einrichtung schließt aber im 17. Jahrhundert wieder ein.<sup>39</sup> Erst 1781, nachdem 1778 ein Scharmütel zwischen Bürgern und Studenten vorausgegangen war,<sup>40</sup> gab der Senat dem herzoglichen Druck nach und stellte nach Erlanger Vorbild hauptamtliche, uniformierte «Hatschiere» als Universitätsgerichtsbedienstete an.<sup>41</sup> Zu den Kosten mußte die Stadt, da nach dem Freiheitsbrief die Stellung von Polizeikräften ihre Aufgabe war, jährlich 150 Gulden beisteuern, wofür ihr eine gewisse Mitsprache eingeräumt wurde.<sup>42</sup> Aber auch diese konnten die Ruhe nicht garantieren, und man meinte schließlich, daß die Verlegung einer Garnison von 40 bis 60 Polizeisoldaten nach Tübingen dafür erforderlich sei.<sup>43</sup> Auf dem Gebiet der eigentlichen Gerichtsbarkeit mußte die Stadt sogar Einbußen hinnehmen. Sie konnte es nicht verhindern, daß die Universität – letztlich gegen den Sinn der Bestimmung des Freiheitsbriefes – in Vormundschafts- und Erbschaftssachen tätig wurde und Liegenschaftsverträge beurkundete.<sup>44</sup> In Untergangssachen (Bauordnungs- und nachbarrechtliche Angelegenheiten) konnte sie zwar im 17. Jahrhundert etwa die Einhaltung der feuerpolizeilichen Bestimmungen in den Häusern der Universitätsverwandten kontrollieren. Wurden dabei aber Ordnungsstrafen verhängt, so durfte diese nur der Rektor einziehen.

Das bei allen Einbußen doch im ganzen erfolgreiche Vorgehen der Stadt brachte aber mit dem Vertragschluß allein noch keinen dauerhaften Sonnenschein in die Beziehungen. Die Erfolge konnten ja nicht auf einmal, sondern nur im Laufe der Jahrhunderte erreicht werden. Und auch dann gab es noch genügend Auslegungsschwierigkeiten wie Übertretungsmöglichkeiten auf beiden Seiten, so daß der Stoff zu Konflikten nie ausging. Äußeres Zeichen des gelegentlichen Mißmutes auf Seiten der Stadt war die Zurückhaltung bei der Beschwörung und das Fernbleiben bei der Verlesung der Privilegien. Die Gewährung solch umfassender Privilegien auf Kosten der Stadt war keine Selbstverständlichkeit gewesen. Die Stadt hatte durch die Mitsiegelung des Freiheitsbriefes ihr Einverständnis geben müssen. Um die Privilegien im Gedächtnis der Bevölkerung zu bewahren und ihre Einhaltung auch durch künftige Generationen zu sichern, war die jährliche öffentliche Verlesung in der Stadtkirche durch den Stadtschreiber in Anwesenheit des Gerichts und die Beschwörung durch den Vogt und zwei Stadtrichter vor dem Rektor vorgeschrieben.<sup>45</sup> An der jährlichen Verlesung des Freiheitsbriefes hielt die Universität bis zur Aufhebung der Privilegien im 19. Jahrhundert unbeirrbar fest, obwohl der Text mit fortlaufender Zeit immer unverständlicher wurde und längst durch die herzogliche Deklaration von 1601 sowie die genannten Verträge ersetzt worden war. Die Anwesenheit der Bevölkerung versuchte man dadurch zu erzwingen, daß man die Verlesung seit dem 16. Jahrhundert auf den Sonntag nach Georgii (23. 4.) vor den Beginn der Predigt legte. Ein Erfolgsrezept war auch dies nicht, da Magistrat und Bevölkerung bei entsprechendem Klima ihre Abneigung dadurch kundtun konnten, daß sie erst nach Abschluß der Verlesung die Kirche betraten. Auch die Eidesableistung konnte die Universität nicht immer erreichen. Schon früh erkannten die städtischen Vertreter, daß sich ihr Vogts- bzw. ihr Richtereid, der ihnen die Wahrnehmung der Interessen der Stadt auferlegte, nicht gut mit der Beschwörung der Universitätsprivilegien vertrug und sie in die Gefahr des Meineids brachte. Empfindsame Gemüter konnten den Eid auch leicht als demütigend auffassen. Die Obervögte sperrten sich von Anfang an und konnten 1712 ihre völlige Befreiung erlangen, die Untervögte erreichten 1734 wenigstens die Beschränkung auf eine einmalige Eidesleistung beim Amtsantritt, was schließlich mit den neuen Statuten von 1752 auch den Magistratsmitgliedern zugestanden wurde. Die Universität wußte sich in solchen Fällen zu rächen, indem sie etwa bei öffentlichen Aufzügen in diesem rangbewußten

Zeitalter die Vertretung der Stadt schlecht plazierte oder die Aufnahme von Bürgersöhnen in das MARTINSche Stipendium verweigerte. Das konnte sich dann leicht zu gegenseitigen Beschimpfungen in Beschwerdebriefen an den Landesherrn steigern, so daß schließlich die Universitätsvisitations-Kommission des Geheimen Rates schlichtend eingreifen mußte.

Der übliche Umgangston war das aber nicht. Generell versuchten beide mit der jeweils *lieben Schwester* und *Nachbarin* korrekte Beziehungen und sogar *wahre Freundschaft* herzustellen. Die verwandschaftlichen Verflechtungen wurden sowieso durch die gelegentlichen Tiefpunkte in den Beziehungen nicht berührt, ja es ist geradezu auffällig, daß die stärksten Kontrahenten der Universität auf Seiten der Stadt oft besonders enge persönliche Verbindung zum Universitätssenat hatten.<sup>46</sup> Eine Möglichkeit, gegenseitige Probleme zu besprechen, boten die genannten Zusammenkünfte zur Beschwörung der Privilegien sowie die jährlichen Steuerabrechnungen durch eine Senatskommission beim Magistrat.<sup>47</sup> 1770 wurde auf Vorschlag des Landesherrn eine ständige gemeinsame Polizeideputation aus Mitgliedern beider Korporationen *zur Befestigung des guten Vernehmens mit der Stadt, zur Abschaffung der Mißbräuche und Erhaltung guter Ordnung* errichtet.<sup>48</sup>

Schon immer wurde bei offiziellen Anlässen wie Promotionsfeierlichkeiten oder Beerdigungen von im Amt verstorbenen Vorständen jeweils die Gegenseite zur Teilnahme geladen. Zu ersteren Anlässen stiftete die Stadt sogar eine bestimmte Menge Wein.<sup>49</sup> Ihre Vertreter erhielten dafür von den Promovierten Handschuhe überreicht. Studenten, die

Schloß Hohentübingen. Aus einem Stammbuch (Landesarchiv Graz).



ihrer Disputation dem Magistrat widmeten, bekamen von diesem ein Geldgeschenk. Aus der Zeit vor dem 30jährigen Krieg ist bekannt, daß der Magistrat Begrüßungssessen veranstaltete, wenn die Universität aus dem Exil, in das sie wegen der Pest geflüchtet war (siebenmal), zurückkehrte. Seit der Reformation trafen sich die Mitglieder von Senat und Magistrat nebst Damen am Aschermittwoch zu einem gemeinsamen Fleischessen. Die Studenten führten derweil auf dem Marktplatz Schauspiele für die Bevölkerung vor.

Man unterstützte sich auch gegenseitig in Notzeiten. Die Universität etwa stellte freiwillig Quartiere und Lebensmittel bei starken Besetzungen Tübingens, insbesondere aber bei Verhandlungen mit feindlichen Truppen in ihren Professoren auch Diplomaten, die auf diese Weise gelegentlich *zum Retter der Stadt* vor Plünderung, Einquartierung und Zerstörung wurden.<sup>50</sup> Wollte die Stadt bei der Regierung etwas erreichen, von dem man vermutete, daß es auch im Interesse der Universität wäre, z. B. die Beseitigung des Pulverlagers im Schloß, wurde diese bewegt, ebenfalls in Stuttgart bzw. Ludwigsburg vorstellig zu werden, da man sich bei gemeinsamem Vorgehen eine größere Wirksamkeit versprach. Man half sich bei Brandunglücken, wo nicht nur die Stadt mit ihren 4 Spritzen der Universität zu Hilfe kam, sondern auch die Universität mit ihren 2 kleinen Spritzen *mit kupfernem Kessel* und 3 hölzernen Handspritzen<sup>51</sup> der Stadt zu Hilfe eilte. Als 1742 das städtische Spital mit großen Fruchtvorräten und einige umliegende Häuser abbrannten, verköstigte die Universität aus eigenen Beständen die Helfer aus der Stadt und den umliegenden Ortschaften mit Wein und Brot.<sup>52</sup> Zur Linderung des Schadens wurde in der Universitätsgemeinde gesammelt und zusammen mit einem Fruchtbeitrag der Universität selbst wurden beinahe 1000 Gulden für Spital und betroffene Bürger aufgebracht, wobei der Rektor MAUCHART (ein Mediziner mit einträglicher Praxis) mit 100 Gulden die Spendenliste generös eröffnete, aber von Kanzler PFAFF mit 240 Gulden – mehr als dem Jahresgehalt eines Philosophie-Professors<sup>53</sup> – noch übertroffen wurde. (Am Ende der Liste stehen die armen Buchdruckergesellen mit einem Beitrag von 15 Kreuzern). Überhaupt funktionierte die Zusammenarbeit auf dem Gebiet des Brandschutzes und der Bekämpfung der Brände noch am besten. Hier hatten beide das Gefühl, einer gemeinsamen Gefahr gegenüberzustehen. So wurden ohne besondere Empfindlichkeiten etwa nach einem Brandunglück am Haagtor 1684 die Vorwürfe der Universität bei der Stadt durchaus als Anregung aufgefaßt, geprüft und beherzigt.<sup>54</sup> Die Universität

zögerte ebenfalls nicht, ihre Bestimmungen den Änderungen der Tübinger Feuerordnung anzupassen. Die Stadt dagegen übernahm die Füllung der Universitäts-«Sturmeimer» und stellte auch ein Grundstück zur Verfügung, als die Universität einen Abstellplatz für ihre anzuschaffende moderne eigene Feuerspritze suchte. Nach dem Spitalbrand hatte es die Übernahme von einem Drittel der Kosten durch die Universität 1747 der Stadt ermöglicht, endlich eine Spritze zu kaufen, deren Strahl auch die Giebel hoher Häuser erreichte.<sup>55</sup> Auch zu der 1783 auf Vorschlag der Universität eingerichteten «Feuer-Piquet», einer prophylaktischen Versammlung von Handwerkern in der städtischen Wachstube bei Nahen eines Unwetters, trug die Universität ein Drittel der Kosten bei.<sup>56</sup> Auch sonst erhielt die Stadt Zuschüsse, etwa zu den Kosten der Schule, der Orgel und der Kirchenmusik,<sup>57</sup> sowie jährlich 1000 Gulden für den Armenkasten und 150 Gulden aus dem Universitätslazarett-Fiskus für das städtische Spital.<sup>58</sup>

So lebte man trotz der gelegentlichen Konflikte mehr recht als schlecht im Bewußtsein des gegenseitigen Aufeinanderangewiesenseins zusammen. Ein Rückgang der Universität bedeutete auch einen wirtschaftlichen Rückgang der Stadt, fühlbar besonders im 18. Jahrhundert, als die traditionellen Exportgewerbe der Stadt stark zurückgingen.<sup>59</sup> Die Stadt war daher ein warmer Fürsprecher aller Bestrebungen, die Anziehungskraft der Universität zu verbessern und die Studentenzahlen zu erhöhen. So wurde insbesondere 1781 die Umwandlung der Karlsschule in eine Universität, mit der das Ausbildungsmopol Tübingens in Württemberg gebrochen wurde, als eine gemeinsame Bedrohung empfunden. Hier war es nun umgekehrt einmal die Universität, der die starke Stellung der Stadt innerhalb der Landstände zugute kam.<sup>60</sup> Denn letztlich war es den Landständen, mit denen die Universität in keiner verfassungsrechtlichen Beziehung stand, zu verdanken, daß die Hohe Karlsschule ihren Gründer KARL EUGEN nicht überlebte und Tübingen bis ins 20. Jahrhundert seine Stellung als «Schmiede» des württembergischen Nachwuchses behielt.

Das 19. Jahrhundert stellte die Beziehungen auf eine neue Grundlage. Im Gefolge des Untergangs der altwürttembergischen Landesverfassung 1806 wurden auch die Stadtverfassung und die Universitätsverfassung aufgehoben. 1811 verlor die Universität ihre letzten Privilegien und mit einem Schlag auch alle die Universitätsverwandten an die Stadt, die nicht wie die Professoren, der Sekretär und der Syndikus in einem direkten Dienstverhältnis zur

Universität standen. 1829 wurde auch ihre Gemeindeeigenschaft aufgehoben, die Professoren und Beamten wurden «heimatlos». Probleme, die aus der unterschiedlichen Rechtsstellung beider Korporationen resultierten, gab es nun nicht mehr. Dafür aber drohte der gänzliche Verlust der Universität. Teile der Regierung lancierten 1826, 1833, 1856 und auch später noch Pläne einer Verlegung der Universität nach Stuttgart in die Öffentlichkeit.<sup>61</sup> Dabei zeigte sich, daß die Universitätsgründung auch ein Danaergeschenk gewesen war. Handel und Gewerbe hatten sich in 350 Jahren derart auf die Bedürfnisse der Universität ausgerichtet, daß ein Auszug derselben den wirtschaftlichen Zusammenbruch herbeiführen mußte. Man errechnete 1826, daß von den 929 Gewerbetreibenden mit einem Steueraufkommen von 4457 Gulden 680 mit einem Steueranteil von 3265 Gulden aufgeben müßten, darunter von 71 Schuhmachern 56, von 60 Schneidern 48, von 51 Bäckern 31, von 86 Metzgern 70.<sup>62</sup> Um dem zu begegnen, suchte die Stadt nun aber ihr Heil nicht in einer Verbreiterung ihrer wirtschaftlichen Grundlage, sondern in einer völligen Ausrichtung auf die Bedürfnisse der Universität. Große Investitionen wurden in eine Verbesserung der Infrastruktur gesteckt, um Tübingen anziehender zu machen.<sup>63</sup> Der Bau des neuen Universitätsviertels im Nordosten der Stadt lenkte die städtebauliche Entwicklung in diese Richtung. Die seit ihrer «Entrechung» Abstand wahren «heimatlosen» Professoren versuchte man durch die kostenlose Verleihung des Bürgerrechts an die Stadt zu binden.<sup>64</sup> Diese Professoren ergriffen nun die Gelegenheit: sie gewannen Einfluß im Stadtrat und haben dazu beigebracht, daß Pläne zur Industrialisierung Tübingens scheiterten und dieses ein echter Musensitz blieb; an den Folgen krankt die Stadt heute. Damals erschien die Entscheidung aber nicht so unvernünftig, da nach der württembergischen Steuerverfassung die Gewerbe nur einen festen Anteil von  $\frac{3}{24}$  an der Gesamtsteuersumme aufzubringen hatten, während die Weingärtner mit  $\frac{17}{24}$  belastet waren,<sup>65</sup> der Ertrag also Schmutz und Lärm kaum aufgewogen hätte. Es war nicht vorauszusehen, daß in der heutigen Zeit gerade die Gewerbesteuer den Wohlstand einer Stadt begründet.

Die Stadt Tübingen hat heute ganz anders geartete Sorgen als in der langen Geschichte ihrer Beziehungen zur Universität. Die Explosion der Studentenzahlen, die städtebaulich mißglückte bauliche Expansion nach Norden und die Motorisierung haben in den letzten 20 Jahren viel von ihrem Charme zerstört. Die Lösung der hiermit aufgeworfenen Probleme wird darüber entscheiden, ob die Stadt ihre

einzigartige Atmosphäre auch in der Zukunft bewahren kann.

#### Anmerkungen

- 1 Dazu JÜRGEN SYDOW, Geschichte der Stadt Tübingen I, 1977, S. 140, 144, 139, 146 ff.
- 2 (SYDOW), Der Landkreis Tübingen III, 1974, S. 20 f.
- 3 Abdruck bei REINHOLD RAU, Die ältesten Tübinger Steuerlisten, 1970, S. 1 ff.
- 4 FRITZ RÖRIG, Die europäische Stadt im Mittelalter (1955) S. 76, S. 105.
- 5 Nach CRAMER in: HEINRICH HERMELINK, Register zu den Matrikeln der Universität Tübingen, 1931, S. XIII–XXVI.
- 6 Statistik der Universität Tübingen, 1877, S. 127.
- 7 GUSTAV SCHÖTTLER, Verfassung und Verwaltung der Stadt Tübingen am Ausgang des Mittelalters, Tübinger Blätter 8. Jg. (1905) S. 7.
- 8 MANFRED EIMER, Tübingen, 1945, S. 117.
- 9 Siehe dazu MAX EIFERT, Geschichte und Beschreibung d. Stadt Tübingen, 1849, S. 161, 165, SCHÜTTLER a. a. O. S. 5, FORDERER, Universität u. Stadtgemeinde, in Festausgabe der Tübinger Chronik v. 24. bis 26. 7. 1927, S. 12, Gravamina der Universität v. 13. 4. 1751, Ziff. III 4 im Univ. Archiv T 6/29 Nr. 48. Ein Säuberungsbefehl der Visitationskommission an den Stadtvoigt v. 11. 8. 1607 in Univ. Archiv 28/3 III Nr. 3.
- 10 Vgl. Univ. Archiv 28/3 III Nr. 14 ff.
- 11 Vgl. HANS-WOLF THÜMMLER, Die Tübinger Universitätsverfassung im Zeitalter des Absolutismus, 1975, S. 174 ff., 184.
- 12 THÜMMLER a. a. O. S. 219.
- 13 Dazu THÜMMLER a. a. O. S. 203 ff.
- 14 REINHOLD STAHLCKER, Das Tagebuch des Martin Crusius, Tübinger Blätter 33. Jg. (1942) S. 27 f.
- 15 Eine Aufstellung bei RUDOLF SEIGEL, Gericht und Rat in Tübingen, 1960, S. 66 f. Anm. 102.
- 16 So MOGLING 1587, BROTBECK 1657, HALLWACHS 1717, KIES 1754, TAFINGER 1759, vgl. die Namensverzeichnisse bei SEIGEL a. a. O., für BROTBECK: Der Landkreis III a. a. O. S. 15.
- 17 Zu erschließen über die Namensregister bei SEIGEL a. a. O. und JOH. JAK. MOSER, Genealogische Nachrichten von . . . vielen . . . Württemberg. Familien, 2. Aufl. Tübingen 1756.
- 18 Vgl. (SYDOW), Landkreis III a. a. O. S. 61 ff. sowie HANS WIDMANN, Tübingen als Verlagsstadt, 1971.
- 19 STAHLCKER a. a. O. S. 30.
- 20 Univ. Arch. 28/3 IV Nr. 1. 8., vgl. zum Fleischmangel: (BAUR), Der Städtische Haushalt Tübingens, 1863, S. 139 ff.
- 21 Dazu THÜMMLER a. a. O. S. 74 f., 349.
- 22 Dazu THÜMMLER a. a. O. S. 348 ff.
- 23 Zum folgenden Univ. Arch. 8/7.
- 24 Vom 9. 10. 1477, Urkunden zur Geschichte d. Univ. Tübingen, 1877, S. 30 ff.
- 25 Vgl. THÜMMLER a. a. O. S. 56 ff.
- 26 Abdruck der Listen bei RAU a. a. O.
- 27 1479 und 1486, Abdruck bei JOHANNES HALLER, Die Anfänge der Univ. Tübingen II, 1929, S. 137 f., 140 f.
- 28 1523, 1533, 1554. Stadtarchiv Freiburg i. Br. B 5 XI/Ur. 12 Bl. 150 ff.; Ur. 14 S. 83 ff.; Ur. 17 Bl. 137/238 v.
- 29 Vertrag vom 24. 3. 1545, in Urkunden a. a. O. S. 246; Declaration desselben v. 1. 8. 1560, Stadtarchiv Tübingen, Pergamenturkunden; 2. Declaration vom 29. 8. 1586 ebenda Dokumentenbuch. Verträge v. 12. 6. 1640, Univ. Arch. U 99; v. 18. 5. 1652, ebenda U 100 v; v. 17. 11. 1654, ebenda U 101; v. 3. 1. 1664, ebenda U 102; v. 5. 8. 1676, Stadtarchiv T. Dokumentenbuch S. 2 Bl. 451; Declaration desselben v. 10. 4. 1677, Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 274 Bü 24; Vertrag v. 13. 2. 1695, Univ. Arch. U 103; v. 23. 4. 1734. Stadtarchiv T 8/25/1; v. 29. 4. 1744, ebenda 8/25/24; v. 23. 6. 1797, Hauptstaatsarchiv a. a. O.; v. 11. 8. 1802, ebenda.
- 30 Vgl. THÜMMLER a. a. O. S. 296 f.

- 31 Zu diesem SCHÖTTLER a. a. O. S. 26.
- 32 THÜMMLER a. a. O. S. 219.
- 33 Dazu THÜMMLER a. a. O. S. 437 f.
- 34 Zur Disziplinargerichtsbarkeit THÜMMLER a. a. O. S. 386 ff.
- 35 Univ. Arch. 44/156 Nr. 1 ff.
- 36 Senatsdecreet v. 30. 9. 1709, Univ. Arch. 44/156 Nr. 11 mit einer Aufstellung der wachspflichtigen Bürger, eine weitere Liste v. 1613 ebenda Nr. 8.
- 37 Senatsbeschl. bezgl. Apotheker SCHWAB v. 1767, ebenda Nr. 20, und Buchhändler HEERBRAND, Nr. 26, unter Hinweis auf Vorgänge.
- 38 Sie werden erst im Pensionsalter befreit, vgl. die Gesuche ebenda Nr. 14–19, 25, 27.
- 39 Um 1570 werden 2 wieder entlassen, Univ. Arch. 44/156 Nr. 3; 1596 wieder 2 neue angestellt, ebenda Nr. 4/3. Ihr «Staat» von 1603, ebenda Nr. 4/3, sieht 4 Wächter vor.
- 40 Dazu KLÜPFEL a. a. O. S. 276.
- 41 Univ. Archiv 44/156 Nr. 29 ff. Ihr «Staat» im Statutenbuch ebda. 6/18b. 1783 waren es 6, vgl. Dekans-Kolleg.-Protokoll v. 3. 6. 1783, ebda. 44/44 Nr. 10, 4a.
- 42 (BAUR) a. a. O. S. 120.
- 43 (BAUR) a. a. O. S. 177 (Anm.).
- 44 THÜMMLER a. a. O. S. 335 ff., 370 f.
- 45 Dazu THÜMMLER a. a. O. S. 43 ff.
- 46 So im 18. Jahrh. unter Vogt GEORGII u. Bürgermeister HARPPRECHT. GEORGII war Schwiegersohn von Prof. med. Joh. ZELLER. Zu HARPPRECHTS Amtszeit saßen sein Bruder, sein Neffe, sein Sohn u. sein Schwiegersohn (G. D. HOFFMANN) im Senat.
- 47 Ein solcher Beschwerdekatalog v. 1748 bei (BAUR) a. a. O. S. 138 ff.
- 48 Aug. Friedr. BOK, Geschichte d. Eberhard-Karls-Universität, 1774, S. 278 f.
- 49 vgl. SEIGEL a. a. O. S. 137; (BAUR) a. a. O. S. 73.
- 50 So 1547 die Prof. VOLLMAR u. VARNBÜHLER; 1688 Prof. JOHANNES OSIANDER, EIFERT a. a. O. S. 134 f., S. 168–175.
- 51 Inventarauszug v. 14. 3. 1743, Univ. Archiv 44/44 Nr. 8/2; Syndikaturrechnung 1748/49 S. 244 ebda.
- 52 Zum Spitalbrand Univ. Archiv 7/7 Bd. 2 Nr. 157–165.
- 53 Die Gehälter bei THÜMMLER a. a. O. S. 295.
- 54 Das Schreiben d. Univ. v. 3. 4. 1684 in Univ. Archiv 44/44 Nr. 3/1. Der Stadtgerichtsprotokollauszug v. 5. 4. 1684 ebda. Nr. 3/3.
- 55 Es handelte sich um 150 fl. (von 450), Univ. Archiv 44/44 Nr. 6 u. 7.
- 56 Univ. Archiv 44/44 Nr. 11 (Abrechnung v. 1786 nach Vorgang).
- 57 Univ. Archiv 25/9/1 Nr. 5–61; 25/9/2.
- 58 (BAUR) a. a. O. S. 121 Anm., S. 33 Anm., S. 119.
- 59 (BAUR) S. 60 ff. in den Anm.
- 60 Zum gemeinsamen Vorgehen vgl. Univ. Archiv 44/86 u. d. Schreiben d. Stadt an den Landesherrn v. 23. 6. 1784, Stadtarchiv T Akten S. 31.
- 61 Dazu KLÜPFEL a. a. O. S. 351 u. KNAPP, in: V. C. F. Alma Mater Tubingensis, Festschrift d. Staatsanzeigers, 1927, S. 23 ff.; EIFERT a. a. O. S. 224 ff.
- 62 Stadtarchiv T. 5/2/21/1d.
- 63 Dazu (BAUR) a. a. O. S. 258 f., 264, 273 Anm., 315, 318, 331.
- 64 Dazu JÜRGEN SYDOW, Tübinger Ehrenbürger in früheren Zeiten, in Tübinger Blätter 50. Jg. (1963) S. 110 ff.
- 65 Vgl. ROBERT v. MOHL, Staatsrecht d. Kgr. Württemberg II, 2. Aufl. 1840 S. 827.

## Freies Lehren und Lernen an der Universität Tübingen

Das Verlangen nach freier Lehre, freiem Lernen und Forschen durchzieht wie ein ständig wiederkehrendes Grund- und Leitthema den Gang der europäischen Universitätsgeschichte. Lehrfreiheit (*libertas scholastica*) galt als der *eigentlich lebende Odem der Universität*, in dem alle Früchte derselben aufs Fröhlichste sich entwickeln und gedeihen (FICHTE). Dieser freie, belebende Atem war jedoch nicht nur eine Grundbedingung fruchtbaren wissenschaftlichen Arbeitens, sondern auch eine immer wieder aufbrechende Quelle von Kontroversen und Konflikten. Spannungen, Konfliktmöglichkeiten und Kollisionen ergaben sich mehr oder weniger zwangsläufig aus den unterschiedlichen Strukturen und Zielsetzungen von Kirche, Staat und Wissenschaft. Denn: Ein Sozialsystem, das ständig wechselnden Erfordernissen und Belastungen ausgesetzt ist, kann nur dann stabil bleiben, wenn sich seine Mitglieder auf einen Grundbestand gemeinsamer Überzeugungen, Loyalitäten und Verpflichtungen einigen können. Die gesellschaftlichen Konsequenzen wissenschaftlicher Urteile sind jedoch nicht eindeutig bestimmbar; Einsichten, die im Namen der Wissenschaft entwickelt, begründet und in allgemeine

Klaus Schreiner

Handlungsorientierungen umgesetzt werden, können sowohl gesellschaftlich-integrierende als auch kritisch-transformierende Wirkungen hervorbringen. FRIEDRICH BARBAROSSA, der 1158 der Universität Bologna ein vielkommentiertes Privileg, die sogenannte «Authentica Habita», ausstellte, hoffte und wünschte, daß das Studium der Rechte dazu beitrage, die Untertanen in ihrem Gehorsam gegen Gott und Kaiser zu festigen. Lehrer und Magister hingegen, die – unbekümmert um die Erwartungen kirchlicher und weltlicher Amtsträger – ihre eigene Vernunft zum Maßstab ihrer wissenschaftlichen Arbeit machten, wollten auch immer auf die Reformbedürftigkeit kirchlicher, staatlicher und gesellschaftlicher Institutionen aufmerksam machen. Ihnen ging es nicht nur um Zusammenhalt und Gleichgewicht, sondern auch immer um Fortschritt, um Veränderung und Verbesserung des Bestehenden.

Die Schwierigkeit, politisch-soziale Interessen und wissenschaftliche Bedürfnisse auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, verursachte Konflikte. Auch in Tübingen kollidierte der Wille zu freier



NIKODEMUS FRISCHLIN  
(Aufn.: Landesbildstelle Württemberg).

Selbstmitteilung des Geistes mit den Ordnungsansprüchen von Staat und Kirche. Der streitbare NIKODEMUS FRISCHLIN (1547–1590), Professor für Rhetorik, Poetik und Geschichte an der Universität Tübingen, sah sich zu einem unsteten Wanderdasein verurteilt, weil er durch seine kritischen Bemerkungen über Denk- und Lebensart des zeitgenössischen Adels angeblich die Grenzen seiner «Vocation» überschritten hatte. JOHANNES KEPLER (1571–1630) scheiterte an der lutherischen Orthodoxie, weil er nicht bereit war, die «Konkordienformel», das allgemein verbindliche Glaubenssymbol der württembergischen Landeskirche, zu unterschreiben und eidlich zu bekräftigen. Wer sich damals außerstande sah, sämtliche Dogmen der «Formula Concordiae» vorbehaltlos anzunehmen, konnte in Württemberg weder Staats- noch Kirchendiener werden.

Der Reutlinger Bürgersohn und Tübinger Staatswissenschaftler FRIEDRICH LIST mußte seine Kritik an den politischen und sozialen Verhältnissen des Königreiches Württemberg durch eine zehnmonatige Festungshaft auf dem Hohenasperg abbüßen. LUDWIG UHLAND bat 1833 um seine Entlassung als Professor an der Universität Tübingen, weil ihm die württembergische Regierung den Eintritt in den württembergischen Landtag verweigerte. Der suspendierte Theologe MACK mußte 1840 seinen Lehrstuhl mit einer oberschwäbischen Pfarrei vertau-

schen, da sich seine Auffassung über die Einsegnung gemischter Ehen mit dem württembergischen Religionsedikt nicht vereinbaren ließ. Der Ästhetiker und Philosoph FRIEDRICH THEODOR VISCHER mußte 1845 zeitweilig seinen Tübinger Lehrstuhl räumen, weil er, wie ihm die Frommen im Lande vorhielten, durch seine pantheistischen Spekulationen den christlichen Glauben zerstöre. Der Staatswissenschaftler MOHL und der Jurist REYSCHER, zwei Tübinger Gelehrte, die in der wissenschaftlichen und politischen Öffentlichkeit des 19. Jahrhunderts hohes Ansehen genossen, wurden wegen ihrer öffentlichen Kritik an Maßnahmen und Praktiken der württembergischen Regierung von ihrer Lehrtätigkeit entbunden und an die Kreisregierung nach Ulm versetzt, was faktisch einer Entlassung gleichkam. LUDWIG BÜCHNER, einem Bruder des Dichters GEORG BÜCHNER, wurde wegen materialistischer Ansichten, die er in seinem berühmt-berüchtigten Buch «Kraft und Stoff» vertreten hatte, die «venia docendi» an der Universität Tübingen entzogen. Der Historiker PAULI mußte nach Königgrätz (1866) außer Landes gehen, weil er in einem Artikel über Württemberg und die Bundeskatastrophe die Patronage und Cliquenherrschaft am württembergischen Hof kritisiert und den württembergischen Monarchen einen gutmütigen, wohlwollenden, aber schwachen und abhängigen Fürsten genannt hatte. An der Bestimmung dessen, was Lehrfreiheit ist und sein soll, schieden sich die Geister – jene, die vorrangig auf die Erhaltung des überkommenen Wertgefüges bedacht waren, und andere, die die bestehenden normativen Ordnungen mit dem Bewußtsein neu erwachter Freiheit vermitteln wollten. Die Versuchung wäre groß, die vielen spektakulären Einzelfälle zum Gegenstand einer Skandalchronik zu machen. Gleichwohl: Die Geschichte mittelalterlicher und neuzeitlicher «Lehr- und Lernfreiheit» erschöpft sich nicht in einer Summe kleiner und großer Affären; sie ist vielmehr eine Abfolge schöpferischer Konflikte, die den Beteiligten immer wieder neue Formen der Übereinstimmung abverlangten. Die durchgeholt Spannung bildete eine produktive Schutzwehr gegen geistige Ermattung, eine ständige Herausforderung an die Wandlungs- und Erneuerungsfähigkeit von Individuen und Gesellschaften.

Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts waren schnell bei der Hand, das Mittelalter als eine Zeit *despotischer Geistesbevormundung* zu brandmarken und die Reformation als jene große Weltbegebenheit zu feiern, die die *Emancipation aus hierarchischer und anderweitiger widerrechtlicher Bevormundung* bewirkt

habe. Die *Freiheit*, versicherten sie, sei *durch und durch evangelischer Natur*; die Reformation bilde den *Anfang der Geistesfreiheit* und habe deshalb als die *letzte und größte Freiheitthat* zu gelten, die auf geistigem und religiösem Gebiet die innere und äußere *Selbstbefreiung des deutschen Volkes* zum Abschluß brachte. Da sie die Freiheitswirkungen der Reformation überschätzten, übersahen sie die Disziplinierungsmaßnahmen, durch welche der absolutistische Staat die Autonomie der Universitäten eingeschränkt und zerstört hatte; sie besaßen auch keinen Blick für die Grenzen der Lehrfreiheit in ihrer eigenen Gegenwart.

Autoren hingegen, die wegen ihrer unkonventionellen Ansichten mit der Staatsgewalt in Konflikt geraten waren, dachten über das Universitätswesen des Mittelalters anders. An den mittelalterlichen Universitäten, meinte der in Tübingen entlassene Medizinaldozent LUDWIG BÜCHNER, habe die *akademische Freiheit des Lehrens und Lernens keine Grenzen* gekannt. In der Gegenwart hingegen könne der *despotische Sinn* von Deutschlands Fürsten keine *Freiheit der Akademiker dulden, wie sie im Mittelalter herrschend war*. Der moderne Staat sei gehalten, durch erniedrigende Zwangsmaßregeln in der studierenden Jugend den Geist der Unabhängigkeit zu ersticken, um sich auf diese Weise willfährige Beamte zu verschaffen. Der Freiburger Rechtsprofessor CARL THEODOR WELCKER, ein führender Theoretiker und Vorkämpfer der vormärzlichen Freiheitsbewegung, der durch seinen politischen Freimut den Unwillen der badi-schen Regierung provoziert hatte und deshalb gleichfalls entlassen worden war, äußerte die Auffassung, daß selbst im angeblich so ganz finsternen Mittelalter die geistlichen und weltlichen Regierungen eine unendlich größere Achtung vor den Universitäten und ihrer Lehrfreiheit hatten und an den Tag legten, als die politische und Polizeiwillkür unserer heutigen Gewalten nur ahnet. Dem fügte er kritisch hinzu: Zwar mit den äußerst seltenen und nicht so leicht möglichen Verurteilungen zum Verbrennen der Leiber und Bücher droht man jetzt nicht mehr; aber durch alsbaldige beliebige Entfernung der Lehrer vom Lehramte, sobald ihre Lehren etwa einzelnen geistlichen oder weltlichen Behörden unbequem scheinen, vernichtet man ungleich mehr die Lehrfreiheit als früher. Was die einen als Hort der Freiheit bezeichneten, kritisierten andere als Pflegestätten inhumaner geistiger Sklaverei.

Die Universitäten des Mittelalters sind Erscheinungsformen des abendländischen Rationalismus. Sie entstanden im 12. und 13. Jahrhundert aus freien Einungen zwischen Lehrenden und Lernenden. Diese Zusammenschlüsse, «Universitäten» genannt, besaßen die Rechtsnatur durch sich selbst be-

stehender Körperschaften, denen eigene Gerichtsbarkeit, das Recht der Selbstverwaltung und vor allem das Recht der Selbstergänzung zukam. Den rechtlichen Kern des Selbstergänzungsrechtes bildete die Erteilung der «licentia docendi», mit der jeweils die Aufnahme in die Korporation der Lehrenden verknüpft war. Magister und Scholaren, die sich in gemeinsamer Abwehr staatlicher und kirchlicher Ansprüche und Eingriffe zu einer autonomen Gemeinschaft zusammenschlossen (GRUNDMANN), konstituierten das Sozialgebilde «Universität».

Ein Ausdruck ihrer korporativen Selbstbestimmung war auch die Art und Weise, in der man die Richtigkeit theologischer und philosophischer Lehren zu garantieren suchte. Ursprünglich waren es die theologischen Magister selbst, die über vermeintliche oder tatsächliche theologische Irrtümer ihrer Kollegen zu befinden hatten, bis es dann schließlich im Laufe des 13. Jahrhunderts den zuständigen Ortsbischofen und dem Papst gelang, die ausschließliche Kompetenz in Lehrstreitigkeiten für sich zu beanspruchen. Das hatte zur Folge, daß Bücher mit abweichenden Lehrmeinungen verbrannt, Theologenprozesse durchgeführt, Irrtumslisten angefertigt, Exkommunikationen und Vorlesungsverbote ausgesprochen wurden. Ordenskapitel sahen sich wiederholt gehalten, ihre Theologen zu ermahnen, keine neue Meinungen zu erfinden, sondern den allgemein gebräuchlichen und schon früher stärker anerkannten zu folgen. Franziskaner und Dominikaner ließen in der Mitte des 12. Jahrhunderts Bestimmungen ergehen, wonach kein Ordensmitglied eine Schrift veröffentlichen dürfe, die nicht durch das Provinzialkapitel oder durch eine vom Generalmagister eingesetzte Kommission geprüft und gebilligt sei. Diese Maßnahmen und Verfahrensweisen sollten den Zusammenhalt der Kirche und ihrer klösterlichen Gemeinschaften gewährleisten. Dessen ungeachtet gab es auch im Mittelalter geistigen Fortschritt. Auch im Mittelalter fanden sich immer wieder Autoren, die neue Wege des Denkens beschritten, ohne sich in den engmaschigen Netzen der Kontrolle zu verfangen. Mit gelassener Selbstverständlichkeit beanspruchten sie «geistige Freiheit» (libertas spiritus) und offene, freimütige Meinungsäußerung.

Solange jedoch die Vorstellung vom «finsternen Mittelalter» das historische Urteil bestimmte, bestand Einverständnis darüber, daß erst die Reformation, die alles verklärende Sonne, die Fahne des freien Geistes aufgepflanzt und das Prinzip der Autorität der Kirche umgestoßen habe. Erst durch die Reformation, schreibt HEGEL in seinen Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, sei die christliche Freiheit wirklich

geworden. Historiker, die sich HEGELS geschichtsphilosophische Thesen zu eigen machen, erblickten denn auch in der reformatorischen Bewegung den *Triumph der Freiheit und Menschlichkeit*, den *Anfang der Geistesfreiheit*, jenes epochale Ereignis, das die *Saat demokratischer Freiheit* ausgestreut habe.

Den tiefen Reflexionen HEGELS und seiner Anhänger widersprach allerdings die geschichtliche Praxis. Der «Geist der Reformation» hatte keine Universität hervorgebracht, die sich in ihren inneren und äußeren Strukturmerkmalen von den hohen Schulen der alten Kirche wesentlich unterschied. Die theologische Fakultät, schrieb der Göttinger Historiker und Politologe DAHLMANN (1785–1860) im Blick auf das nachreformatorische Universitätswesen, bleibt nach wie vor die Grundlage der deutschen Universitäten, sie übt eine Art Aufsichtsrecht über das Ganze. Auch an den protestantischen Universitäten seien die Professoren auf eine Norm der Lehre vereidigt worden. Die Mediziner seien verpflichtet gewesen, die Ansichten ihrer großen Meister des klassischen Altertums HIPPOCRATES, GALEN und AVICENNA nach wie vor als göttliche Lehre zu betrachten. Die Philosophen hätten sich an ARISTOTELES und MELANCHTHON halten müssen, die Historiker an das Vier-Monarchien-System des Magisters CARIUS. Die protestantische Universität der frühen Neuzeit, resümiert DAHLMANN, war keine Stätte der freien Lehre und Forschung; Lehrer und Schüler bildeten vielmehr ein streng kontrolliertes *Ganzes des Glaubens und der Überzeugung*. Von der Universität Heidelberg ist unlängst gesagt worden, daß sie, der Herrschaft der alten Kirche kaum entronnen, der weit ärgeren Tyrannie zelotischer Superintendenten und Hofprediger anheimfiel. Kontrolle über die Lehre ist kein konfessionelles Spezifikum, sondern ein allgemeines Merkmal des frühneuzeitlichen Universitätswesens. Die angestrengte Sorge um Rechtgläubigkeit schien allenthalben verschärft Überwachungsmaßnahmen notwendig zu machen.

Die Universität Tübingen ist nicht als freier Zusammenschluß wissensdurstiger Professoren und Studenten ins Leben getreten, sondern 1477 von Graf EBERHARD IM BART gegründet worden, um Wissenschaft und Studium der Wohlfahrt des Landes nutzbar zu machen. Sie war von vornherein in den Interessenkreis und die Verfassungsordnung eines Territorialstaates eingebunden, der die freie Bewegung der Wissenschaft mit Hilfe gesetzlicher Studienpläne zu normieren suchte.

Symptomatisch für die zunehmende Einschränkung der Lehrfreiheit ist die Entwicklung der Studienordnung an der Tübinger Juristenfakultät. Die

erste Satzung vom Oktober 1495 hatte es den dozierenden Doktoren noch freigestellt, sich kraft eigener Entscheidung die Gegenstände ihrer Vorlesungen zu wählen. Die Studienordnung, die König FERDINAND 1525 in Kraft setzte, machte jedoch – abweichend von der ursprünglichen Ordnung – sehr eingehende Vorschriften über die Behandlung des Unterrichtsstoffes im geistlichen und weltlichen Recht. Aber nicht nur die Juristen wurden auf einen festen Lehrkanon verpflichtet, der ihre Wahlfreiheit einschränkte. Im 17. Jahrhundert schrieb der württembergische Herzog den Professoren aller Fakultäten sowohl den Lehrgegenstand als auch die Lehrmethode ihrer Vorlesungen vor; er gab Anweisungen, welche Autoren und Handbücher dem Vorlesungsbetrieb in den einzelnen Fächern zugrunde gelegt werden sollten; er legte den Termin und zeitlichen Umfang der einzelnen Lehrveranstaltungen fest und ließ durch den Kanzler der Universität den Fleiß und Unfleiß der einzelnen Professoren streng überwachen. Wer sich in der Erfüllung seiner Lehrverpflichtungen säumig zeigte, wurde mit einer Straf-taxe belegt, die bei der Gehaltsauszahlung sofort vom Gehalt abgezogen wurde. Die Universität übernahm die Funktionen einer staatlichen Bildungsanstalt; an die Stelle der freien individuellen Geistesentwicklung trat das obrigkeitliche Reglement, das Wissenschaft und Bildung den Bedürfnissen des werdenden Territorialstaates anpaßte. Ein fundamentales Grundbedürfnis des politischen Gemeinwesens bildete die Reinerhaltung des christlichen Glaubens. Herzog CHRISTOPH (1550–1568) verlangte deshalb von allen Professoren an der Hohen Schule in Tübingen, daß sie sich der augspurgischen glaubens confession gemäß ertzaigen. Die Lehrbücher von unorthodoxen Theologen und Sektierern durften im Unterricht der Universität nicht mehr verwendet werden. 1582 wurde die Universität der Religionsverfassung des Landes unterworfen. Seitdem waren Professoren und Universitätsverwandte – wie alle übrigen herzoglich-württembergischen Amtsträger auch – verpflichtet, ob der rechten, wahren und allein seligmachenden Religion eigenhändig die Konkordienformel, in der die Grundwahrheiten der lutherischen Landeskirche zusammengefaßt waren, zu unterschreiben. Herzog FRIEDRICH machte in seiner Universitäts-Ordination von 1601 die in dem *concordi-Buch* enthaltene christliche Religion zum einzigen wahren Fundament, auf dem die *gemeine Universität* erbaut werden solle; denn, so argumentierte er, das *reine unverfälschte Wort Gottes* sei der *Brunn der Weisheit*, der vor allem bei den Hohen Schulen geschöpft und erlangt werden solle. Professoren, bei denen der Verdacht einer Abweichung vom

rechten Glauben bestand, sollten suspendiert werden. Wer sich nicht zur offiziellen Landeskirche bekannte, hatte auch keine Chance mehr, in Tübingen eine Professur zu erhalten.

Nicht die kleinsten Geister sind an dieser konfessionellen Barriere gescheitert. Symptomatisch ist der Fall des PHILIPP APIAN, des bedeutenden Mathematikers, Landvermessers und Kosmographen, der 1569 die Universität Ingolstadt hatte verlassen müssen, weil er den Eid auf das Tridentinum verweigerte. In Tübingen wurde er Nachfolger des Mathematikers PHILIPP IMSER, mußte aber auch hier 1584 seinen Lehrstuhl aufgeben, da er nicht bereit war, die lutherische Konkordienformel zu unterschreiben. Als ein Gelehrter, den man der *calvinistischen Manier* verdächtigte, schied er 1584 aus dem Lehramt.

Auch der stern- und planetenkundige JOHANNES KEPLER aus Weil der Stadt, der in Linz und Prag seine großen astronomischen Entdeckungen machte, wäre gern als Professor nach Tübingen gekommen. Eine Professur an der württembergischen Landesuniversität blieb ihm jedoch versagt, weil er die *formula concordiae der reinen evangelischen Lehre* nicht vorbehaltlos billigen konnte. Das württembergische Konsistorium, das die Rechtgläubigkeit KEPLERS zu prüfen hatte, kam nämlich nach eingehender Prüfung von KEPLERS Glaubensaussagen zu der Überzeugung, daß KEPLER *nit sollte unssrer Bruder in Christo genennet oder gehalten werden*. Aus seinen Vorbehalten gegenüber der lutherischen Abendmahllehre sei nämlich zu schließen, daß er ein verschlagener Calvinist seyn muoss, und da er zu einer profession verordnet, nit allein solch Calvinisch gifft der Jugendt nach und nach eingiessen, sondern andere mehrer in consequentiam ziehen, . . . auch bey der Universität, weil er in Philosophia ein opinionst, vil Unruhe erwecken möcht, sei ihm die angestrebte Professur abzuschlagen. Der Herzog gab dieser Stellungnahme sein «placet» und zerstörte KEPLERS Hoffnung, in Tübingen, wo er ehedem selbst studiert hatte, lehren und forschen zu dürfen.

Dessen ungeachtet beanspruchte die Universität Tübingen, kraft ihres Stiftungsbriefes *ein abgesondert frey corpus* zu sein, das weder der Hoheit des Landesherrn unterstehe, noch Rechte und Pflichten eines Landstandes zu erfüllen habe. Mit dem Schein von *Freiheit nach Außen* konnte sich allerdings auch immer, wie der Tübinger Theologe JOHANN ADAM MÖHLER in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bemerkte, *ein drückender und völlig lähmender Despotismus nach Innen* verbinden.

Das zeigte sich nicht nur in der Praxis der Lehre, sondern auch bei der Neubesetzung von Lehrstühlen. Auch dem Tübinger Senat kam formell das

Recht zu, seine Mitglieder in freier Wahl bestimmten zu dürfen. Wurde jedoch ein Lehrstuhl frei, so stellten der württembergische Herzog oder seine Regierungsbeamten sofort *Empfehlungen* und *Expektanzdekrete* aus, die das Selbstergänzungsrecht der Universität erheblich durchlöcherten. Mitunter teilte auch der Herzog dem Senat direkt mit, auf wen er bei dem neu zu besetzenden Lehrstuhl *reflektiere*. Hinzu kamen soziale Zwänge, die in handfesten «Familieninteressen» wurzelten. Bei einer im Jahr 1652 erfolgten Universitätsvisitation stellte sich heraus, daß der ganze Tübinger Senat ein Sippengeflecht von Vätern und Söhnen, Schwägern und Schwiegersonnen darstellte. Dennoch ist es dem Herzog und seinen Visitatoren nicht gelungen, das Tübinger Verwandtschaftssystem, das die herrschende «Senatsoligarchie» konstituierte, aufzubrechen. Bis ins späte 18. Jahrhundert bildeten Versipfung und Verschwägerung mit einer der tonangebenden «Senatsfamilien» immer noch die beste Voraussetzung, um in Tübingen eine Lehrkanzel besteigen zu können oder, wie es kritische Zeitgenossen sagten, in den *Verwandtschaftshimmel* an der Universität aufgenommen zu werden. In zahlreichen Bewerbungsschreiben um eine Professur in Tübingen taucht denn auch immer wieder der Hinweis auf, daß der Vater jahrelang der Universität als Professor treu gedient habe und man deshalb schon von frühesten Jugend an in aufrichtiger Verehrung gegenüber dem Senat erzogen worden sei. Die Professoren ihrerseits rechtfertigten ihre Verwandtschaftspatronage mit dem Hinweis, daß es für einen Professor wirtschaftlich unsinnig sei, sich unter hohen Kosten eine Bibliothek zuzulegen, wenn seine Abkömmlinge diese nicht ebenfalls entsprechend nutzen könnten.

Was die freie Bewegung des Geistes überdies hemmte, war die Zensur. Württembergs Herzöge handhabten sie wie andere Landesherren ihrer Zeit auch. Sie wurde als Kontrollmechanismus eingesetzt, der die Moral, die Rechtgläubigkeit und Loyalität der württembergischen Landesuntertanen erhalten sollte. Die württembergischen Herzöge des 18. Jahrhunderts taten jedoch noch ein übriges. Sie benutzten die Zensur außerdem als Schutzmittel, um vermeintliche oder tatsächliche Staatsgeheimnisse (*Arcana Status*) nicht an die Öffentlichkeit gelangen zu lassen. Herzog EBERHARD LUDWIG verordnete 1720 die Vorzensur für alle staatsrechtlich relevanten Schriften, die von Universitätslehrern geschrieben und veröffentlicht wurden. Er tat das im Anschluß an ein Edikt Kaiser KARLS VI aus dem Jahre 1715, das den Universitäten verboten hatte, sehr schädliche des heiligen Römischen Reichs Gesetze und

*Ordnungen anzapfende verkehrte neuerliche Lehren, Bücher und disputationes zu verbreiten.* So dekretierte denn auch Württembergs Herzog, daß Schriften, welche die Rechte des Fürsten und der Stände betreffen, nicht ohne Einwilligung des Geheimen Rates gedruckt werden dürften. Auf diese Weise suchte er zu verhindern, daß *Materien des öffentlichen Rechts* an die Öffentlichkeit gelangen, welche für das Interesse des herzoglichen Hauses von Nachteil sein könnten. Wie dieses Dekret zur Anwendung gebracht wurde, beweist das Vorgehen gegen den Staatsrechtler und späteren Landschaftskonsulenten JOHANN JAKOB MOSER, der in seiner Eigenschaft als Professor der Rechte am «Collegium Illustre» in Tübingen 1730 ein *Handbuch des öffentlichen Rechts (Compendium iuris publici)* in Druck gegeben hatte. Als das Werk schon fast ausgedruckt war, wurde es, wie MOSER in seiner Lebensgeschichte berichtet, *von Hof aus mit Arrest belegt*. Ehe es erscheinen durfte, mußte es eine dreifache Zensurinstanz durchlaufen. Nach 1½ Jahren, schreibt MOSER, bekam ich es wieder und mußte viele Stellen umdrucken lassen . . . auch war ein Theil des noch Ungerdruckten verlorengegangen, welchen ich von neuem ausarbeiten mußte.

Mitte der fünfziger Jahre zeichnete sich ein neuer Konflikt ab. Als die württembergischen Landstände gegen die verfassungswidrigen Machenschaften KARL EUGENS die Verbindlichkeit des «Tübinger Vertrages» durchzusetzen suchten, kündigte der damalige Landschaftskonsulent MOSER an, daß er ein *Landständisches teutsches Staatsrecht* herausbringen wolle. Diese Ankündigung gab den Anstoß zu einem weiteren Dekret, in dem unmißverständlich auf den obrigkeitlichen Anspruch zur Kontrolle politischen Räsonnements abgehoben wurde. Seine Herzogliche Durchlaucht hielt es mit einem wohleingerichteten Staat für nicht vereinbar, daß dergleichen in die Regierung und Landesverfassung einschlagende Scripta ohne vorherige Zensur zum Drucke befördert und dem publico mitgeteilt werden. MOSERS Staatsrecht erblickte denn auch nie das Licht der Öffentlichkeit. Es sei, schreibt MOSER weiter, in der landschaftlichen Zensur so umgeschmolzen worden, daß er es nicht mehr als seine eigene Arbeit erkennen konnte.

Als sich württembergische Regenten veranlaßt sahen, ihre Untertanen gegen die freiheitlichen Ideen der Französischen Revolution abzuschirmen, ergingen von neuem Zensurverordnungen. KARL EUGEN wollte, wie er in einem Zensurdekret vom Juli 1791 zu erkennen gab, dem *Forschungsgeist*, welcher zur wahren Aufklärung den Weg bahnt, auf keine Weise einiges Hinderniß in den Weg legen, sofern er sich durch Wahrheitsliebe und bescheidenes Bestreben nach Aufklärung und Verbesserung auszeichne. Es widerspreche

jedoch dem Geist der Wahrheitsliebe, der Bescheidenheit und der Aufklärung, ein verführbares Lesepublikum mit Auffassungen zu konfrontieren, die der Religion, der Moralität, der Staatsverfassung und dem allgemeinen Wohlstand zuwiderlaufen. In einem Dekret vom Januar 1797 wurde dann den Tübinger Rechtsprofessoren noch einmal nachdrücklich eingeschärft, daß Druckschriften, die sich mit Fragen der württembergischen Landesverfassung befassen, dem Geheimen Rat zur Zensur vorgelegt werden müssen. Nichts sollte an die Öffentlichkeit gelangen, wodurch die bestehende Religion und Staatsverfassung auf eine beleidigende Art angegriffen wird.

Die mit sich selbst zufriedene Tübinger Professenschaft hat das alles schweigend hingenommen. Sie hat auch keine Anstrengungen gemacht, den Herausforderungen der Aufklärung gerecht zu werden oder wie das FICHTE in Jena tat, von den Fürsten Europas die verlorengegangene Denkfreiheit zurückzu fordern. Die Tübinger Universitätsgesellschaft war geflissentlich bestrebt, eigenwillige Denker aus ihren Kreisen fernzuhalten. Die talentvollen, reichbegabten Söhne des Landes suchten und fanden fast ausnahmslos im «Ausland» das Feld einer freieren Wirksamkeit.

Moralischer Despotismus und Pseudoaufklärung, schrieb 1795 SCHELLING an HEGEL, waren damals im Begriffe, die *Denkfreiheit in unserem Vaterlande* immer stärker einzuziegen. HEGEL beklagte das in Tübingen herrschende *System des Schlendrians*; die dortige Orthodoxye, kritisierte er, ist nicht zu erschüttern, solang ihre Profession, mit weltlichen Vortheilen verknüpft, in das ganze des Staats verweht ist. Er fuhr fort: Religion und Politik haben unter Einer Dekke gespielt, jene hat gelehrt, was der Despotismus wollte, Verachtung des Menschengeschlechts, Unfähigkeit desselben zu irgend einem Guten, durch sich selbst etwas zu seyn.

Selbst als sich Gelegenheit bot, den in München zu hohem Ansehen gelangten SCHELLING nach Tübingen zurückzuberufen, scheiterte SCHELLINGS Rückkehr an der Enge des Tübinger Milieus, das der freien Gedankenbewegung großer Geister hinderlich war. Um eine Rückberufung SCHELLINGS von München nach Tübingen hatte sich insbesondere der damalige Universitätskurator KARL AUGUST VON WANGENHEIM bemüht. In einem Brief vom 15. 11. 1811 versuchte er dem König klarzumachen, daß eine Berufung SCHELLINGS nach Tübingen einen großen Gewinn für die Landesuniversität darstelle. In beredten Worten schilderte er die Vorzüge SCHELLINGS, der auf die Studierenden eine große Anziehungskraft ausübe.

Die Weisheit und Gnade seiner königlichen Maje-

stät von Württemberg war jedoch nicht gewillt, an SCHELLING einen Ruf nach Tübingen gelangen zu lassen. Es giebt Vorurtheile, so meinte der König, die respektiert werden müssen. SCHELLING blieb in München. Preußens König berief ihn 1840 nach Berlin, wo er die Drachensaft des HEGELSchen Pantheismus, der flachen Vielwisserei und der gesetzlichen Auflösung Häuslicher Zucht zertreten sollte. In Tübingen blieb alles beim alten. Mittelmäßigkeit bestimmte das geistige Leben an der Universität.

König FRIEDRICH beseitigte zu Anfang des 19. Jahrhunderts die autonome Sonderstellung der Universität. Korporative Freiheitsrechte widersprachen seinen Vorstellungen eines wohlgeordneten modernen Rechts- und Verwaltungsstaates. Die Tatsache, daß die Universität einen eigenen Rechtskreis bildete, mußte ihm wie ein trüber Rest von Mittelalter erscheinen, der nicht früh und nicht radikal genug beseitigt werden konnte (RÜMELIN). Das tat er denn auch. FRIEDRICHs Nachfolger, König WILHELM, war nicht weniger bestrebt, die Tübinger Universität in den Verwaltungsmechanismus des Staates einzugliedern. Um den Karlsbader Beschlüssen des Deutschen Bundes Rechnung zu tragen, warnte er die akademischen Lehrer Tübingens vor Überschreitung der Grenzen ihres Berufs und vor Mißbräuchen ihres Einflusses auf die Gemüther der Studirenden. Er schärfe ihnen insbesondere ein, bei ihren akademischen öffentlichen und Privat-Vorträgen jede Beziehung auf das gegenwärtige politische Treiben der Völker möglichst zu vermeiden, und da, wo dieß wegen des Stoffes einer Vorlesung nicht seyn kann, wie z. B. bei Geschichte, Statistik etc. wenigstens alle Vorsicht anzuwenden. Er gab ihnen überdies zu bedenken, daß akademische Lehrer, die durch Verbreitung von erheblicher, der öffentlichen Ordnung und Ruhe feindseliger oder die Grundlagen der bestehenden Staatseinrichtungen untergrabenden Lehren die Grenzen ihrer Berufsaufgaben überschreiten, nach Maßgabe des Bundesbeschlusses von den Universitäten entfernt werden müssen.

Die Tatsache, daß er im Jahr 1829 durch das sogenannte organische Statut die Rektoratsverfassung liquidierte und einen mit weitreichenden Disziplinar- und Strafvollmachten ausgestatteten Kanzler einsetzte, ließ in der liberalen Öffentlichkeit Deutschlands die Meinung aufkommen, in Tübingen würden alle Geister des Zwanges und des Bannes von neuem fröhliche Urständ feiern. Tübingen geriet in den Ruf, ein Hort der Unfreiheit zu sein, wo das Bild der akademischen Freiheit von Gendarmen und Polizeidienern verhöhnt wird.

Mit dem Ideal einer freien Republik der Wissenschaft, das idealistisch denkende Zeitgenossen entwarfen, ließ sich das alles nicht vereinbaren. Es ist deshalb

sicher kein Zufall, daß der Tübinger Theologe JOHANN ADAM MÖHLER im Jahr 1829 kurze Betrachtungen über das historische Verhältnis der Universitäten zum Staat veröffentlichte, um im Lichte der modernen Freiheitslehre die gestörten Beziehungen zwischen Staat und Universität schärfer zu beleuchten. Äußere Fesseln, schrieb MÖHLER, erzeugen der Wissenschaft Erbärmlichkeit, Oberflächlichkeit und Sophisterei. Durch die modernen Verfassungen sei aber die gesetzliche, die wahre Freiheit selbst in den Staat eingegangen. Wörtlich schreibt MÖHLER: Wo die Verfassung ins Leben getreten ist, muß die Universität als Staatsanstalt unendlich geistig freier sein, als früher; wäre sie es aber nicht, so müßte diese Erscheinung nicht als Folge des Grundsatzes, sondern als Wirkung einer verfassungswidrigen Richtung der leitenden Behörden betrachtet werden. Wer den Staat im Sinne HEGELS als Wirklichkeit der konkreten Freiheit bestimmte, mußte auch der in den Staat integrierten Universität ein höheres Maß an Freiheit einräumen als der korporativ verfaßten Universität des Mittelalters, die – in ihren Anfängen zumindest – außerhalb des Staates als freier gesellschaftlicher Zusammenschluß begründet worden war.

Realitätsnäher argumentierte der Tübinger Staatswissenschaftler ROBERT VON MOHL (1799–1875). Lehr- und Lernfreiheit betrachtete er als Ausprägungen geistiger Freiheit überhaupt. Geistige Freiheit, eine unabdingbare Voraussetzung zu kräftigem Gedeihen einer Hochschule, zu gewährleisten und rechtlich abzusichern, hielt er jedoch für eine genuine Aufgabe des Rechtsstaats, der die Förderung der möglichst-allseitigen Entwicklung aller Kräfte des Menschen sich als Zweck setzt; denn vollständige Bildung ist da nicht vorhanden, wo Mitteilungen über einzelne Teile des Wissens oder bestimmte Arten, die Wahrheit zu erforschen und darzustellen untersagt, oder wo gar die Methoden und die als Ergebnisse der Forschungen darzustellenden Ergebnisse durch eine äußere Gewalt vorgeschrieben sind.

Lehrfreiheit definiert MOHL als die dem Lehrer zustehende Befugnis, jede Wissenschaft auf die ihm zweckmäßig scheinende Weise und mit allen für ihn erwiesenen Ergebnissen vorzutragen. Grenzen der Lehrfreiheit bedingen sich seiner Auffassung nach aus der Natur der Sache selbst. Jeder Universitätslehrer ist für ein bestimmtes Fach angestellt. Entsprechend soll er dessen Inhalte als den Hauptgegenstand seiner Lehr- und Forschungstätigkeit betrachten. Er hat sein Fach vollständig, als seinen Hauptgegenstand und in der für die bestehende Studieneinrichtung passenden Zeitausmessung vorzutragen. Eine weitere Grenze setzen die verfassungsmäßig verankerten Rechte und Gesetze des Staates. Deshalb dürfe der Lehrer die Rechte des Staates oder der Privaten und anerkannter Gesellschaften



ROBERT VON MOHL  
(Lithographie, Inst. f. Hochschulkde. Würzburg).

nicht in gesetzwidriger Weise angreifen, sein öffentliches Amt nicht zu einer öffentlichen Gefahr und Verderbnis machen, gegen die Zwecke desselben bewußt und planmäßig handeln.

Lehrfreiheit, räumt MOHL ein, könne zwar in staatlicher, religiöser und wissenschaftlicher Beziehung immer mißbraucht werden; dennoch hält er diesen Mißbrauch für das kleinere Übel gegenüber dem Wider sinne der Aufstellung einer ausschließenden amtlichen Wahrheit. MOHL warnt nachdrücklich vor der Über schätzung jener Gefahren, die aus der Verbreitung politischer, moralischer und dogmatischer Irrtümer herrühren. Er vertraut auf die Werbe- und Durchsetzungskraft vernunftgemäßer Wissenschaft. Ein weiteres Korrektiv erblickte er in der öffentlich geführten wissenschaftlichen Diskussion, in der unterschiedliche Forschungsmeinungen zu Wort kommen und auf ihre Stichhaltigkeit hin geprüft werden. Überdies bilde auch die Kritikfähigkeit der akademischen Jugend eine Barriere gegen den schädigenden Einfluß von Lehrern, die ihre Lehrfreiheit mißbrauchen. Die richtige Wissenschaft, schreibt MOHL mit dem Optimismus eines freisinnigen Theoretikers, wird sich schon selbst Bahn brechen. Ein ausgeprägter Sinn für Realitäten veranlaßte MOHL

jedoch zu dem Ratschlag: Das einzige wirksame Mittel gegen Unfug und Einseitigkeit liegt in der sorgfältigen Wahl des Lehrers.

Der Ästhet und Philosoph FRIEDRICH THEODOR VI SCHER sagte am 21. November 1844, als er beim Antritt seines Ordinariats an der Universität Tübingen eine öffentliche Rede zu halten hatte: Ich habe in meinem Amtseid nicht geschworen, Rücksichten zu nehmen, sondern, ohne links und rechts zu sehen, ohne Menschenfurcht meiner Überzeugung und der Wahrheit treu zu folgen. Die Treue zu sich selbst und zur Wahrheit der Wissenschaft ist dem couragierten VISCHER allerdings nicht gut bekommen. Bereits im Februar 1845 wurde er zeitweilig von seinem Lehramt entfernt. Die Frommen im Lande fühlten sich durch seine atheistischen und pantheistischen Reden, die angeblich die Grundlagen von Staat und Kirche zerstörten, brüskiert.

Innenminister SCHLAYER stellte deshalb in der Sache VISCHER in einem Bericht an den König den Antrag, VISCHER wegen verschiedener die Grenzen der Wissenschaft überschreitender Äußerungen gegen den religiösen Glauben und mehrfacher Unziemlichkeiten, die er sich in seiner akademischen Wirksamkeit habe zuschulden kommen lassen, vorläufig auf die Dauer von 2 Jahren das Halten aller öffentlichen und privaten Vorträge an der Universität zu untersagen. Der König billigte am 13. Februar 1845 das Ansinnen. Das Votum des Tübinger Senats, wonach das Festhalten des pantheistischen Standpunktes von Seiten eines Universitätslehrers nicht unzulässig sey, sondern als Ausfluß der akademischen Lehrfreiheit betrachtet werden müsse, sofern nur dabei im Geiste der Gründlichkeit, Mäßigung und des wissenschaftlichen Ernstes verfahren werde, hatte den Monarchen nicht umstimmen können.

Als sich jedoch VISCHER im Jahr 1847 von neuem Angriffen von seiten des württembergischen Pietismus ausgesetzt sah, fand er in SCHLAYER einen wohlwollenden Anwalt und Fürsprech, der sich in einem Schreiben an den König vom 13. April 1847 ehrlich bemühte, für den gefährdeten VISCHER die Schützenhilfe Seiner Majestät zu gewinnen. Überdies suchte er König WILHELM Inhalte und Grenzen wissenschaftlicher Lehrfreiheit klarzumachen. Die akademische Lehrfreiheit, argumentierte SCHLAYER, sei das Paladium der deutschen Universitäten. Die nothwendige innere Schranke derselben liege in der Wissenschaft selbst . . . Das reine Streben nach Erkenntniß der Wahrheit ist stets innerlich sittlich und reinigt den Geist von unedlen Leidenschaften . . . Wissenschaftliche Irrtümer und Einseitigkeit könnten nur auf wissenschaftlichem Wege überwunden werden. Unternimmt es eine Regierung, den Lehrern der Universität das Resultat

ihrer wissenschaftlichen Forschungen vorzuschreiben oder eine bestimmte Wissenschaftsrichtung zu unterdrücken, so durchschneidet sie den Lebensnerv der deutschen Universitäten, und das Siechthum dieser wichtigen Anstalten ist die unausbleibliche Folge. Echte Wissenschaft gedeihe nur in Freiheit.

Dessen ungeachtet folgte VISCHER 1855 einem Ruf an die Universität Zürich; denn, so meinte er, in Württemberg mache man sich nicht klar, daß ein Lehrer mit Ehren nicht existieren kann, der keinen Augenblick weiß, ob er nicht bei einer schnöden Pfaffendenunziation mit gebundenen Händen und ohne Schutz der Regierung dasteht, ja froh sein muß, wenn man ihn nicht mit Weib und Kind auf die Straße setzt.

Minister SCHLAYER war es auch, der sich 1839 schützend vor die Mitglieder der Tübinger Juristenfakultät stellte, als der König von Hannover im Einvernehmen mit Preußen und Österreich darauf drängte, die Tübinger Juristen, die auf Bitten der Stadt Osnabrück zur hannoverschen Verfassungsfrage ein Gutachten angefertigt hatten, aus ihren Lehrämtern zu entfernen. König ERNST AUGUST von Hannover glaubte diese Forderung rechtens stellen zu dürfen, weil nämlich die Tübinger Juristen in besagtem Gutachten angeblich eine völlige *Theorie des Rechts der Revolution* propagiert und deshalb gegen die Beschlüsse von Karlsbad verstoßen hätten. Während sich das württembergische Außenministerium geneigt zeigte, einer von Hannover beantragten strafrechtlichen Einschreitung gegen die Urheber des Gutachtens zu entsprechen, erklärte SCHLAYER kategorisch, daß den Tübinger Rechtslehrern eine Verbreitung staatsgefährlicher Lehren im Sinne der Karlsbader Beschlüsse nicht zur Last gelegt werden könne.

Kontrovers zwischen der Regierung in Stuttgart und den freisinnigen, politisch engagierten Lehrern an der Universität war jedoch die Frage, ob und inwieviel sich Lehrfreiheit mit politischer Betätigungs freiheit vereinbaren lasse oder nicht.

Demüthigend, meinte der Tübinger Rechtsprofessor REYSCHER, wäre für den Universitätslehrer schon an und für sich das Bewußtsein, einer freien Wissenschaft nur alsdann dienen zu dürfen, wenn er auf seinen Anteil an der staatsbürgerlichen Freiheit verzichtet oder von dieser nur Gebrauch macht im Sinne des jeweiligen Ministeriums. Württembergs Innenminister SCHLAYER hingegen vertrat die Auffassung, daß jeder Universitätslehrer, ein Lehrer des Staatsrechts zumal, der auf die politische Gesinnung der studierenden Jugend großen Einfluß übt, zu unbedingter Loyalität verpflichtet sei. Einem Staatswesen zu dienen, das man bekämpft, sei widersinnig. In einem *constitutionellen* Staate stehe nur jenen Staatsbürgern das Recht zur Oppo-



AUGUST LUDWIG REYSCHER.

sition zu, die nicht gehalten sind, loyal die Regierung zu unterstützen.

Die württembergische Regierung konzidierte zwar ihren Beamten und Universitätslehrern die Freiheit der politischen Meinung, nicht aber die Freiheit der politischen Praxis. SCHLAYER glaubte mit gutem Recht behaupten zu dürfen, daß die württembergische Regierung auf ihre Staatsdiener niemals politischen Gesinnungzwang ausgeübt habe. Die Regierung Seiner Majestät des Königs, äußerte SCHLAYER gegenüber dem württembergischen Monarchen, hat ihren Beamten politische Meinungen nie zum Vorwurf gemacht, keine bestimmt vorgezeichnete Gesinnung verlangt und insbesondere die unbeschränkte Lehrfreiheit der Universitätsprofessoren in dem Kreise der Wissenschaft sorgfältig geachtet. Wenn aber auf praktischem Gebiet ein Beamter sich als entschiedenster Gegner der Regierung entgegenstellt und dieses feindselige Bestreben durch Handlungen bekundet, welche selbst in dem leidenschaftlichsten Kampfe politischer Parteien als unerlaubt gelten, dann ist die Regierung in dem Rechte, wenn sie ein solches Benehmen für unloyal und den moralischen Verpflichtungen des Staatsdieners zu widerlaufend erklärt.

Die Professoren MOHL und REYSCHER haben 1845 und 1851 ihre Entlassung als Tübinger Universitätslehrer beantragt, weil sie sich diesen Grundsätzen nicht beugen wollten. Beide hatten die Regierungspraxis der württembergischen Landesregierung kritisiert und waren deshalb als Räte zur Kreisregierung in Ulm versetzt worden.

Zwischen den beiden Entlassungsterminen lag die Märzrevolution des Jahres 1848. Reformeuphorie und Revolutionsbegeisterung brachten auch die Universität Tübingen in Bewegung, deren Wortführer die Universitätsverfassung den freiheitlichen Forderungen der Zeit anzupassen suchten. Sowohl in der Tübinger Reformkommission als auch im Tübinger Senat und im Tübinger Verein der Dozenten ist das Problem der Lehr- und Lernfreiheit gründlich diskutiert und im Herbst 1848 an den Jenaer Reformverein herangetragen worden. Niemals, lautete ein Antrag der Tübinger, der dann auch vom Plenum des Jenaer Reformvereins angenommen wurde, darf irgend eine deutsche Regierung im Hinblick auf locale politische oder religiöse Beweggründe die Lehrfreiheit beschränken. Für die Studierenden forderten sie die vollkommene Freiheit zum Besuch jeder Universität; es solle namentlich kein Zwang in bezug auf eine sogenannte Landesuniversität mehr stattfinden. Desgleichen wollten sie die Zwangskollegien abgeschafft wissen, die den Ordinarien zwar feste Einkünfte sicherten, die Wahlfreiheit der Studierenden jedoch erheblich beschränkten. Jeder Studierende, so lautete der Beschuß der Jenaer Reformversammlung, der dem Wortlaut des Tübinger Antrages wörtlich folgte, ist in der Wahl seiner Vorlesungen, sowohl in Begriff der Lehrer als der Fächer, völlig unbeschränkt.

Der Zwang, an der jeweiligen Landesuniversität studieren zu müssen, wurde zu Recht als überholter Provinzialismus gebrandmarkt. Während des 18. Jahrhunderts ist nämlich auch von Seiten des Tübinger Senats immer wieder die Forderung erhoben worden, daß nur ein in Tübingen absolviertes Studium zum Eintritt in den württembergischen Staatsdienst berechtige. Nach den Verordnungen der württembergischen Herzöge von damals sollten alle Landesuntertanen ihre denen Studiis gewidmeten Kinder nach Tübingen schicken und dort zumindest etliche Jahre studieren lassen. Noch König WILHELM bestimmte, daß jene, die sich auf den württembergischen Staatsdienst vorbereiten, mindestens ein Jahr auf der Universität in Tübingen studiert haben müssen.

Aufgeklärte Geister hielten die staatlich verordnete Pflicht, die in der Nähe des väterlichen Hauses gelegene Universität zu besuchen, für zuförderst entwür-

digend für den Menschen; denn, so sagte FICHTE, dieser soll einmal herausgehoben werden aus alle den Gängelbändern, mit denen die Familien- und Nachbar- und Landsmannsverhältnisse immerfort tragen und heben, und in einem Kreise von Fremden, denen er durchaus nichts mehr gilt, als was er persönlich wert ist, ein neues und eigenes Leben beginnen und dieses Recht, das Leben einmal selbständig von vorn anzufangen, soll keinem geschmälert werden. Dem Manne mit Charakter widerstreite das Kleben an der Scholle. Sollen und müssen, so fragt FICHTE, einmal diejenigen Bürger des gemeinsamen Staats, die nicht bestimmt sind, aus der unbeweglichen Scholle den Nahrungsstoff zu ziehen, durcheinander gerüttelt werden zu allseitiger Belebung, so ist dazu die Universität der einzige schickliche Ort, und mögen sie von da an wiederum nach allen Richtungen verbreitet werden, jeder, nicht dahin, wo er geboren ist, sondern wohin er paßt.

Solchen Erwägungen trugen die Tübinger Universitätslehrer Rechnung, als sie sich auf dem Reformkongreß in Jena für die Abschaffung der Zwangsuniversitäten einsetzten. Dennoch ist ihnen in Jena nicht gelungen, ihre unterschiedlichen Gruppeninteressen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Die Lehrstuhlinhaber plädierten für die Festhaltung und noch weitere Ausdehnung des corporativen Princips, weil sie in der korporativen Universitätsverfassung ein wirksames Mittel gegen Willkür von oben, gegen Gewaltmaßregeln oder listige Auflösungsversuche des Polizeistaats erblickten. Die außerordentlichen Professoren, die weder einen Lehrstuhl, noch Sitz und Stimme im Senat hatten, vertraten jedoch die Auffassung, daß die Universitäten gut beraten wären, wenn sie sich jetzt auf den Boden des freien Staates stellen würden. Sie wehrten sich insbesondere deshalb gegen eine Restauration der korporativen Universitätsverfassung, weil sie die Besetzung der Lehrstühle nicht mehr ausschließlich der Kompetenz des Senats überlassen wollten. Der Senat, ein von Privatinteressen und von Parteimotiven und Partizwecken geleitetes Entscheidungsgremium, biete nämlich keine Gewähr, daß dem selbständigen wissenschaftlichen Talent die Laufbahn auf der Universität offenstehe. Im Namen der Lehrfreiheit lehnten sie deshalb den Senat, der die Concurrenz eines jüngeren Docenten willkürlich verhindern könne, als oberstes Verwaltungs- und Aufsichtsorgan der Universität entschieden ab. Der Einwand erinnert an ein bitterböses Wort SCHOPENHAUERS. Mögen Gelehrte unter sich noch so zerstritten sein, so hatte dieser gesagt, das Einzige worin sie Alle übereinstimmen, ist, einen wirklich eminenten Kopf, wenn er sich zeigen sollte, nicht aufkommen zu lassen, da er Allen zugleich gefährlich wird.

Die außerordentlichen Professoren Tübingens ver-

traten in Jena die Auffassung, daß es für die Universität weit vorteilhafter sei, näher und directer unter einem Unterrichts-Minister zu stehen, der für den Geist seiner Wirksamkeit der Kammer verantwortlich ist, als von einem Collegium regiert zu werden, in dem sich zu allen obigen Übelständen hin noch der traditionelle Geist einseitiger zum Theil veralteter Richtungen wie eine chronische Krankheit fixiert, wo Familien- und Lokalinteressen unter der Decke des Amtsgeheimnisses spielen, wo die Intrigen wirksam und die Gesetze biegsam werden.

In ihrer Argumentation konnten sie sich auf WILHELM VON HUMBOLDT berufen, der 1809 gesagt hatte, daß die Freiheit an den höheren wissenschaftlichen Anstalten nicht allein durch Eingriffe des Staates bedroht sei, sondern auch von den Anstalten selbst, die, wie sie beginnen, einen gewissen Geist annehmen und gern das Aufkommen eines anderen erstickten. Es komme deshalb darauf an, so folgerte HUMBOLDT, den Staat als Garanten der Freiheit in die Universitätsverfassung einzubauen: *Die Ernennung der Professoren muß dem Staat ausschließlich vorbehalten bleiben, und es ist gewiß keine gute Einrichtung, den Facultäten darauf mehr Einfluß zu verstatthen, als ein verständiges und billiges Curatorium von selbst thun wird.*

Die erhoffte freiheitliche Wende, die die Freiräume der Lehrenden und Lernenden hätte vergrößern sollen, blieb jedoch aus. Auch in Stuttgart war man in den Jahren nach 1848 nicht mehr bereit, sich von freisinnigen Kritikern des Systems den Prozeß machen zu lassen. Im März 1853 wurde die Tübinger Burschenschaft aufgelöst, in der man eine Pflanzschule demokratischer Gesinnungen und Bestrebungen vermutete. Senat und Regierung waren einträchtig bemüht, das Lehrangebot an der Tübinger Landesuniversität von politischen Gegenwartsbezügen freizuhalten.

Dessen ungeachtet zeichneten sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch an der Tübinger Landesuniversität Fortschritte im Bewußtsein und in der Praxis der Freiheit ab. Der Druck, der bislang von der Regierung auf die Universität ausgeübt wurde, ließ nach. Verfassungsreformen und Demokratisierungsprozesse lockerten die bis dahin gehandhabten Kontrollmechanismen, mit denen die Regierung das Leben an der Universität überwacht hatte. Die wissenschaftliche Bewegung der Zeit, die den Grundsatz freier Forschung und Lehre vertrat, war, wie Zeitgenossen mit Genugtuung vermerkten, zu stark, von zu bedeutenden Männern und von der allgemeinen Teilnahme des Volkes getragen und geschützt, als daß sie von den Herrschenden hätte ignoriert werden können.

HUMBOLDT wollte zu Anfang des 19. Jahrhunderts

die Universität gegen gesellschaftliche Zwänge absichern. In der Spätphase der Weimarer Republik und in den Anfängen des Dritten Reichs kam es darauf an, die Universität vor dem Zugriff eines totalitären Staates zu bewahren. Als die Universität Tübingen im Wintersemester 1932/33 eine Vortragsreihe über die Universität, ihre Geschichte, Aufgabe und Bedeutung in der Gegenwart hielt, plädierte der Theologe PAUL SIMON, ein Freund BRUNINGS, damals Rektor der Universität Tübingen, mit Leidenschaft für die korporative Freiheit und Selbständigkeit der Universität. Nur die in einer selbständigen Korporation verankerte Freiheit, argumentierte er, sei in der Lage, ein bestimmtes Maß von persönlicher unantastbarer Freiheit und Abwesenheit von unnötigen Reglementierungen zu garantieren. Er verlangte von den an der Universität Tätigen ein kompromißloses Ethos zur wissenschaftlichen Objektivität, einen gefestigten Willen, sich der objektiven Macht der Wahrheit ohne Rücksicht auf Menschen zu beugen, die Bereitschaft, den erkannten objektiven Wert der Wahrheit als subjektive Norm in sein Gewissen aufzunehmen.

HANS GERBER, der sich über die Rechtsgestalt der Universität im Zusammenhang des staatlichen Lebens äußerte, hielt es für eine dringliche Aufgabe der Gegenwart, mehr denn je für die Selbständigkeit der Universität einzutreten. Die verfassungsmäßig garantierte Körperschaftlichkeit der Hochschule hielt er für einen sicheren Felsen im Gewoge der nationalen Entwicklung, damit Deutschland im Gerichte der Weltgeschichte nicht doch noch verworfen werde und untergehe, sondern sich wieder erhebe und den Ruhm deutscher Art auch in die Zukunft trage. Die Universität sei ihrem rechtlichen und geistigen Wesen nach eine genossenschaftliche Einung, die die theoretische Sphäre des staatlichen Gemeinschaftslebens zu repräsentieren habe. Forschungsfreiheit, Lehrfreiheit und Lernfreiheit seien die Voraussetzungen und Garanten einer dem Ideal der objektiven Wahrheit verpflichteten Wissenschaft. Das Plädoyer HANS GERBERS für die Autonomie von Wissenschaft und Hochschule beeindruckt. Was jedoch zu denken gibt, ist die Tatsache, daß er mit Argumenten und Begriffen arbeitet, die bereits seine Gegner, die Wegbereiter des Nationalsozialismus, okkupiert hatten. Was GERBER mit den Schriftmachern der nationalsozialistischen Revolution verbindet, ist die entschiedene Gegnerschaft gegen eine alles relativierende freie Wissenschaft, wie sie die alles formalisierende und entleerende liberaldemokratische Bewegung des 19. Jahrhunderts hervorgebracht hatte. GERBER empfand es als großen Glücksfall, daß die Wellen des politischen Liberalismus und des wissenschaftlichen Subjektivismus möglichst wenig nach Tübingen hereingeschlagen sind; denn wo die liberalistische

Geistesfreiheit Platz gegriffen habe, sei die Idee einer nationalen Kultur allmählich zerstört worden. Deshalb lehnte er es auch ab, dem Individuum freiheitliche Grundrechte zuzubilligen, die im liberalen Sinne die Begründung einer staatsfreien Sphäre legitimieren. GERBERS Freiheitsgedanke war nicht dem naturrechtlichen Freiheitsbegriff der Aufklärung und des Liberalismus verpflichtet. In seinen Überlegungen zur institutionellen Sicherung wissenschaftlicher Lehr- und Lernfreiheit ging er vom Ideal einer korporativen Libertät aus, die individuelle vorstaatliche Grundrechte ausschloß. Zwischen liberalem Individualismus und Korporation sah er einen unversöhnlichen Gegensatz. Deshalb war auch seine Korporationslehre nicht dagegen gefeit, zu einer völkisch-nationalen Gemeinschaftsideologie umfunktioniert zu werden.

Die offiziellen Theoretiker des nationalen Sozialismus hatten die Lehr- und Lernfreiheit zum Produkt einer gemeinschaftswidrigen liberalistischen Individualfreiheit erklärt, die mit der neuen Wertordnung der völkischen Revolution nicht mehr zu vereinbaren sei. Der Autonomieanspruch der Hochschulen gründe sich nämlich auf eine überholte liberalistische Idee von der Wissenschaft, die die Fragestellungen und Forschungsrichtungen der Wissenschaft von der Willkür, der Subjektivität des einzelnen abhängig mache. Die Hochschulen seien jedoch Veranstaltungen des Staates zu Zwecken der nationalen Kultur und Bildung: sie haben auf ihre Weise an den völkischen und politischen Aufgaben mitzuarbeiten . . . Eine absolute Lehrfreiheit an der Hochschule ist ein absoluter Unsinn. Deshalb sollten an den deutschen Hochschulen nur wissenschaftlich befähigte Männer forschen und lehren, die mit ihrer ganzen Persönlichkeit auf die Nation, auf das völkische Weltbild, auf die deutsche Aufgabe sich verpflichtet haben.

Theoretiker, die wie CARL SCHMITT Führertum und Artgleichheit zum einheitlichen Formgedanken des neu zu schaffenden totalitären Staatswesens machten, hielten es für eine unabdingbare Erkenntnis theoretischer Wahrheit, daß nur derjenige im Stande sei, Tatsachen richtig zu sehen, Aussagen richtig zu hören, Worte richtig zu verstehen und Eindrücke von Menschen und Dingen richtig zu bewerten, der in einer seinsmäßigen, artbestimmten Weise an der rechtsschöpfenden Gemeinschaft teilhat und existenziell hier zugehört.

Wissenschaft, formulierte ERNST KRIECK, der Chefideologe einer nationalpolitischen Erziehung, lebt nicht aus einer von Zeit und Volk unabhängigen, jederzeit und überall gültigen Wahrheitserkenntnis, sondern sie bringt gemäß der Weltanschauung eine völkisch und zeitlich gebundene, durch Rasse, Charakter und Schicksal aufgegebene Wahrheit in rationaler Form hervor. Da, wie

gedankenblinde Adepten KRIECKS behaupteten, der durch den Nationalsozialismus neu gewonnene erkenntnistheoretische Ausgangspunkt angeblich von allen Irrwegen des Denkens enthebt, bilde in der Tat der Nationalsozialismus die Macht, die auch die Wissenschaft befreit, denn sie kann der Wissenschaft volle Freiheit geben, weil sie in einer Ebene liegt mit dem Leben der Nation und den Grundlagen ihres Seins.

Auch die studentische Lernfreiheit ließ sich völkischen Zielen dienstbar machen. Die revolutionsbegeisterten Wortführer der Tübinger Studentenschaft vertraten im Jahr 1933 die Auffassung, daß der Hochschullehrer durch sein Forschen und Lehren den Studenten auch durch die Wissenschaft zum Nationalsozialismus erziehen solle. Um aber das zu erreichen, sei es wichtig, von der akademischen Lernfreiheit den richtigen politischen Gebrauch zu machen. Durch nicht Besuchen von Vorlesungen und Übungen sei es nämlich möglich, die erwünschte und notwendige Auslese unter den Professoren und Dozenten vorzunehmen und durchzusetzen. Auf diese Weise suchten sie das Gebäude der liberalistischen Wissenschaft, das zwar auf dem Begriff der Objektivität beruht, nicht aber dem Volke dient, zum Einsturz zu bringen. Ein Jahr zuvor hatte bereits das «Kampfblatt», das Presseorgan der nationalistischen Studenten, geschrieben: Wir wollen keine Objektivität der Wissenschaft, weil dies nur volksfremder dekadenter Intellektualismus ist. Objektivität sei identisch mit dem Geist völkischer Verantwortungslosigkeit.

Diesen Grundsätzen hat der württembergische Kultusminister MERGENTHALER in seiner Rede anlässlich der feierlichen Rektoratsübergabe am 2. Mai 1933 gleichsam eine öffentliche Weihe gegeben. Mit dem Geist wissenschaftlicher Wahrhaftigkeit und der nunmehr erlangten Freiheit Deutschlands hielt er einen apolitischen Standpunkt der Objektivität und Neutralität, der gleichzeitig internationaler Zersetzung und Besudelung deutscher Ehre Spielraum gewährt, für grundsätzlich unvereinbar. Nicht weniger hart kritisierte er eine naturwissenschaftliche Forschung, die unter dem Deckmantel wertfreier, objektiver Wissenschaft zur jüdischen Geschäftigkeit entartet. Die Erkenntnis, daß alles Geschehen blutmäßig, rassistisch gebunden ist, zähle zu den unverrückbaren geistigen Grundlagen der deutschen Revolution, denen auch die Wissenschaft Rechnung zu tragen habe. Die endgültige Durchsetzung des Führergedankens im Bereich der Hochschule sei gleichbedeutend mit dem Kampf um eine restlose Liquidierung parlamentarischer Entscheidungsbildung, mit der Durchgestaltung und Ausgestaltung des Führergedankens, der letztlich und allein eine Freimachung der fähigen Persönlichkeit gewährleiste.

So versicherte denn auch Staatskommissar BEBER-MEYER bei der Immatrikulationsfeier im Sommersemester 1933, daß durch die nunmehr vorgenommenen Veränderungen im Hochschulleben die *Freiheit der Forschung und Lehre* keinesfalls bedroht wären. Sie ist nicht bedroht!, beteuerte er nachdrücklich, obwohl der Staat, wie er ergänzend hinzufügte, bestimmte Forderungen haben werde. Er werde nämlich den staatsnotwendigen Wissenschaften das ihnen gebührende Gewicht geben und Fächer, die bisher im Hintergrund standen, in den Vordergrund rücken; er wird Maßnahmen treffen, daß die Hochschule Tübingen sich nun auch auf die vaterländischen Ziele und völkischen Aufgaben einstellt, unbeschadet der Tatsache, ob ein Hochschullehrer mehr oder weniger beurlaubt wird. Die offiziellen Repräsentanten der Universität vermeinten den Geist der Wissenschaft mit dem Geist der völkischen Ideologie. Klare Vorstellungen über eine freiheitlich strukturierte Universitätsverfassung hat in jenen turbulenten Jahren nur der Greifswalder Jurist ERNST KÖTTGEN entwickelt, der 1934 nicht nach Tübingen berufen werden konnte, weil die Studentenschaft gravierende politische Bedenken gegen ihn vorgebracht hatte. Trotz höchst bedeutsamer Querverbindungen zwischen Staat und Universität, argumentierte KÖTTGEN in seinem Universitätsrecht, bilde die Universität einen Bereich mit sachlicher Eigenständigkeit gegenüber dem Staat und stehe deshalb auch außerhalb des Organisationsapparates der Staatsverwaltung. KÖTTGEN ging es aber nicht allein um die Unabhängigkeit der universitären Korporation im ganzen; er wollte überdies den Korporations-Gedanken mit den liberalen, vorstaatlichen Grundrechten versöhnen. Deshalb schrieb er: So gewiß selbstverantwortliches Individuum und Gemeinschaft wesensnotwendig zusammengehören, so können dennoch die letzten ethischen Grundpositionen des Liberalismus in dem gemeinschaftsmäßig unterbauten Nationalstaat nicht aufgegeben werden. Nur in der Freiheit, die in der Selbstbestimmung der Korporation und in der grundrechtlich verankerten Selbstbestimmung des Individuums wurzelt, gelange die Universität zu sich selbst und zu dem ihr wesenseigenen Gesetz. Als bloße Staatsanstalt müsse sie zu einem gefügigen Instrument der jeweiligen Machthaber werden.

Für die Praxis freier Wissenschaft eine Toleranzgrenze zu ermitteln, die sowohl den vorstaatlichen

Freiheitsrechten des Individuums als auch dem verfassungsmäßigen Ordnungsauftrag des Staates gerecht wird, ist eine bleibende Aufgabe des demokratischen Verfassungsstaates. Eine problemlösende Grenzbestimmung setzt allerdings voraus, daß alle Beteiligten – sowohl die Amtsträger des Staates als auch die Repräsentanten der Wissenschaft – ein hohes Maß an Sensibilität für die Verletzlichkeit kostbarer Rechts- und Freiheitsgüter aufbringen. Korporative Selbstständigkeit, wissenschaftliche Sachtreue, einen geachteten, verfassungsmäßig geschirmten Rechtszustand hielten freisinnige Gelehrte, Politiker und Publizisten des 19. Jahrhunderts für die wirksamsten Freiheitsgarantien, die Universitäten davor bewahren, aus Stätten der freien Beschäftigung mit Wissenschaft in abhängige Staatsdieneranstalten umgewandelt zu werden. Universitätslehrer, die Lehr- und Lernfreiheit als Wesenselemente des liberalen Rechtsstaatsgedankens betrachteten, lehnten es entschieden ab, ihre Konzeption von Wissenschaft dem Uniformierungsstreben ministerieller Allgewalt unterzuordnen. Bürokratische Kontrollmechanismen boten ihrer Überzeugung nach keine Gewähr für die Freiheit geistiger Mitteilung. Sie glaubten, wohl wissend um den stets möglichen Mißbrauch akademischer Freiheitsrechte, an die siegende Kraft der frei forschen Wahrheit; sie bauten auf die Überzeugungskraft einer freien Staatsverfassung, die mündigen Bürgern die Chance gibt, an der Entscheidung öffentlicher Angelegenheiten verantwortlich teilzunehmen; sie fürchteten allerdings, daß durch kleinliches Reglement, mit dem pflichteifrig Staatsdiener die heilige Stätte der Universität intakt zu halten suchen, auch gleichzeitig die reine Quelle des ordnenden Prinzips im Staat getrübt wird.

Lehr- und Lernfreiheit ist allerdings nicht nur ein Gradmesser für jenes Maß an Engagement, mit dem ein freiheitlich verfaßtes Gemeinwesen der guten Sache der Freizeit zu dienen gewillt ist; Lehr- und Lernfreiheit ist auch immer, wie das der Tübinger Stifts-repetent JOHANN DAVID FRIEDRICH STRAUSS einmal formulierte, eine Bürgschaft für die innere Gesundheit des Geistes und Gemüts der Lernenden.

Das gilt auch heute noch – in einer Zeit, in der die Freiheit der Wissenschaft, Selbstverwaltung und Gesellschaftsauftrag der Universität zu Existenzfragen der wissenschaftlichen Hochschulen geworden sind.

# Studentenstammbücher als Kulturdokumente

Wilfried Setzler

## Streiflichter zur Tübinger Universitätsgeschichte

Tübingen hat keine Universität, Tübingen ist eine Universität. Dieses Bonmot mag auch für manche andere Universitätsstadt zutreffen und angewandt werden, im Falle Tübingen umschreibt es sehr genau eines der größten Probleme, die Universität und Stadt seit der Universitätsgründung vor 500 Jahren zu bewältigen haben. Die Stadt lebt – und lebte in all den Jahren – von und mit ihrer Universität. Mit beinahe 20 000 Studenten bei etwa 70 000 Einwohnern hat Tübingen die höchste «Studentendichte» aller deutschen Universitätsstädte. Wohnraumknappheit und Parkplatzsorgen, Unsicherheit des akademischen Nachwuchses über seine Berufsaussichten und die Besorgnis um die Zukunft der Hochschulen, eine unruhige Jugend und eine deren Problemen oft fremd gegenüberstehende Bürgerschaft gehören zum Alltagsleben.

Trotzdem oder gerade deswegen feiert die Universität das Jubiläum ihres 500jährigen Bestehens mit einem respektablen und breiten Programm. Im Mittelpunkt stehen wissenschaftliche Veranstaltungen, Symposien, Tagungen und Kongresse. Der wissenschaftliche Charakter des Jubiläums wird noch unterstrichen durch eine Großzahl von Veröffentlichungen. Bei der Vorbereitung vieler Publikationen, besonders des Bild- und Dokumentenbandes, wurde in großem Maße eine bislang oft stiefmütterlich behandelte historische Quelle benutzt: das Stammbuch. Dieses, als studentische Sitte entstanden, hat sich in Studentenkreisen der größten Beliebtheit erfreut. So ist es heute für den Historiker eine der besten Quellen zur Universitätsgeschichte und – seiner Illustrationen wegen – wohl das beste Zeugnis des studentischen Lebens.

Rosen, Tulpen, Nelken / alle Blumen welken / nur die eine welket nicht / Welche heißt Vergißmeinnicht. –  
An Unschuld sei der Lilie gleich / Und, wie das Veilchen, demutreich; / Im guten treu, wie Immergrün / Dann wirst Du schön, wie Rosen, blühn! Wer kennt sie nicht, diese und ähnliche Gedichte in Poesiealben: Zeichen der Freundschaft, Verse erzieherischer Absicht, Wahlsprüche voll Banalität, Ratgeber und Glückwünsche für die Zukunft. Wenngleich heute das Führen eines Poesiealbums weithin als Anachronismus abgelehnt wird, war es doch vor wenigen Jahren noch eine weitverbreitete Sitte, vor allem der Schuljugend.<sup>1</sup> So bekannt immer noch das Poesiealbum ist, so un-

bekannt ist heute das Stammbuch, aus dem heraus jenes entstanden ist. Diese Unkenntnis ist um so erstaunlicher, als das Stammbuch für jeden, der sich mit der Kultur-, Sitten-, Wissenschafts-, Kunst- oder politischen Geschichte vergangener Zeiten beschäftigt, eine hervorragende Quelle bedeutet, ja darüber hinaus in großem Maß zur familiengeschichtlichen Forschung herangezogen werden kann, dem Heraldiker eine Fülle von Material bietet und dem heimatgeschichtlich Interessierten einen Blick in den Alltag verflogener Zeiten gestattet, wie sie Dokumente, Urkunden, Statuten und Steuerlisten nie vermitteln können. Im Stammbuch spiegelt sich gesellschaftliches Leben in geradezu intimer Weise wider.

Vieles haben die Stammbücher mit den Poesiealben gemeinsam: die Widmung, die Wünsche oder Ermahnungen, die Illustration. Aber während das Poesiealbum zum Kinderbrauchtum zählt, wurde das Stammbuch von Erwachsenen geführt, war Begleiter oft eines ganzen Lebens; dem heutigen Betrachter spiegelt es die Persönlichkeit und die Umwelt des Eigentümers.

Für Stammbücher gibt es viele Namen, dem Zeitgeschmack unterworfen und jeweils neuen Geisteshaltungen sich anpassend: Librum Onomasticum, Denkmal der Freundschaft, Philotheca. Der Ausdruck «Album Amicorum» – dies war der gebräuchlichste – tauchte erstmals 1555 auf<sup>2</sup>. Die früheste Form des Stammbuches bildet die Einlage von weißen (album!) Blättern in ein gedrucktes Buch. Als die Sitte verbreiteter wurde, haben die Buchdrucker das neue Interesse mercantil ausgenutzt und eigens dafür mit zusätzlich leeren Seiten durchschossene Bücher hergestellt, vor allem Emblembücher. Schon Ende des 16. Jahrhunderts hat sich das Stammbuch gänzlich vom gedruckten Buch gelöst: der Typ des aus Querblättern gefertigten Stammbuches wird die Regel.

Die Frage nach den Ursprüngen der Stammbuchsitte, deren zeitliche und landschaftliche Herkunft, lässt sich nicht mit letzter Sicherheit beantworten. Doch deutet einiges auf die Reformation als auslösendes Moment und auf die Universität Wittenberg als Ursprungsort. Das älteste bekannte Stammbuch gehörte dem Wittenberger Studenten NICOLAUS REINHOLD und enthält Eintragungen aus dem Jahr 1542<sup>3</sup>. Die frühen Stammbücher waren ursprünglich

in der Hand Wittenbergischer Studenten, MELANCHTHON selbst weist auf den Nutzen dieser Büchlein hin<sup>4</sup>. MARTIN LUTHER soll ein Stammbuch geführt haben, und Einträge von ihm in Stammbüchern anderer sind bekannt<sup>5</sup>. Auch daß sich die Sitte fast überwiegend auf protestantische Länder beschränkt, deutet auf den Zusammenhang ihrer Entstehung mit der Reformation hin. Von den Universitäten ausgehend – Studentenstammbücher stellen den größten Teil aller bekannten – wurde das Stammbuch führen bald von Handwerkern, Offizieren und Kaufleuten übernommen, denen es häufig auch als Reverenz diente. Um 1800 erlebte es seine größte Verbreitung; längst war es auch von den Frauen übernommen worden, wenngleich es sich seit dem zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts im Zusammenhang mit der Empfindsamkeit, der neuen *sentimental gespeisten Freundschaftsentfesslung* inhaltlich gewandelt hat. Nun steht es in Zusammenhang mit der Fülle der Selbstzeugnisse jener Zeit: Briefschaften, Tagebücher, Biographien, Memoiren<sup>6</sup>. Zwar führten noch die Abgeordneten der Paulskirche ein «Parlamentsstammbuch», das 1849 als *Denkblätter der Mitglieder des ersten deutschen Reichstages* veröffentlicht wurde, doch hatte damals bereits das Stammbuch seine Funktion erheblich geändert. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts lebt es nur noch im Poesiealbum fort. Seine früheren Funktionen wurden zum Teil von Gästebüchern und Photoalben übernommen, die mit weit geringerem Aufwand an Sprache, Schmuck und eigener geistiger Originalität auskommen.

Eine philologische Auswertung studentischer Stammbücher fehlt – von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen – bisher völlig, eine Erfassung der Stammbücher wurde beim Barock-Symposion der deutschen Forschungsgemeinschaft 1974 erstmals angeregt<sup>7</sup>. Größere Beachtung, wenn auch im Vergleich zu anderen historischen Quellen eine relativ geringe, fanden die Stammbücher bislang wegen ihrer malerischen Ausstattung.

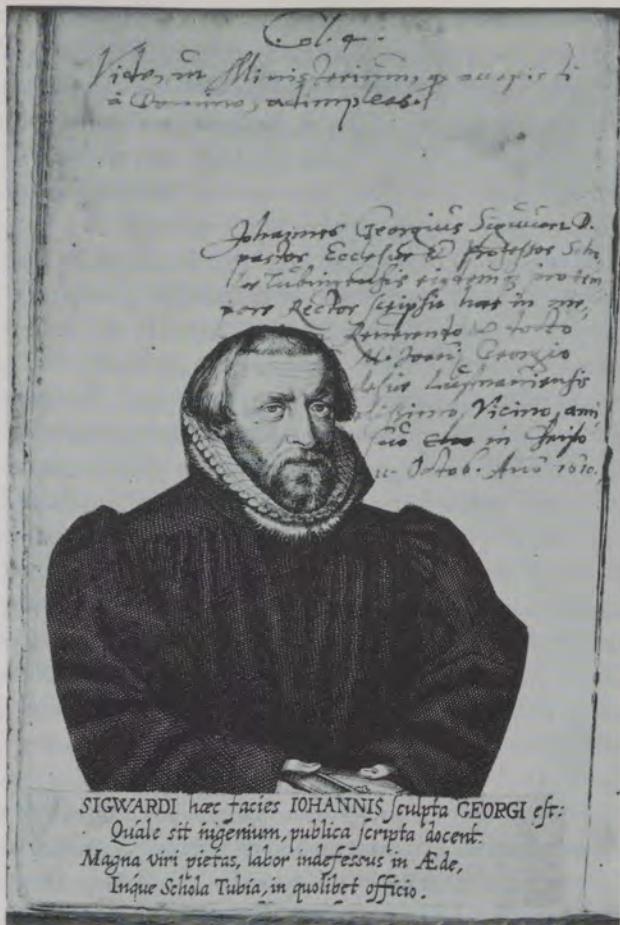
Ursprünglich besteht der Stammbucheintrag lediglich aus einem kurzen Spruch oder einer Devise, die zudem noch häufig auf die Anfangsbuchstaben der einzelnen Wörter abgekürzt wurde, und einem formelhaften Schlußwort mit der Unterschrift. Als malerische Auszier gesellte sich zuerst das Wappen zur Devise. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts ist es in den meisten Stammbüchern zu finden, vor allem in denen, die von Adligen geführt wurden. Es folgen – von der italienischen und deutschen Renaissance angeregt – allegorische Darstellungen zur Illustrierung von Devisen und Sentenzen<sup>8</sup>. Vor allem im 17. Jahrhundert werden die Wahlsprüche mit

Bildern – lustig, derb, belehrend – erläutert oder konkretisiert. So untermauert zum Beispiel der Tübinger Professor WILHELM SCHICKARDT, Erfinder der ersten Rechenmaschine der Welt, 1624 seinen Wahlspruch *Nihil simul natum est et perfectum. Itaque proficiamus quotidie modo non in pejus!* (*Nichts ist eben erst geboren und schon vollendet. Deshalb wollen wir täglich vorwärtsschreiten, nur nicht ins Schlechtere!*) mit einem Kind, das seine ersten Gehversuche unternimmt, wobei uns das Bild Aufschluß über ehemals gebräuchliche Kleinkinderspielzeuge (Rassel) und einstige «Geh-Hilfen» (rollbares Gestell, dem heutigen nicht unähnlich) gibt<sup>9</sup>.



Stammbucheintrag des Tübinger Orientalisten WILHELM SCHICKARDT.

Einen besonderen Schmuck erhält der Eintrag mit der Zufügung eines Porträts des Einschreibenden. Ursprünglich wurden meist Holzschnittporträts



JOHANNES SIGWART (Theologe, 1554–1618)  
(Landesbibliothek Stuttgart).

eingeklebt, doch schon in den neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts lassen sich Porträts von Tübinger Studenten oder Professoren als eigenständige Miniaturen in Stammbüchern nachweisen. Die Sitte, dem Eintrag ein Porträt beizugeben, findet gegen Ende des 18. Jahrhunderts und Anfang des 19. Jahrhunderts in der Silhouette ihre weiteste Verbreitung. Vor allem in bürgerlichen Kreisen pflegte man, da das Wappen als ausschmückendes Element keine Grundlage besitzt, die Stammbücher auch mit kleinen Genrebildern, Trachtendarstellungen, Szenen aus dem alltäglichen Leben oder Städtebildern auszumalen. In Studentenstammbüchern findet man Darstellungen von Raufereien, Kneipen, Ausritten, Festlichkeiten, Duellen, selten auch Studierszenen. Diese Bilder, häufig dilettantisch gemalt und ohne großes künstlerisches Talent, sind vor allem kulturgeschichtlich bedeutsam.

Hier ist nun nicht der Raum, eine Geschichte der Studenten, ihres Lebens an der Hochschule, ihrer Sitten und Bräuche, wie sie sich in den Stammbüchern darbietet, zu schreiben, vielmehr können nur einzelne Stationen, Wesenszüge herausgegriffen

und diese nur ganz kurz skizziert, Entwicklungen nur angedeutet werden.

Als Herzog ULRICH 1534 sein Herzogtum wieder zurückeroberthatt, traf er sofort energische Maßnahmen, in seinem Land die Reformation einzuführen. Hand in Hand mit der Aufhebung der Klöster, der Einsetzung evangelischer Prediger in die Pfarrstellen ging die Einführung der Reformation an der Universität Tübingen. Nach kurzen anfänglichen Schwierigkeiten wurde die Universität schließlich zur Hochburg der protestantischen Orthodoxie, und der Tübinger Kanzler JAKOB ANDREAE (1528–1590) entwarf jene «Konkordienformel», auf die sich die lutherischen Fürsten schließlich einigten.

Die ersten Tübinger Studenten-Stammbücher<sup>10</sup> sind so auch weitgehend vom strengen Protestantismus geprägt. Kurze, meist lateinische Wahlsprüche bekunden die Rechtgläubigkeit oder polemisieren gegen das Papsttum: *Melior et fidelis ignorantia, quam temeraria scientia – Verbum Dei manet in aeterna – Spes unica Christus – Münch und Pfaffen haben einen Gott: den Bapst hie, den theuffel dort*<sup>11</sup>. Selten sind diese Stammbücher illustriert.

Stammbuchporträt des Juristen ANDREAS LAUBMEIER um 1589 (Landesarchiv Graz).

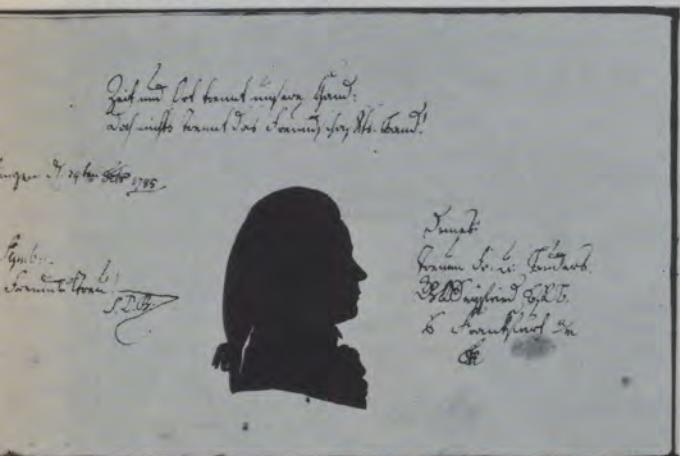




Stammbuch des N. OCHSENBACH: Herzog FRIEDRICH I.  
v. Württemberg (Landesbibliothek Stuttgart).

Ein gänzlich anderes Bild bieten die Stammbücher in der Zeit vom Ende des 16. Jahrhunderts bis zum 30jährigen Krieg, genauer bis zur Nördlinger Schlacht 1634. Vor allem die 1592 in Tübingen gegründete Ritterakademie<sup>12</sup>, das «Collegium Illustre», hat uns eine große Zahl kostbarer Stammbücher

Ein Beispiel der zahllosen Silhouetten-Porträts  
(Landesbibliothek Stuttgart).



hinterlassen. In ihnen drückt sich ein neues Zeitgefühl aus; ein neues Bildungsideal hatte vor allem die adligen Studenten erfaßt. Der Adel distanzierte sich bei einem neu erwachten Selbstbewußtsein vom «bürgerlichen» Bildungsideal. Moderne Fremdsprachen, körperliche Übungen, adliges Benehmen gehörten zum neuen Unterrichtsprogramm.

1609 findet sich erstmals der von Turnvater JAHN später bekannt gemachte Wahlspruch: *frisch, frey, fröhlich, frumb*<sup>13</sup>. Übrigens war diese Devise schon damals weit verbreitet, wie Eintragungen aus Straßburg oder Altdorf/Nürnberg bezeugen.<sup>14</sup> Dem Stand der adligen Stammbuchhalter und der sich ins Stammbuch eintragenden Studenten entsprechend ist die Ausgestaltung. Neben die Devise, den Wahlspruch, das Motto tritt stets das farbig ausgemalte Wappen. Häufig werden zusätzlich die Motti durch allegorische Darstellung, durch bezugnehmende Bilder illustriert. Eine große Zahl dieser Stammbücher zeigen Ansichten von Tübingen, vom Collegium Illustre oder vom studentischen Alltag. Ritterspiele wie Ringelstechen, Ballonschlagen, Fußturniere, Fechten veranschaulichen Unterricht und Tagessablauf der Collegiaten. Die Ausmalung der Stammbücher ernährte in Tübingen mehrere Maler. Neben den lateinischen – meist moralisierenden – Sprüchen stehen mehr und mehr auch französische und deutsche. Manche geben sich kernigderb nach Ton und Inhalt: *Qui perd courage, n'est pas sage!*, manchmal sind auch Anflüge von Humor zu verspüren: *Wer will, das in die Flöh nit beißen, der soll in die Zän ausreißen!* Andere Stammbucheintragungen wieder schlagen innig-volksliedhafte Töne an:

Ich binde den Degen an die Saiten  
Und mach mich balt davon,  
Habe ich nicht zu reiten,  
Zu Fuße muß ich gohn,  
Es gilt mir alles gleich,  
Ich bin nicht allzeit reich,  
Die Zeit muß ich erwarten,  
Bis mich das Glück erschleicht.<sup>15</sup>

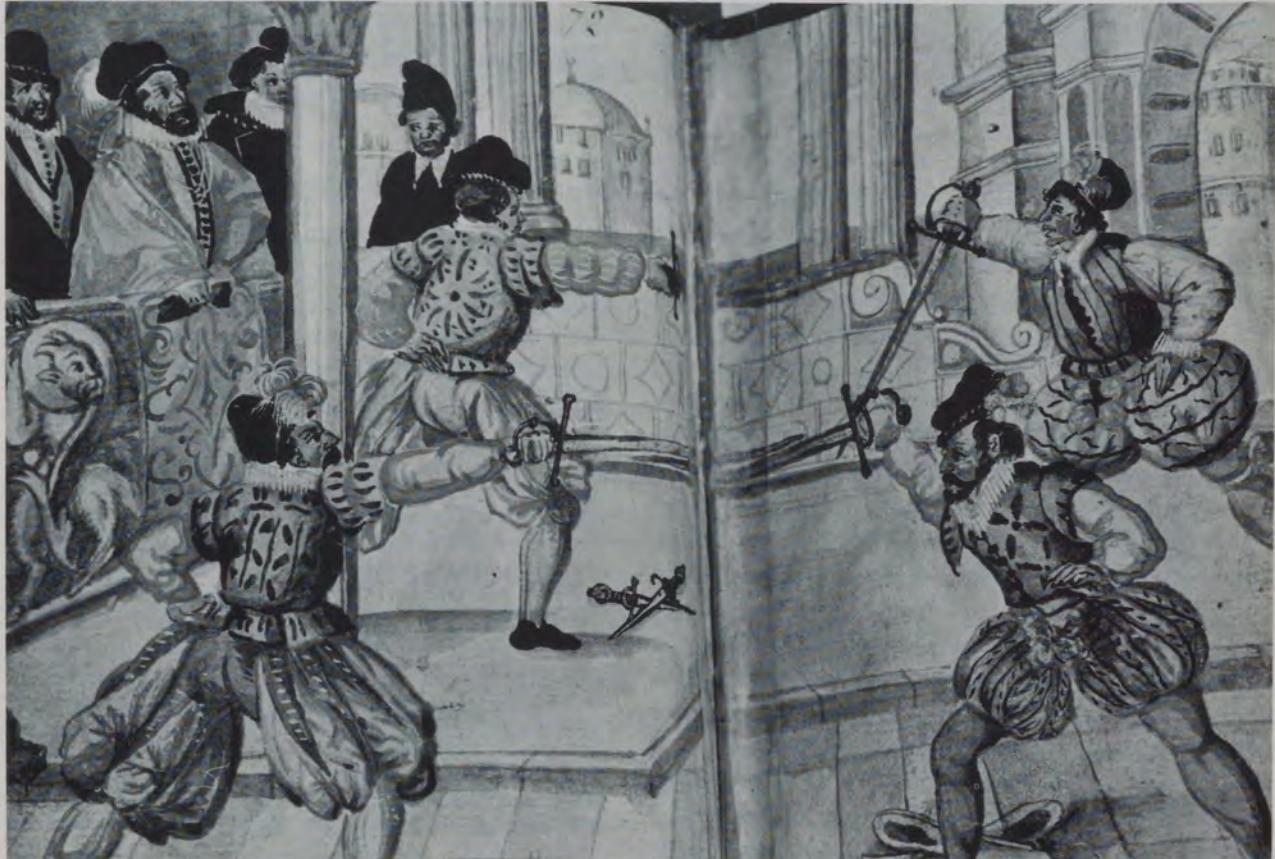
Die Zeit nach dem 30jährigen Krieg ist geprägt vom Verfall, von rohen Sitten, bombastischen Worten, der Sprachmengerei. Die Universität Tübingen sinkt ins Provinzielle ab. Charakteristisch dafür ist ein Stammbucheintrag von CHRISTIAN FRIEDRICH DANIEL SCHUBART; sein Seufzer eines Kandidaten der Theologie umschreibt auf sehr treffende Weise die Tübinger Situation, indem er für alles Wünschens- und Erstrebenswerte nur Vorbilder außerhalb Tübingens findet<sup>16</sup>:

O Himmel, höre mein Gebeth,  
das aus dem Kloster zu dir fleht!  
Und schenke mir in dieser Zeit  
JERUSALEMS Beredsamkeit!  
Die Sprachen aus dem Orient,  
so, wie sie MICHAELIS kennt!  
Latein und Griechisch, weiter nicht,  
wie HAIN und ERNESTI spricht!  
Französisch, Englisch, Welsch – nur so  
wie VOLLAIR, HORN' und METASTASIO!  
Mach mich zu einem Antiquar,  
wie CHRIST und WINCKELMANN es war!  
Der Weißheit populären Thon,  
gib mir von einem MENDELSONN.  
Geschichte, nur so ebenhin,  
wie GALLERER und HABERLIN!  
Geographie? – Wie BÜSCHING nur!  
Und HALLERS Kenntniß der Natur!  
Zum Schönen, gib mir ein Gesicht,  
wie MENGS und OESERN, heller nicht!  
Musik begehr' ich nicht zu viel,  
Nur BACHs und COLLI Saitenspiel!  
Und KLOPSTOCKs flammendes Genie  
zu einem bißchen Poesie.  
Und endlich – – Hm! zum Zeitvertreib  
WIELANDS Musarion zum Weib!

der Himmel gewähre  
dem Herrn Besitzer dieses Stammbuchs  
einige von diesen Wünschen!  
M. C. F. D. SCHUBART  
Ludwigsburg, den 19ten Mai 1770

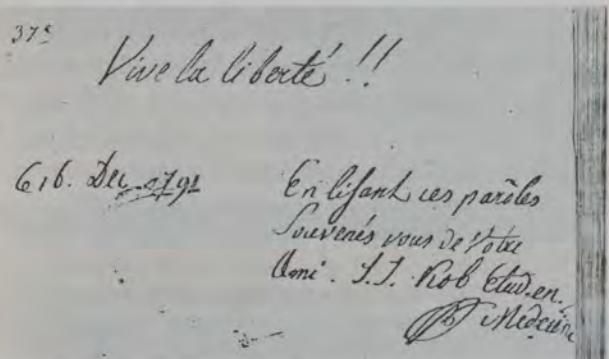
Die erwähnten Professoren sind allesamt keine Tübinger. Andere Stammbucheintragungen beschreiben das neue Zeitgefühl, sind selten moralisierend, preisen vor allem «Weib, Wein und Gesang». Wahrheit ist's, was Dichter preisen und die Weisen wollen Wahrheitslehrer seyn; Brüder, ihre Bücher trügen, laßt sie liegen, Wahrheit findet man nur beim Wein<sup>17</sup>. Doppeldeutige oder eindeutige Worte werden die Regel. Die Illustrationen sind nur noch spärlich. Ein völlig verändertes Bild zeichnen die Stammbücher ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Lehrende und sittliche Wahlsprüche sind wieder zahlreich vertreten. Sentimentale Freundschaftsbezeugungen lösen die Kumpanei ab. Doch stehen neben solchen Wahlsprüchen wie Es sei das Freundschaftsband hinfort unaufgelöst, wenn unser Lebens Schiff an jenes Ufer stößt, oder Zeit und Ort formt unsren Bund: doch nichts trennt das Freundschafts-Band!<sup>18</sup> auch immer noch kernige Sprüche, deren unmittelbare Natürlichkeit, Derbheit und Laszivität<sup>19</sup> nicht

Fechtszene aus dem Collegium illustre, der Tübinger Ritterakademie, Ende 16. Jahrhundert (Landesarchiv Graz).



mehr zu übertreffen sind: *Kann man die Stunden besser brauchen, / zumal da sie so schnell verrauchen, / als wenn man küßt und trinkt und lacht? oder So soll einmal dein Grabmal heißen: / Steh Wanderer, und merke hier, / hier unter diesen alten Greißen / ruht Wein und Brandtewein und Bier.*

Im ausgehenden 18. Jahrhundert entstanden aus den Freundeszirkeln und Freundschaftsbünden die Studentenorden, Landsmannschaften und Corps. Zirkel, Wappen und geheime Symbole, wie sie in Stammbüchern zu finden sind, dienen zur Kennzeichnung der Zusammengehörigkeit. Alle diese Gruppen werden nachhaltig von der Französischen Revolution beeinflußt. *Vive la liberté!* wird zum meistverwandten Wahlspruch. Doch schon bald wird der Freiheitsbegriff modifiziert. Zum *Vive la liberté* gesellt sich *Vive la nation*, woraus schon in den 90er Jahren deutschbewußt *Vaterland und Freiheit* wird<sup>20</sup>.



Aus der Zeit der Tübinger Freiheitsträume  
(Univ. Bibl. Tübingen).

Im Evangelischen Stift, wo das *Freiheitsfeuer*<sup>21</sup> der Französischen Revolution am frühesten und am nachhaltigsten um sich gegriffen hatte, wurden zu Beginn des 19. Jahrhunderts die ersten deutschnationalen Gesellschaften neben den Corps gegründet: Freunde von Otaheiti, die Lammgesellschaft, die Romantika<sup>22</sup>. GUSTAV SCHWAB, Mitglied der Lammgesellschaft und Mitbegründer der Romantika schrieb 1813 ins Stammbuch des C. W. PAULI: *Wirf ab denn der Erinnerung trübe Bürde / Blick vorwärts auf dein gärend Vaterland*<sup>23</sup>.

Neu belebt wird das Studentenstammbuch von der Burschenschaftsbewegung. Noch einmal erlebt auch die Stammbuchmalerei eine hohe Blüte. Szenen aus dem Burschenleben – Ausritte, Paukereien, Kneipen – bestimmen die Ausschmückung des Stammbuchs. Deutschnational ist die Gesinnung der Studenten und entsprechend sind die Wahlsprüche: *Uns alle knüpft ein heil'ges Band / Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland! / Werdet groß in eurer Brüder Mitte, / Werdet Ruhm für euer Vaterland, / Tauschet nimmer edle*

deutsche Sitte / Mit des Auslands buntem Flitterland!

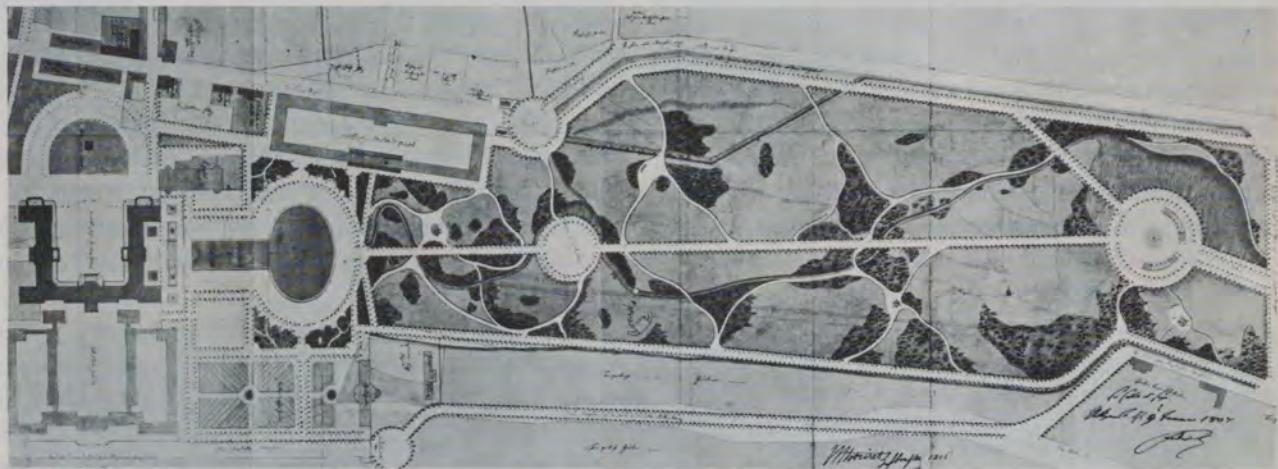
Wie gefährlich solche Stammbucheintragungen werden konnten, zeigen die Gerichtsprotokolle beim Prozeß gegen den Jünglingsbund 1824, in dem erstmals die Karlsbader Beschlüsse gegen die Tübinger Studenten zur Ausführung gelangten. Erstmals auch werden Stammbücher als Beweismittel von der Polizei beschlagnahmt und von den Gerichten verwertet<sup>25</sup>. Aufrührerische Gesinnung erkennen die Richter in Wahlsprüchen wie: *Teutsches Volk, du herrlichstes von allen / Deine Eichen stehn, du bist gefallen oder Es gibt nur ein Vaterland und keine Vaterländerchen*<sup>26</sup>.

Die studentische Reaktion auf die staatliche Gewalt, wie sie die Studenten nach den Karlsbader Beschlüssen nun zu spüren bekamen, war die Karikatur. Der Staatskommissar HOFACKER wird Zielscheibe des Spotts; Festungshaft, Karzerstrafe und Überwachung werden ironisch abstilisierter Bestandteil der Stammbuchmalerei. Mit der Auflehnung gegen die Staatsgewalt, mit dem Bekenntnis zum Deutschtum endet der Brauch des Stammbuchführers bei den Studenten. Manche Wahlsprüche dieser letzten Blütezeit des Stammbuchs leiten schon über zur Poesiealbum-Lyrik: *Bruder, süßes An-gedenken / Möge dir ins Herz sich senken! / Ewig blüht der Freundschaft Bande. / Hoffnung strahlt aus Trennungsschmerz! oder Kennst du die Eiche, die kein Wetter bricht, / Kennst du die Palme in der Wüste nicht? / Kennst du der Myrthe zartes Immergrün? / Kennst du auch wohl den teuren Rosmarin? / Sieh! Eich', Palme, Myrt' und Totenkronen, / Das ist der treue Freund dem Erdensohne.*<sup>27</sup>

#### Anmerkungen

- 1 In der DDR zählte die Pflege des Poesiealbums jüngst noch zum Programm der Jugenderziehung, sollten doch die Alben helfen, das Leben zu meistern, indem sie edle Gedanken der Größten und Fortschrittlichsten übermitteln, ALFRED FIEDLER, *Vom Stammbuch zum Poesiealbum*. Weimar 1960, S. 56.
- 2 «quod dignatus es mihi scribere, et in album amicorum tuorum acceptare», Brief des JOHANNES CUSPINIAN an WILLIBALD PIRCKHEYMER vom 18. Oktober 1515, in: TH. FR. FREYTAG, *Doctorum Epistolae Selectae . . . Leipzig* 1831, S. 5 f.
- 3 Faksimileausgabe von WILHELM HERSE, Berlin 1927.
- 4 Er erkennt ihn vor allem darin, daß sich die Besitzer der Personen erinnern und dabei die weisen Lehren in Gedächtnis rufen, die man ihnen einschreibt . . . und gar nichts Seltenes ist es, daß in Stammbüchern bedeutende Stellen aus sonst unbekannten und wenig gelesenen Autoren sich finden und daß sie endlich Biographisches enthalten, welches man sonst vergebens sucht. ROBERT und RICHARD KEIL, *Die deutschen Stammbücher des 16. bis 19. Jahrhunderts*. Berlin 1893, S. 9.
- 5 Ebd., Vgl. das Stammbuch von WOLFGANG KREEN in der Stadtbibliothek Nürnberg, Cent V, App. 74.
- 6 GÜNTHER BÖHMER, *Sei glücklich und vergiß mein nicht. Stammbuchblätter und Glückwunschkarten*. München 1973, S. 39.
- 7 Vgl. *Stadt-Schule-Universität-Buchwesen und die deutsche Literatur im 17. Jahrhundert*, hrsg. von ALBRECHT SCHÖNE. München 1976 und darin besonders: JORG-ULRICH FECHNER,

- Persönliche Beziehungen und Bildungskontakte anhand einer Aufschlüsselung der erhaltenen Stammbücher des Barockzeitalters (S. 410–423.)
- 8 Vgl. FIEDLER, a. a. O., S. 39
- 9 Britisches Museum London, Egerton 1, 283.
- 10 Größere Sammlungen von Tübinger Studentenstammbüchern befinden sich in der Landesbibliothek Stuttgart, in der Zentralbibliothek der deutschen Klassiker Weimar, in der Universitätsbibliothek Tübingen, im Britischen Museum London. Über weitere in der ganzen Welt verstreute Tübinger Stammbücher (Kopenhagen, Graz, New York, Washington, Linz, Uppsala) wurde am Institut für geschichtliche Landeskunde Tübingen eine Zentralkartei erstellt. Viele Stammbücher befinden sich heute in Privatbesitz.
- 11 KEIL, a. a. O., S. 88 f.
- 12 Vgl. W. SETZLER, Das Collegium illustre, in: Der Landkreis Tübingen, Bd. 3, Stuttgart 1974, S. 185–89.
- 13 LB Stuttgart, Cod. hist. 8°, 221/4.
- 14 KEIL, a. a. O., S. 72 und S. 87.
- 15 Ebd., S. 90 und S. 156.
- 16 UB Tübingen Mh 868, Bl. 145.
- 17 KEIL, a. a. O., S. 221.
- 18 LB Stuttgart, Cod. hist. 8°/97.
- 19 KEIL, a. a. O., S. 305 ff.
- 20 Dieser Vorgang lässt sich besonders gut im Stammbuch der UB Tübingen Mh 858a beobachten.
- 21 MARTIN LEUBE, Die Geschichte des Tübinger Stifts. Stuttgart 1954, S. 119. Bei Leube auch die Vorgänge im Stift zur Zeit der Französischen Revolution.
- 22 GEORG SCHMIDGALL, Die Tübinger Stiftler und ihre Verbindungen zur Zeit der Befreiungskriege, in: Beiträge zur Tübinger Studentengeschichte Februar 1939, S. 65–84.
- 23 Ebd., S. 74.
- 24 KEIL, a. a. O., S. 305 ff.
- 25 Vgl. GEORG SCHMIDGALL, Demagogenzzeit in Tübingen. Der Jünglingsbund, in: Beiträge zur Tübinger Studentengeschichte August 1938, S. 1–29.
- 26 Ebd., S. 6.
- 27 GEORG SCHMIDGALL, Das Corps Suevia II 1813–1826 und das Stammbuch des Schwaben CAJETAN KOLLER, in: Beiträge zur Tübinger Studentengeschichte März 1941, S. 78 f.



## Die Stuttgarter Anlagen in früheren Zeiten

«Schloßgarten» ist nur eine amtliche Bezeichnung des großen Parkes, der sich vom Neuen Schloß bis an den Rand des Neckartales hinzieht. Die alten Stuttgarter «Eingeborenen» sprachen seit eh und je nur von den «Anlagen». Sie waren für die Bewohner der Innenstadt, solange diese noch dicht bewohnt war, der beliebteste Spaziergang. In den «Königlichen Anlagen» war zu Königszeiten – und auch noch länger – immer etwas von der Atmosphäre des Königsschlosses zu verspüren. Die Spaziergänger –

Zur Abb. oben: Plan des Hofbaumeisters N. THOURET für die Oberen Anlagen 1806. Links: Schloß und Akademie, weiter rechts der See mit dem Kanal. Beim Rundell am Ende der Mittelallee ist noch Sumpf; später entstand dort ein unregelmäßiger See. (Alle Abbildungen zu diesem Aufsatz: Landesbildstelle Württemberg.)

*Werner Fleischhauer*

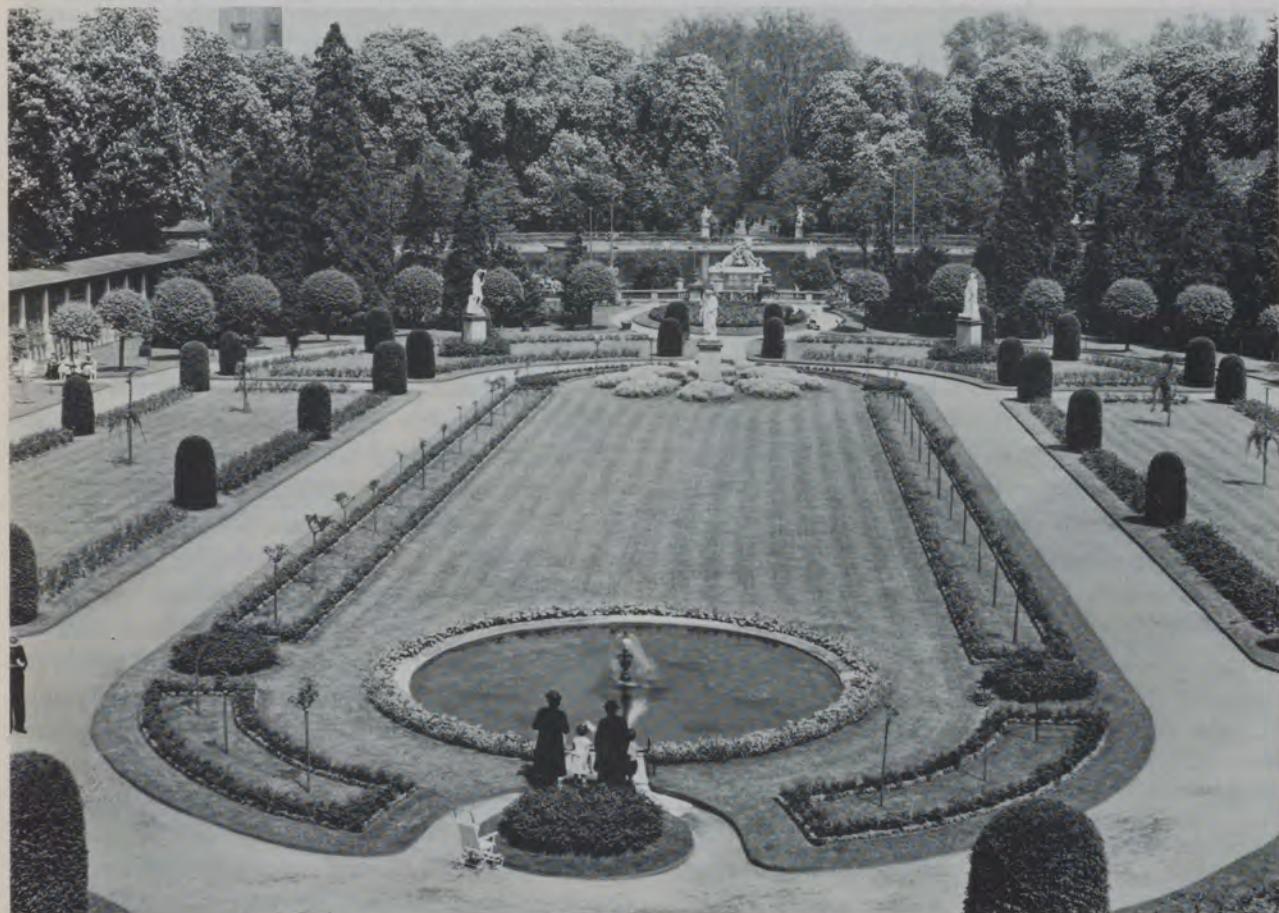
natürlich zumeist ältere Leute – gingen in gemessenen Schritten, in der Hauptallee sah man Kutschwagen und in den Nebenalleen Reiter, meist Offiziere der Garnison. Der Obere Anlagensee war der Hofgesellschaft zum Schlittschuhfahren vorbehalten. Anlagenaufseher in blauen langen Uniformröcken mit Schiffshut, Degen und Stock hatten für angemessene Ordnung zu sorgen, die aber nur selten grob gestört wurde. Dabei war die Schloßgartenordnung von Anfang an sehr eingehend und auch streng. Das Mitführen von Hunden und noch vieles andere war verboten. Doch daß das Spazierengehen von Kameralisten mit Rücksicht auf die Würde des Ortes ebenfalls nicht gestattet gewesen sein soll, war lediglich ein verbreiteter unfreundlicher Witz auf Kosten einer Beamtenkategorie, die nur ein abgekürztes juristisches Studium absolviert hatte.

Wo sich auf der Gartenseite des Neuen Schlosses seit der Gartenschau von 1961 die freie Fläche des «Eckensees» ausbreitet und das Schloß mit den beiden Häusern der Staatstheater zu einer großzügigen Einheit verbindet, lag zuvor der leicht ovale Obere Anlagensee mit dem Blick auf die Schaufront des Großen Hauses und auf das Schloß. Er war gesäumt von Bäumen, die im Laufe der langen Jahre allzu groß und mächtig geworden waren und somit diese Anlage etwas beengten. Der See war anfänglich mit dem Avantcorps des Schloßflügels durch einen geraden Kanal verbunden, der sein Wasser von der 1809 aufgestellten «Nymphengruppe» erhielt, einem der schönsten Werke der deutschen Bildnerkunst des Klassizismus, nach Entwurf von DANNECKER ausgeführt von seinem Schüler F. D. DISTELBARTH. Im Jahre 1836 wurde der Kanal zugeschüttet und die Gruppe an die obere Seite des Sees versetzt<sup>1</sup>. Der Durchbruch der Schloßgartenstraße – später Marstall und zeitweise auch Witzlebenstraße genannt – zwischen See und Schloß im Jahre 1865 zur Verbindung der Neckar- mit der unteren Königstraße, die 1885 noch weiter ausgebaut wurde, brachte eine weitere einschneidende Beeinträchtigung der schönen geschlossenen Einheit. Der

durch die neue Straße abgetrennte obere Teil zwischen Schloß und See, auf beiden Langseiten eingefaßt durch je eine Pergola, wurde zum königlichen Privatgarten, der sich mit einer von zwei sehr gutmütig aussehenden Löwenfiguren bewachten Treppe gegen die Straße öffnete. Nach 1918 wurde dieser Gartenteil, der «Rosengarten», der Öffentlichkeit freigegeben.

Unterhalb des Sees begann nun der Park im englischen Landschaftsgartenstil mit großen Baumgruppen und Rasenplätzen. Wie die schnurgerade Hauptallee in der Mitte als Fortsetzung des Kanals Schloß und Park zu einem großen architektonischen Ganzen verband und wie sich der Gartenflügel des Schlosses von der Hauptallee aus schon von weitem als dominierender *point de vue* darbot, darin zeigten sich noch Prinzipien der barocken Gartenbaukunst. Fast am Ende der Oberen Anlagen führte die Allee über eine kleine Insel inmitten des unsymmetrischen Unteren Sees hinweg, auf der 1850 eine mehrfigurige Gruppe aus Marmor «Hylas und die Nymphen», ein Werk des von König WILHELM I bevorzugten Bildhauers JOH. LUDWIG HOFER aufgestellt wurde. Die 1944 zerstörte Gruppe bildete einen reizvollen Abschluß der Allee, die – wovon noch

Der «Rosengarten» vom Schloß aus (1936). Im Hintergrund der See mit der Nymphengruppe.





Die Mittelallee der Oberen Anlagen (1940), im Hintergrund die Eberhardsguppe, davor der Ausgang zur Schillerstraße.

die Rede sein wird – ein kleines Stück weiter abwärts in der Platanenallee der Unteren Anlagen ihren Anschluß findet.

Diese großzügige Zusammenfassung des Parkes durch die Hauptallee wurde grob gestört, als 1881 in ihrer Mitte die massive und künstlerisch wenig schöne, wegen ihres Motivs aber sehr populäre Marmorgruppe «Graf Eberhard im Bart und der Hirte» von PAUL MÜLLER aufgestellt wurde. Diese Gruppe erhielt 1961 einen ihr angemesseneren Platz abseits bei der Neckarstraße.

König WILHELM I hat für die Oberen Anlagen von 1854 an noch weitere Marmorfiguren durch HOFER anfertigen lassen, Kopien nach Antiken. Zum großen Verdruß des Königs sind diese Bildwerke wegen ihrer Nacktheit auf empörte Ablehnung in weiten Kreisen des Publikums gestoßen. Sie wurden wieder entfernt und erst 1878 erneut aufgestellt. Die meisten gingen im letzten Krieg zugrunde, einige blieben erhalten und wurden 1961 in den Oberen Anlagen wieder aufgestellt, völlig sinnwidrig ohne Sockel, obwohl sie für Untersicht, nicht auf Betrachtung in Augenhöhe gearbeitet waren; und wie erwartet werden mußte, wurden sie auch baldigst schwer beschädigt.

Kurz unterhalb der Hylasgruppe trennte eine Querstraße, das heute quer verlaufende Stück der Cannstatter Straße, die Oberen von den erst später geschaffenen Unteren Anlagen. Eine Allee setzte die der Oberen Anlagen fort und führte gerade auf das

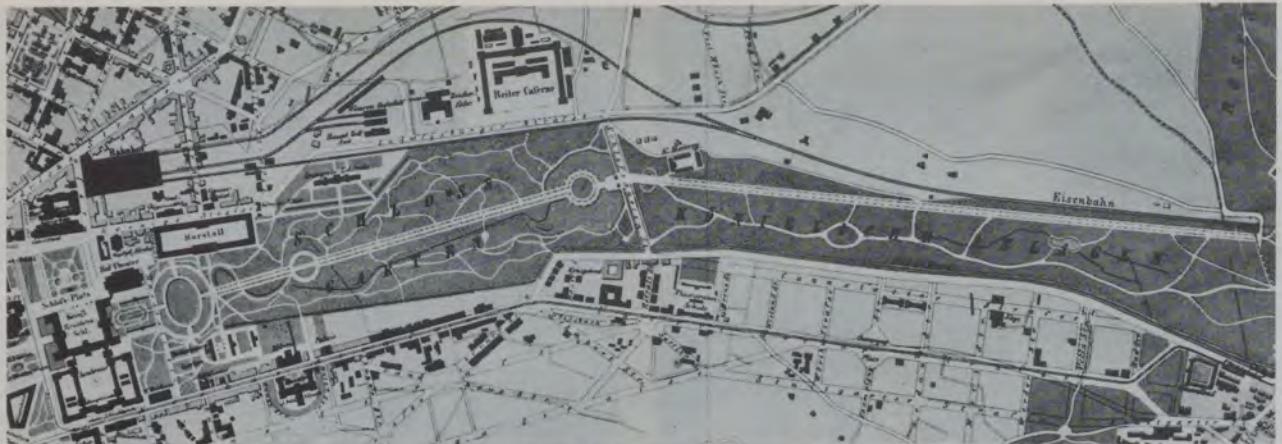


Die Hylasgruppe  
in den Oberen Anlagen.

Schloß Rosenstein zu. Den Eingang zu dieser Allee rahmen seit 1848 zwei große Plastiken aus weißem Marmor, die «Rossebändiger», künstlerisch keine bedeutenden, aber technisch hervorragenden Arbeiten von HOFER, die an dieser Stelle sehr gut wirken. Von diesen Rossebändigern wird die auch von anderen Pferdegruppen bekannte Geschichte erzählt, daß der Bildhauer die Zungen der Pferde vergessen und sich deshalb das Leben genommen habe. Doch die Stuttgarter Pferde haben ihre Zungen erhalten und der Bildhauer hat ihre Fertigstellung noch 39 Jahre überlebt.

Die Unteren Anlagen sind wesentlich schmäler als die Oberen. Auch sie sind im Stil des englischen Landschaftsgartens angelegt, doch in einer reineren Gestaltung. Die schnurgerade Platanenallee zieht sich dem linken Saum des Parkes entlang; ihre strenge Linienführung beeinträchtigt daher nicht den freien, natürlichen Parkcharakter, wie dies durch die obere Allee geschieht, die als deutlich ausgeprägte Achse noch ein Stilelement des architektonischen Gartens ist. In der Mitte der Unteren Anlagen zieht ein Hauptweg mit Nebenwegen in Windungen durch große Baumgruppen und Wiesenflächen hindurch – das idyllische Element herrscht vor. Unverständlichlicherweise ließ man seit mehreren Jahrzehnten diesen prächtigen Park ganz traurig verwahrlosen, erst die gegenwärtige Gartenschau hat diesen Zustand beendet.

Die Unteren Anlagen erstreckten sich anfänglich bis



Die Anlagen 1871. Straßendurchbruch zwischen Anlagensee und Kgl. Privatgarten. Die Eisenbahn (ausgehend vom alten Bahnhof) ist bis an die Platanenallee der Unteren Anlagen herangeführt.

zum Kahlenstein, dem Platz des 1825–1829 erbauten Rosensteinschlosses, wo sich einstmals ein wunderschöner Ausblick auf das noch unbebaute Neckartal dargeboten hat.

Die Oberen und die Unteren Anlagen sind, wie schon gesagt, anfänglich nicht als Einheit geplant gewesen. König FRIEDRICH hatte von 1805 an den oberen Teil des Schloßgartens anlegen lassen, der bereits nach kurzer Zeit (1808) der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnte. Dann erst (1812) wurde die Platanenallee zum Kahlenstein angepflanzt, an die König WILHELM I bald darauf 1817/18 den sich bis zur heutigen Cannstatter Straße erstreckenden Park hat anfügen lassen. Ein beträchtliches Stück kam damals auch auf der anderen Seite der Allee hinzu. Es war damit eine großzügige Anlage geschaffen worden, die vielleicht in dem Englischen Garten in München ihr Vorbild haben könnte. Ihre Bedeutung für die Stadt ist heute noch unschätzbar, sie schützte auch die mittlere Talsohle vor der Bebauung, die mit der bis zum Neckartor als repräsentative Straße geplanten Neckarstraße begonnen hatte.

Die Anlagen haben schon bald schwere Einbußen erleiden müssen. Dem Bau der ersten Eisenbahnlinie nach Cannstatt in den Jahren 1844/46 wurde ein breiter Streifen an der Nordwestseite der Unteren Anlagen aufgeopfert, die Bahnlinie wurde damals ganz nahe an den Park, bis bei dem heute noch stehenden Schwefelbrünnele, herangeführt. Auch der schon erwähnte Durchbruch der Schloßgartenstraße hat die einheitliche Gesamtanlage empfindlich gestört, dagegen sind auf der anderen Seite, entlang der Neckarstraße und der Cannstatter Straße, nur geringe Beschneidungen erfolgt. Dann wurde hinter dem alten Marstall, der an der Stelle der heutigen Girokasse stand, ein – auch schon – abscheuliches Kulissenhaus aufgeführt, dem auf der

Seite der Neckarstraße ein Ateliergebäude und 1903 der Block des Katharinenstifts folgten. Endlich wurden in den Jahren 1908 bis 1912 das Große und das Kleine Haus der Theater in den Anlagen aufgeführt. Einen schlimmen Eingriff in ihre Substanz aber haben die Anlagen mit dem 1914 begonnenen Bau des neuen Hauptbahnhofs erlitten. Bis dahin hatten die Anlagen bis zu einer Linie gereicht, die ungefähr von der Einmündung der Stephanstraße in den Bahnhofplatz bis fast zum unteren Anlagensee zu denken ist. Eine architektonisch sehr geglückte Mauer nach dem Entwurf des Bildhauers LUDWIG HABICH schirmte den Park gegen das Bahnhofgelände ab. Sie ist im letzten Krieg zerstört worden mitsamt einem Tempietto mit einer Jünglingsfigur «Narziß», der ebenfalls von HABICH in kultivierten, dem englischen Gartenstil angemessenen Formen geschaffen worden war. Eine Mauer in ähnlicher Gestaltung – auch sie nach HABICHs Entwurf – säumte auf beiden Seiten die gleichzeitig mit dem Bahnhofbau verbreiterte Schillerstraße. In jüngster Zeit noch wurde dem Autobusbahnhof ein beträchtliches Stück des Parkes aufgeopfert, es ist sehr zu befürchten, daß damit die Preisgabe der Anlagen für den Verkehr noch nicht beendet sein wird.

Noch sollen Pläne erwähnt werden, deren Ausführung für die Anlagen verheerend gewesen wäre: Kurz vor seinem Tode hatte König WILHELM I die Einrichtung eines Tiergartens im unteren Teil der Oberen Anlagen beabsichtigt; ein wahres Glück, daß König KARL sofort nach seinem Regierungsantritt die schon begonnenen Arbeiten wieder einstellen ließ. Im Jahr 1888 machte der um das Wirtschaftsleben des Landes hochverdiente FERDINAND STEINBEIS den schauderhaften Vorschlag, die Oberen Anlagen ungefähr von der Höhe des Katharinenstifts an auf beiden Seiten bis zum Unteren Anlagensee hin in einem nur gegen das Schloß hinauf

geöffneten Viereck mit repräsentativen Herrschaftshäusern zu umbauen, deren prunkvolle Fassaden den Anlagen zugekehrt sein sollten.<sup>2</sup>

Das Gelände, auf dem zu Beginn des vorigen Jahrhunderts die Anlagen entstanden sind, muß zuvor ein sehr wenig schönes Bild geboten haben. Im oberen Teil, schon gleich unterhalb des Gartenflügels des Königschlosses, sei nichts anderes zu sehen gewesen als Kartoffeläcker und Wiesen, die in kleine Pachtländer aufgeteilt waren, ferner noch der herrschaftliche Holzgarten, ein Holzlagerplatz. Ein Teil sei sogar eine Wüste gewesen, welche den Schutt und Unrat aus der Stadt aufgenommen hat<sup>3</sup>. Nur der Raum zwischen dem rechten Flügel der «Akademie», des Gebäudes der ehemaligen Hohen Carlsschule hinter dem Schloß, und ungefähr dem Platz des jetzigen Kleinen Hauses, war angepflanzt. Hier hatten die Carlsschüler ihre Gärten zum Bebauen.

Man fragt sich, wie das im Jahre 1748 begonnene Neue Residenzschloß fast ein halbes Jahrhundert lang ohne die Garten- und Parkanlagen hat bleiben können, wie sie zu jedem Residenzbau der Barockzeit gehörten, geradezu als ein wesentlicher Bestandteil einer Schloßanlage. Nun: Das Avantcorps des Schloßgartenflügels mit der breiten, ins Freie führenden Treppe weist eindeutig auf eine geplante Gartenanlage hin. Diese ist sicherlich zurückgestellt worden, bis der Residenzbau wenigstens zu einem Teil bewohnbar wäre. Erst im Jahre 1756 war man mit dem Gartenflügel soweit, aber schon sechs Jahre später brannte er wieder ab. Herzog CARL EUGEN, der zuvor schon mit Vorliebe das Ludwigsburger Schloß bewohnt und 1764 den Hof ganz nach Ludwigsburg verlegt hatte, verlor das Interesse am Stuttgarter Schloßbau, den er im Jahr

Die «Rossebändiger» am Anfang der Platanenallee der Unteren Anlagen. Lithographie von E. EMMINGER nach F. KELLER um 1850.



1767 ganz einstellen ließ. Später nahm er fast ausschließlich seinen Wohnsitz in Hohenheim. Somit bestand für ihn kein Anlaß mehr, Gelder für Gartenanlagen beim Stuttgarter Schloß aufzuwenden. Doch noch ist ein kurzer Blick weiter zurück in die Vergangenheit zu werfen. Es hatte schon ältere Gartenanlagen in einem Teil des Gebiets der späteren Oberen Anlagen gegeben und zwar zwischen dem Alten Schloß, der heutigen Planie bis ungefähr auf die Höhe des Großen Hauses der Theater.

Es war der fürstliche Lustgarten, dessen Anfänge nicht bekannt sind und den Herzog CHRISTOPH gleich nach seinem Regierungsantritt im Jahr 1555 hat neu anlegen lassen mit einem Irrgarten, Feigen- und Pomeranzenhäusern und Lusthäusern. Herzog LUDWIG, sein Sohn, ließ den viel bewunderten Lustgarten noch mit mehreren Brunnen verzieren, mit Bronzeplastiken und einem Pavillon, dem «Ölberg», so genannt wegen der darin aufgestellten Skulpturen mit Szenen aus der Passion Christi. Herzog JOHANN FRIEDRICH endlich erbaute in dem Lustgarten in den Jahren 1623 bis 1627 das als Wunderwerk bestaunte Grottenwerk. Doch noch immer entbehrte der Lustgarten einer architektonischen Gliederung. Die einzelnen Teile und Rabatten lagen ohne Verbindung nebeneinander; es gab auch keinen die vierteilige Anlage zusammenfassenden Hauptweg, somit hatte der Lustgarten noch völlig die Gestaltung der Gärten der Renaissance, des 16. Jahrhunderts. Trotz mehrfacher Veränderungen im Laufe des 17. Jahrhunderts scheint sich dieser Charakter lange erhalten zu haben. Mit der Errichtung des Neuen Schlosses endlich wurde der Lustgarten, von dem schon länger zuvor nichts Wesentliches mehr zu vernehmen ist, zum größten Teil überbaut. Doch sei abschließend noch darauf hingewiesen, daß das Gelände der Oberen wie zum Teil auch der Unteren Anlagen wohl seit dem frühen Mittelalter schon herrschaftlicher Besitz und Zubehör des Stuttengartens ist, der Keimzelle der Stadt Stuttgart.<sup>4</sup>

#### Anmerkungen

1 1922 durch einen von Kommerzienrat MAX WOLFF gestifteten Marmorauflösung ersetzt, die 1944 zerstört wurde. Die alte Ausführung seit 1925 am Anlagensee in Tübingen.

2 UHLAND, R., STEINBEIS und die Stuttgarter Rathausfrage, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte N.F. XXXII. 1973 S. 154

3 Königl. statistisch-topographisches Bureau (Hg.): Beschreibung des Stadtdirections-Bezirkes Stuttgart = Beschreibung des Königreichs Württemberg, Heft 36. 1856 S. 161.

4 DECKER-HAUFF, H. M., Geschichte der Stadt Stuttgart I. 1966 S. 75 ff.

# Eine St. Wendelinus-Vita des 17. Jahrhunderts Paulus Albert aus der Abtei Neresheim

Inhalt:

- 1 Kurze Beschreibung der Handschrift
- 2 Das Titelblatt mit Widmung
- 3 Huldigung an den hl. Bekener Wendelin
- 4 Der Widmungsbrief an die Gräfin MARIA SIDONIA von ÖTTINGEN-BALDERN-SOTERN
- 5 Der Konvent von Neresheim im Jahr 1691
- 6 Die Vita des hl. WENDELIN – Aufriß
- 7 Die Vita des hl. WENDELIN – Inhalt
- 8 Das Grabepitaph und seine Inschrift
- 9 Beurteilung unserer Vita S. WENDELINI
- 10 Ein unbekanntes WENDELINUSlied mit Melodie

Vor einiger Zeit wurde mir von befreundeter Seite eine kleine Handschrift zur Einsicht überreicht, um sie etwas zu prüfen und zu ihr Stellung zu nehmen. Letzter Besitzer des kleinen Manuskripts war WOLFRAM Graf ADELMANN in Abtsgmünd-Hohenstadt, der es am 8. April 1975 dem langjährigen Bürgermeister von Neresheim, ANTON HEGELE, in Erinnerung an unsere gemeinsamen Kreisratsstunden als Geschenk überreichte. Aus den, dem Manuskript auf losen Zetteln beiliegenden handschriftlichen Notizen ist zu sehen, daß sich WOLFRAM Graf ADELMANN verschiedentlich und intensiv mit unserer Handschrift beschäftigt hat.

## 1 Kurze Beschreibung der Handschrift

Unser Manuskript ist in blaue Pappe gebunden. Die einzelnen Blätter weisen eine Höhe von 20 cm und eine Breite von 16,5 cm auf. Ein Wasserzeichen ist in dem verwendeten Papier nicht festzustellen.

Oben auf dem Vorderdeckel steht außen mit Tinte geschrieben zu lesen: *Geschichte des hl. Wendelin*. Die weiße Innenseite des vorderen wie des hinteren Deckels trägt den Anfang einer undatierten Bittschrift an einen ungenannten Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation in Sachen der Schwäbischen Reichsritterschaft und der Grafen von ÖTTINGEN-BALDERN. Das Schriftstück trägt rechts oben die Signatur *Lit. A.* Der erhaltene Text des Titels der Bittschrift lautet: *An Kayser etc.../ aller-unterthänigste Exceptiones juncto / petitio sum. et legati / pro / Clementissimo absolvendo partem impe / tratam a citatione / Impetratischen Anwaldts / in Sachen / R. Ritterschaft in Schwaben Orts am Kocher / contra / den Grafen zu Oetting Baldern / in specie / in puncto Arredi*. Da weitere Unterlagen, wie Daten, Name des Kaisers oder des Grafen von BALDERN u. a. fehlen, kann der Sinn dieses Titels und damit der Bittschrift nicht näher ermittelt werden.

Unsere Handschrift besteht aus vier nicht nume-

rierten Blättern sowie weiteren 70 durchgezählten Seiten, wobei der Text jeder einzelnen Seite von zwei mit Tinte ausgezogenen Linien umrahmt ist. Von den vier nicht paginierten Blättern weist das erste Blatt auf der Vorderseite das Titelblatt mit kurzer Widmung, die Rückseite eine lateinisch-deutsche Huldigung an den Bekener St. WENDELIN ohne dessen Namensnennung auf. Blatt 2<sup>r</sup>-4<sup>r</sup> füllen eine *Epistola dedicatoria*, datiert aus dem Jahr 1691. Ihr folgen auf Blatt 4<sup>v</sup> die Namen der Dedicatores, d. h. die Namen der Mitglieder des Konvents der Benediktinerabtei Neresheim aus dem Jahr 1691. Auf den folgenden Seiten 1-63 der Handschrift findet sich dann eine deutsche Bearbeitung der mittelalterlichen Vita des hl. WENDELIN, wobei die Seitenzahlen 37/38 zweimal vorkommen. Den Schluß der Handschrift bildet auf Seite 63-70 ein deutsches Lied zu Ehren des genannten Volksheiligen mit insgesamt 12 Strophen samt entsprechender Ver-tonung.

## 2 Das Titelblatt mit Widmung

Die erste Seite unserer Handschrift kann als Titelseite, aber auch als Widmungsseite angesprochen werden. Der Text umfaßt nicht weniger als 18 Zeilen, teils in römischen Lettern, teils in einer künstlerischen Kanzleischrift des ausgehenden 17. Jahrhunderts geschrieben.

Die ersten zehn Zeilen geben den Titel oder Inhalt der Handschrift in etwas barocker, schwülstiger Form wieder. Er lautet:

*S. WENDELINVS / ex rege Pastor, ex Pastore / Abbas ORD.S.B. / das ist / wundervolles Leben und Wandel / des hayligen Wendelini, / so aus einem König ein Hirt, / aus einem Hirten ein geistlicher / Vorsteher, Ordinis S.P.Benedicti, / in einem kurzen Begriff vorgestellt.*

Diesem Titel folgt, mit dem Wort und verbunden, eine entsprechende Widmung in acht Zeilen und zwar

*und mit demütigster Feder zugeschrieben / der hochgebohrnen Gräffin / und Frawen, / Frawen MARIAE SIDONIAE / Gräffin von Oettingen; Frawen zue Katzenstein und Hohenbalder, etc. / gebohrnen Gräffin zue Sötteren etc.*

Nach diesem Titelblatt bietet unsere Handschrift eine kurze deutsche Vita oder Lebensbeschreibung des vielverehrten heiligen WENDELIN, eines der 14 Nothelfer des christlichen Volkes, der nach seiner Legende aus königlichem Geblüt stammte, dann

aber ein Einsiedler, Hirte und schließlich Abt eines Benediktinerklosters wurde.

Unsere vorliegende WENDELINUSVITA ist der Gräfin MARIA SIDONIA aus der Familie SÖTERN, der verheirateten Gräfin zu KATZENSTEIN bei Neresheim und ÖTTINGEN-BALDERN gewidmet. Was wissen wir über diese hohe Dame? Gräfin MARIA SIDONIA war die Erbtochter des Grafen PHILIPP FRANZ von SÖTERN, Freiherrn von Dachstuhl (beide Herrschaften waren südlich der Mosel zwischen Trier und Koblenz innerhalb der Grafschaft Birkenfeld gelegen). Sie wurde am 10. Februar 1682 dem Grafen NOTGER WILHELM zu ÖTTINGEN-BALDERN angetraut und starb bereits am 23. September 1691.

Wie aus der *Epistola dedicatoria* unserer Handschrift hervorgeht, fand die kirchliche Vermählungsfeier des Grafenpaars beim vielgerühmten Heiligtum des hl. WENDELIN, zu St. Wendel im Saarland selbst, statt. Mit dem Tod ihres Enkels, des Grafen FRANZ WILHELM NOTGER, Dompropst und Großschatzmeister des Domstifts Köln, gestorben 14. Januar 1798, starb die gräfliche Familie ÖTTINGEN-BALDERN-SÖTERN aus. Das Erbe, das die Gräfin MARIA SIDONIA eingebracht hatte, die Herrschaft Sötern-Dachstuhl, fiel an die Linie der Fürsten von ÖTTINGEN-WALLERSTEIN. Seit dieser Zeit führen die Mitglieder dieser seit 1775 gefürsteten Familie in ihrem Wappen über dem sog. ANDREASKREUZ (Schragenkreuzung) noch einen Herzschild mit Wappen der SÖTERN, einer roten Wolfsangel in goldnem Schild.

Die Herren von BALDERN – oftmals HOHEN-BALDERN genannt, weil der Sitz der Familie, Schloß Baldern, auf einem hohen, in der westlichen Riesebene weit emporragenden Hügel liegt – kamen spätestens seit 1589 auch in den Besitz der in die Zeit der Spätromanik zurückreichenden Burg Katzenstein bei Neresheim. Gräfin SIDONIA wählte diese Burg zu ihrem Lieblingssitz, wo die Mönche von Neresheim in der Burgkapelle den Gottesdienst für sie hielten. Nach ihrem Tod wurde sie in der Gruft der Familie ÖTTINGEN-BALDERN unterhalb der Klosterkirche der Zisterzienserinnen von Kirchheim/Ries beigesetzt.

### 3 Die Huldigung an den hl. Bekenner WENDELIN

Die Rückseite des Titelblattes samt der Widmung an die Gräfin MARIA SIDONIA weist eine Schriftstelle aus Jesus Sirach oder Ekklesiasticus Kap. 50 Vers.6f. auf und zwar zuerst in lateinischer, dann in deutscher Sprache. Die Schriftstelle aus dem Alten Testament wird klar und deutlich auf den hl. WENDELIN bezogen, wenn auch sein Name darin nicht her-

vorgehoben wird. Der Text lautet: ECCE / CONFESSOR MAGNVS / qui quasi Stella matutina in / medio nebulae, et quasi Lvna plena / in diebus suis lucet, et quasi Sol / refulgens, sic ille effulsit in templo / DEI. Eccles. 50. v. 5. Zu deutsch: Schau / den großen Bekenner / der wie ein Morgenstern in mitten / der Wolken leuchtet, und wie der Mond / in seinen Tagen, so er voll ist, er scheint / wie die Sonne in der Kirche Gottes. / In den weißen Sprüchen Jesu des Sohns Sirach cap. 50 v. 5.

### 4 Der Widmungsbrief an die Gräfin MARIA SIDONIA von ÖTTINGEN-BALDERN-SÖTERN

Auf Blatt 2<sup>r</sup>-4<sup>r</sup> folgt eine *epistola dedicatoria*, ein Widmungsschreiben, als deren Verfasser am Schluß die damaligen 17 Mitglieder des Neresheimer Konvents aufgeführt werden.

Als merkwürdig sei dabei festgestellt, daß der Name des Grafen NOTGER WILHELM von BALDERN-KATZENSTEIN im Text mit römischen Buchstaben hervorgehoben ist, während der Name seiner Gemahlin in dem Widmungsbrief, der doch an sie und nicht an den Grafen gerichtet ist, im ganzen Schreiben nicht vorkommt. In ihm ist von einer *allzugroßen Devotion* der Gräfin zum hl. WENDELIN die Rede. Auf diese *Devotio* ging auch der Wunsch zurück, das Leben des hl. Nothelfers in einem kurzen Begriff auf das Panier gestellt zu sehen, da er durch seine Wundertaten die Länder von England, Schottland, Frankreich, Italien und Deutschland verherrlicht habe. Es wird weiterhin auf das Menologium des Benediktinerpater GABRIEL BUCELIN aus Weingarten (Feldkirch 1655, S. 725) verwiesen, der den hl. WENDELIN zum 20. Oktober als Benediktiner und großen Nothelfer bezeichnet. Weiter wird auf die Basilika über seinem Grab und die um dieses erbaute Stadt St. Wendel/Saar erinnert, wo die Gräfin von SÖTERN mit dem Grafen NOTGER WILHELM am 10. Februar 1682 durch öffentliche Copulation verbunden worden sei. Die Mitglieder des Konvents von Neresheim sind auch der festen Erwartung, daß der Segen des hl. WENDELIN die gräfliche Familie und ihre Kinder durchs Leben begleiten würde. Gemeint sind damit Graf ANTON WILHELM 1684–1751, Gräfin MARIA ISABELLA ERNESTINE SIDONIA 1686–1746 und Gräfin MARIA THERESE 1690–1766; zwei Kinder waren bereits vor Abfassung unseres Manuskriptes gestorben (MARIA DIANA MAGDALENA, geb./gest. 1682 und PHILIPP WOLFGANG geb./gest. 1689; so nach «Stammtafel des mediatisierten Hauses Oettingen» 1895, 9. Stammtafel).

Die Mönche von Neresheim betonen dann ausdrücklich, daß ihre, der Gräfin gewidmete und von

ihnen überreichte Vita oder Legende des Heiligen, diese geringfügige dunkle Beschreibung die ganze Herrlichkeit des hl. WENDELIN nicht hinreichend an den Tag bringen könne. Doch hoffen sie, daß diese einfältige Feder, mit der sie geschrieben wurde, der Tugend und Hochachtung des Heiligen keinen Eintrag tue. Offenbar hatte die Gräfin eine lateinische Legende über den von ihr verehrten hl. WENDELIN den Mönchen von Neresheim geschenkt und sie gebeten, sie ihr kurz zu verdeutschen. Denn die Mönche reden von einem *von Ihro Exzellenz an uns abgeordnetes und eigenthümlich zugehöriges Tractätlein*, das sie dann in deutscher Übersetzung oder Bearbeitung *Deroselben mit Erlaubnis und tiefster Reverenz gehorsamst dedicieren*, wobei sie bitten, daß ihre Arbeit von der Gräfin als Zeichen *unserer unterhänigsten Devotion* aufgenommen werden möge. Sie offrieren mit allzimmeter (geziemender) Demut diese nach unserer Geringfügigkeit entworfene Materi, und wünschen der Gräfin ein langes und gesundes Leben voll des Wohlstandes und Segens Gottes.

## 5 Der Konvent von Neresheim im Jahre 1691

Der Schluß des Widmungsbriefes gibt den Ort und die genaue Zeit der Abfassung bzw. der Überreichung der deutschen Bearbeitung der WENDELINuslegende an mit den Worten: *Geben in dem Closter auff St. Ulrichsberg bey Neresheim, des hl. Benedic-tiner Ordens in dem Jahr nach der gnadenreichen Geburt 1691.*

Bedauerlich ist bei dieser Jahresangabe das Fehlen eines genaueren Datums der Übergabe dieser klösterlichen Gemeinschaftsarbeit, da die Gräfin bereits am 23. September des gleichen Jahres starb. Ob die Arbeit der Mönche mit einer etwaigen Krankheit der Gräfin und einer Bitte an St. WENDELIN um Gesundung zusammenhing, erfahren wir leider nicht. Nach Angabe des Widmungsjahres bezeichnen sich die Mönche von Neresheim als *Euer Hochgräflichen Exzellenz dienstergebenste Caplanen und Clienten*. Dieser Ausdruck sollte gewiß nicht bloß eine dem Adel gegenüber gebrauchte Floskel sein. Die Mönche von Neresheim versahen nämlich auch von Zeit zu Zeit den Gottesdienst in der alten Burgkapelle zu Katzenstein und waren der Gräfin wohl in mannigfacher Weise zu Dank verpflichtet.

Zu der nun folgenden, auf Blatt 4<sup>v</sup> in zwei Kolumnen aufgeführten Mönchsliste von Neresheim aus dem Jahr 1691 sei vermerkt, daß sie insgesamt 12 Priestermönche, 4 (studierende) Klerikermönche und einen Laienbruder aufführt. Der Konvent zählte somit damals, zusammen mit dem nicht aufgeführten Abt (SIMPERT NIGGL), insgesamt 18 Mit-

glieder, eine Zahl, die für die damalige Zeit ziemlich konstant ist. Warum der Abt nicht genannt ist, erfahren wir nicht. Auch der Grund, warum an erster Stelle der Liste nicht der Prior des Klosters verzeichnet wird, bleibt dunkel. Die Reihenfolge der Mönche wird klar und deutlich ihrem Professalter nach niedergeschrieben, abgesehen vom ersten Namensträger, der als damaliger Subprior vor seinen monastisch älteren nachfolgenden Mitbrüdern aufgeführt wird. Bei jedem Namen wird auch der Herkunfts- (oder Geburts-)ort, vielfach auch das damalige augenblickliche Betätigungsgebiet der einzelnen Mönche in lateinischer Form beigelegt. In unserer Wiedergabe werden Heimat und Beruf in deutscher Sprache wiedergegeben sowie jeweils auch, soweit möglich, Geburts-, Profess- und Todestag beigelegt; als Zeichen der Profess werden zwei Ringe nebeneinander (wie bei Heiratsangaben) verwendet. Folgende Namen kommen in unserer Konventsliste vor:

1. P. FRANZISKUS HAGER, Subprior, Überlingen, \*1637, oo 1657, †1706
2. P. PLAZIDUS SUTOR (SCHUSTER), Granarius (Kastenmeister, Mindelheim, \*1637, oo 1656, †1712
3. P. ULRICH HEUGLE, Sacellanus in aede BMV prope Neresheim (Provisor an der Marienkapelle = ehem. Wallfahrts- und Pfarrkirche, im Friedhof außerhalb der einstigen Stadtmauern von Neresheim gelegen), \*1646, oo 1663, †1717
4. P. DIONYS JACKHER, Beichtvater im Kloster Holzen (Benediktinerinnenkloster bei Donauwörth), Flochberg bei Bopfingen, \*1650, oo 1667, †1717
5. P. GREGOR SCHWEICKHER, Keller- und Küchenmeister (cellarius et culinarius), Wallerstein, \*1650, oo 1668, †1703
6. P. ROMAN KIENLE, z. Z. Professor der Philosophie (am Hausstudium), Augsburg, \*1654, oo 1672, †1713
7. P. LEONHARD HAYDT, Prior, Augsburg, \*1654, oo 1672, †1710
8. P. MAGNUS HEL, Großkeller (oeconomus), Füssen, \*1652, oo 1673, †1711, Abt 1706–1711
9. P. BERNHARD WEINHARDT, Pfarrer in Auernheim, Kirchheim/Ries, \*1651, oo 1677, †1704
10. P. BENEDIKT KAZMAIR, Pfarrer in Ebnat, Mehring bei Augsburg (Moeringanus), \*1654, oo 1677, †1732
11. P. TASSILO POLLINGER, Aushilfspriester (missionarius) in Fultenbach (Benediktinerabtei bei Wertingen/Schwaben), Landsberg, \*1661, oo 1681, †1723
12. P. BONIFAZ HÜCHSTETTER (HOECHSTÄTTER), Lehrer am Klostergymnasium (humaniorum instructor), Augsburg, \*1661, oo 1682, †1709
13. F. ANSELM KLICKH, Günzburg, \*1666, oo 1686, †1730
14. F. ILDEFONS MÖST, Füssen, \*1668, oo 1688, †1707
15. F. COLESTIN BRENNER, Neresheim, \*1670, oo 1690, †1713
16. F. AMANDUS FISCHER, Ochsenhausen, \*1672, oo 1690, †1730, Abt 1711–1729

17. F. NARZISSUS SUTOR (SCHUSTER), Laienbruder (laicus), Mindelheim, \*1643, oo 1671, †1724.

Zum Schluß dieser Konventsliste heißt es: *Omnes professi S.P.Benedicti in monte SS.Uldalrici et Afrae prope Neresheim*, zu deutsch: «Das sind alle Professen des hl. Vaters Benedikt auf dem Berg der hl. Ulrich und Afra bei Neresheim».

## 6 Die Vita des hl. WENDELIN – Aufriß

Mit der vorstehenden Konventsliste vom Jahre 1691 schließt die Einleitung (Blatt 1–4) unseres Manuskripts ab. Es folgt nun die Übersetzung oder deutsche Bearbeitung der Legende des hl. WENDELIN in sechs Kapiteln, wobei die Überschriften durch größere Buchstaben hervorgehoben sind, der Name des hl. WENDELIN selbst aber immer in lateinischer Form und großen Lettern geschrieben wird, während der übrige Text in deutscher Sprache gehalten und in der gängigen Kanzleischrift der damaligen Zeit niedergeschrieben ist. Der Titel und Untertitel (Paragraphen) der Legende sind folgende:

Kap. I. St. Wendelinus, rex Scotiae – St. Wendelinus, Schottländer König

§ 1. Von dem Herkommnen und Vatterland des hl. W. (S. 1/2)

§ 2. Von des hl. W. Rays nach Rom (S. 3/4)

§ 3. Von des hl. W. Rays nach Trier (S. 4/6)

§ 4. Von des hl. W. Absonderung in die Wüsten (S. 6/8)

Kap. II. St. Wendelinus Pastor – St. W. ein Hirt

§ 1. Von des hl. W. wunderbarlicher von Gott gesängneter (gesegneter) Hueten (S. 8/11)

§ 2. Von Mehrung der Herdt durch die Verdienst des hl. W. (S. 11 f.)

§ 3. Von des hl. W. Gespräch mit Christo auf der Wayd (S. 12/17)

§ 4. Von des hl. W. Abschied in die Wuesteney (S. 17/19)

Kap. III. S. Wendelinus Abbas Ord.S.Ben. – der hl. W. ein gaistlicher Vorsteher Ordens des hl. Patriarchen Benedicti

§ 1. Von des hl. W. Erwähnung zue der Abbtey und Regierung des Closters Tholey (S. 20/25)

§ 2. Von des hl. W. Zeichen seiner Heyligkeit an dem Tag abbteilicher Confirmation (S. 25/28)

§ 3. Von des hl. Abbs W. Weisheit in klösterlicher Disziplin zu befördern (S. 28/30)

§ 4. Von des hl. Abbs W. Bereitung zue dem Tott (S. 31f.)

Kap. IV. S. Wendelini mors pretiosa in conspectu domini – des hl. W. Todt, so köstlich in dem Angesicht Gottes ware

§ 1. Von des hl. Abbs W. Abschied aus disem Leben (S. 33/36)

§ 2. Von des hl. W. Begräbnus (S. 37 f.)

§ 3. Von dem Leichnam des hl. W., so wunderbarlicherweis von der Erden wieder ausgesetzt worden (S. 38a/38b)

§ 4. Von dem Leichnam des hl. W., so von beyden Ochsen

in die Wuesteney gezogen worden (S. 38/40)

Kap. V. S. Wendelinus miraculorum patrator – der hl. W. ein Würckher der Wunderthatten

§ 1. Des hl. W. Wunderthatten machen sein Grab glorwürdig (S. 40/44)

§ 2. Die Feinde des hl. W., da sie Gewalt anlegen, werden mit der Blindheit gestraft; da sie den Fehler erkennen (anerkennen), erhalten sie das Gesicht wiederumb (S. 44/47)

§ 3. Des hl. W. gestollener Kirchenschatz geraichtet den Dieben zue ihrem Verderben (S. 47/48)

§ 4. Der hl. W. demmet den großen Gewalt des Feurs zue Saarbrückchen (S. 48/50)

§ 5. Des hl. W. Gebein wird mit großer Solemnität in einer Laden auff den hohen Altar gesetzt (S. 50 f.)

Kap. VI. S. Wendelinus Pater Patriae – der hl. W. ein Vatter des Vatterlandes

§ 1. Durch den hl. W. wird die Statt und Kirchen aus der Feinden Gewalt in die Freiheit gesetzt (S. 52/55)

§ 2. Die Statt S. Wendelini (St. Wendel) wird von ihrem hl. Patronen wunderbarlicherweis von dem Feur errettet (S. 55 f.)

§ 3. Der hl. W. ein Schutzherr seiner Statt (S. 56/61)

§ 4. Von dem Epitaphio oder Grabschrifft, so auf dem Grabstein des hl. W. zu lesen (S. 61/63).

## 7 Die Vita des hl. WENDELIN – Inhalt

Was wird nun in unserer Neresheimer WENDELINS- legende an Tatsachen aus seinem Leben berichtet? Nach Kap. I wurde W. im Jahr 637 in Schottland zur Zeit des Königs FERHARD I. geboren und stammte selbst aus königlichem Geblüt. Schon mit jungen Jahren begab er sich als Pilger über Deutschland nach Rom, wo er vor Papst HONORIUS I. (625–638) sein Glaubensbekenntnis abgelegt haben soll (das hier angegebene Geburtsjahr kann nicht richtig sein, da es mit dem Besuch in Rom bei Papst HONORIUS I. fast zusammenfällt). Mit einer Empfehlung des Papstes sei W. nach Deutschland zurückgekehrt und habe sich nach Trier zu Bischof MODOALD (etwa 614–649) begeben, der W. mit Freude aufnahm. W. blieb nicht lange am Hof des Bischofs, sondern begab sich in die bergige, waldächtige finstere Wüstenei und gelobte ewige Jungfräulichkeit.

Kap. II erzählt, daß W. auf seinen Wanderungen zu einer Burg kam, deren Besitzer ihn als Schweinehirt aufnahm. In dieser Eigenschaft pflegte W. viel zu beten, wofür Gott ihn besonders segnete. Mit Hilfe seines Herrn erbaute W. inmitten der Einsamkeit auf einem Hügel eine Einsiedelei.

Kap. III berichtet, daß sich unweit dieser Einsiedelei die Benediktinerabtei Tholey erhob. Als Beleg hiefür wird der lateinische Text darüber aus G. BUCELIN, Germaniae topo-chrono-stemmatographicae Pars II, Augsburg 1612, S. 290 angeführt. Dieses Zitat kann wohl als Erweis dafür angesehen werden, daß die Mönche von Neresheim sich Mühe gaben, ihrer W.legende einen einigermaßen gesicherten Ausgangspunkt zu schaffen. Die Mönche von

Tholey hätten dann W. zum Abt ihres Klosters gewählt, Bischof MODOALD habe ihn eingesetzt und benediziert. Das Verhältnis zwischen Bischof und Abt sei ein sehr ingiges gewesen, da W. *allzeit den Weg der Vollkommenheit wandelte und seinen Tod stets vor Augen hatte* (vgl. Regel d. hl. Benedikt Kap. 4).

Kap. IV erzählt vom Sterben des hl. W., auf den das Wort des hl. AUGUSTIN bezogen wird: *Non potest male mori, qui vixerit bene* («Nicht kann schlecht sterben, wer gut gelebt hat»). Als der Tag seines Todes nahte, meldete W. das seinem Bischof MODOALD, der zu ihm kam, seine Lebensbeichte abnahm und dem hl. W. die Kommunion spendete, wobei zwei Engel den Kranken stützten und ein mit drei kostbaren Kronen geschmücktes Linnen hielten. W. starb am 21. Oktober, dem Todestag der hl. Jungfrau URSULA von Köln. Das Begräbnis nahm Bischof MODOALD vor, wobei rings um das Grab brennende Kerzen aufgestellt waren. Da W.s Leichnam aber merkwürdigerweise keine Ruhe an diesem Begräbnisort fand, beschlossen die Mönche, den Leichnam auf einen Wagen zu heben, zwei Ochsen vorzuspannen und diese dann allein den Weg laufen zu lassen. Das Gespann sei von zwei Engeln bis zum sog. Tholeyer Felsen unfern des späteren St. Wendel geleitet worden. Hier sei der erste Halt bzw. die erste Ruhestätte des Heiligen gewesen, weshalb hier später eine Kapelle erbaut wurde, woran *heute noch* (d. h. zu Ende des 17. Jahrhunderts) ein Steinkreuz erinnert. Dann ging der Zug weiter auf einen kleinen Berg in der Nähe, wo dann St. W. endgültig beigesetzt worden sei.

Kap. V unserer Vita weiß zu melden, daß sich mit der Zeit um das Grab eine Kapelle zu Ehren der hl. MARIA MAGDALENA erhob, Gasthäuser für die Pilger erbaut wurden und schließlich ein zierliches Städtlein mit einer Ringmauer erbaut wurde, genannt St. Wendel. Weiter wird mitgeteilt, daß im Jahr 1317 Erzbischof BALDUIN von Trier (1307–1354) die Stadt St. Wendel von Graf JOHANN von ZWEIBRÜCKEN erkaufte und im Lauf des folgenden Jahres neben der Magdalenenkapelle mit dem Grab des hl. W. eine Pfarrkirche erbaute, die im Jahr 1360 von Bischof BOEMUND von Trier (1354–1362) geweiht wurde. Dieser Bischof BOEMUND erwarb auch von Herrn HEINRICH von der LEYEN das Patronatsrecht über die Pfarrkirche und stiftete eine Ampel mit ewigem Licht zum Grab des hl. W. Seine Reliquien erhob er anlässlich der Kirchweihe 1360 aus der Magdalenenkapelle und übertrug sie an Pfingsten dieses Jahres in die neue Pfarrkirche, wo sie *hinter den Hochaltar des Chores* beigesetzt wurden. Bis zur Reformationszeit seien dann die Reliquien während der Pfingsttage in St. Wendel von einer Kirche zur anderen getragen worden; allmählich hörte dann dieser Prozessionsbrauch auf. Viele Wunder wurden im Lauf der Zeit dem hl. W. zugeschrieben, vor allem die Rettung der Stadt Zweibrücken im Jahr 1417 vor einem Großbrand. Zum Dank hiefür stiftete die Gemahlin des Grafen PHILIPP von NASAU einen Kelch zu Ehren des Heiligen und setzte eine jährliche Rente zu Gunsten des Kirchenheiligen fest. Im Jahr 1506 ließ Bischof JAKOB II., Markgraf von BADEN (1503–1511) den Sarg des Heiligen öffnen, die Reliquien

in einen neuen *Laden* (Sarkophag) umbetten und auf den Hochaltar übertragen. Von dieser Zeit an wurde das sog. Translationsfest des hl. W. gefeiert.

Kap. VI weiß von verschiedenen Gegnern der Heiligen verehrung zu erzählen. Besonders wird der Kampf der FRANZ und JOHANN von SICKINGEN gegen die Stadt St. Wendel im Jahr 1522 erwähnt, wobei eine Reihe von adeligen Verteidigern der Stadt den Tod fand und namentlich aufgeführt werden, so BERNHARD von LINZ, genannt ROBIN, TILMAN BRAUN von Schmidburg, HEINRICH WALDECK von Camp, HEINRICH von ELTZ, ADAM von SÖTERN und ANTON von der LEYEN. Schließlich mußte aber JOHANN von SICKINGEN fliehen, fiel dabei in die Hände des WILHELM von ZABERN und wurde wie sein Vater zu Landstuhl hingerichtet. Schließlich wird in unserer Vita noch der große Brand des Jahres 1588 erwähnt, der die Stadt St. Wendel heimsuchte, aus dem sie durch die Fürbitte des hl. W. gerettet wurde.

Der Schreiber unserer lateinischen WENDELINSVITA bzw. der Redaktor derselben unter den Mönchen von Neresheim war offenbar mit dem geringen historischen Inhalt seiner Vita nicht ganz zufrieden. Deshalb betont er am Schluß, daß *infolge der verzehrenden Zeit . . . durch schon verloffene 1000 Jahr . . . gar wenig oder fast einiger Buchstaben nit auf die Bahn zu bringen war*. Doch hofft er mit den übrigen Mönchen von Neresheim, daß vielleicht diese sehr wenigen Zeilen in etlichen Gemütern einen Widerhall finden, zu welchem Ende die vorliegende Schrift der Gräfin MARIA SIDONIA samt ihrem Gemahl NOTGER WILHELM gewidmet ist. Der Schreiber der Vita wünscht zum Schluß, daß der hl. W. die gräfliche Familie samt ihren Kindern und den beiden Grafenhäusern von SÖTERN und ÖTTINGEN-BALDERN behüten und in seinen Schutz nehmen wolle.

## 8 Das Grabepitaph und seine Inschrift

Anschließend an das Ende unserer Vita erwähnt der Schreiber noch die lateinische Inschrift, *so in der Kapelle der hl. Maria Magdalena noch heutigen tags (Ende des 17. Jahrhunderts) in einen Stein eingehauen zu lesen* (S. 61 f.) ist. Der Sechszeiler lautet:

*Hoc sub sarcophago  
Wendlini carnis imago  
Est transformata,  
sed ossibus inde levata;  
Capsis conclusus  
in templo sanctos ad usus,  
Est hic praesenti  
mundo tristisque dolenti  
Qui semper signa  
facit ac miracula digna.  
Nos prece sanctorum  
choris jungatque polorum.*

---

Nebenstehend: Der Wendelins-Altar im Kloster Mönchsdeggingen.



WENDELIN

O WENDELIN steh mir bei  
Mein hilf und du wirst mein segen

Der Schreiber unserer Vita gibt diese Inschrift aus der Zeit des Humanismus des 16. Jahrhunderts, *in das Deutsche vertiert*, mit folgenden umschreibenden, allzu freien Worten des späten 17. Jahrhunderts wieder:

Hier unter diesem Stein

vor viel Zeiten, vor viel Jahren,  
ist der Sarch verborgen waren  
Abben Wendelini Bein.  
Endlich hat man sie erhoben,  
Gott in seinem Freund zu loben,  
in ein Laden eingeladen  
und gesetzet onverletzet  
auf den Choraltar hoch oben.

Nun lieget hoch empor

Wendelinus in dem Kasten,  
und glorwürdig er tut rasten  
mit viel Zeichen in dem Chor.  
Alle, so dahin sich wenden,  
und mit G(e)lübden sich anländen,  
Heil erwerben, nicht verderben,  
Hilf und Gnaden auf sich laden,  
Trost und Freud in Leid erfinden.  
Aus höchstem Himmels Thron  
Wendelinus zu uns wende  
sein Verdienen und absende  
ein(e)st Purpur und die Cron;  
nämlich wenn hier von der Erden  
wird die Seel entfernet werden,  
daß sie grüße und ersprieße  
ihr die Freuden nach dem Schaiden  
und der Friden nach Beschwärdnen.

## 9 Beurteilung unserer Neresheimer VITA S. WENDELINI

Was ist über unsere Neresheimer WENDELINsvita, wie man unser Manuskript des späten 17. Jahrhunderts wohl nennen darf, zu denken und wie ist sie zu beurteilen?

Im wesentlichen liegt ihr die spätmittelalterliche, wohl aus dem 15. Jahrhundert stammende Legende zugrunde, die zuletzt A. SELZER in seinem umfassenden Werk «St. Wendelin. Leben und Verehrung eines alemannisch-fränkischen Volksheiligen», Saarbrücken 1936, Seite 7 ff. behandelt hat. In diesem Werk werden auch die Fragen, ob WENDELIN gelebt, ob er je Abt von Tholey gewesen, ob er in St. Wendel seine Grabsstätte erhalten, und alle übrigen Daten und Mitteilungen unserer Vita eingehend erörtert. Desgleichen kennt SELZER die einzelnen spätmittelalterlichen Daten über das Grab des Heiligen (S. 130 ff.) wie auch die lateinische Inschrift des einstigen Grabepitaphs (S. 139). Die Neresheimer WENDELINsvita, deren lateinische Quelle wir nicht näher kennenlernen, bleibt somit ganz im Rahmen der bisher geltenden WENDELINstradition.

Neu ist in unserer Vita einmal der Hinweis auf Beziehungen zwischen dem gräflichen Haus BALDERN-SÖTERN zum hl. WENDELIN und seinem Heiligtum in St. Wendel. Noch nicht bekannt war bisher auch die Konventsliste aus Neresheim vom Jahre 1691 mit ihren einzelnen Angaben, noch weniger der Umstand, daß sich offenbar der ganze Konvent von Neresheim im Jahr 1691 oder schon vorher mit der Legende des hl. WENDELIN beschäftigte. Mochte dieser auch in der Abtei Neresheim selbst keine liturgische Verehrung genießen – in einem liturgischen Kalender der Abtei vom Ende des 16. Jahrhunderts findet St. Wendelin keine Erwähnung –, so ist doch bemerkenswert, daß der Laienbruder und Maler ANTON RISSI aus der Abtei Ettenheimmünster, der in Neresheim in den Jahren 1690/1693 weilte, im Jahr 1694 in der benachbarten Abtei Mönchsdeggingen, die ebenfalls unter der Vogtei der Grafen von ÖTTINGEN-WALLERSTEIN wie Neresheim stand, ein großes Altarbild mit dem hl. WENDELIN malte, das noch heute ein Schmuckstück dieser künstlerisch so reichen barockisierten Abteikirche ist. Man darf es wohl als sehr wahrscheinlich annehmen, daß die in Neresheim entstandene Wendelinusstudie für unseren Mitbruder ANTON RISSI die geistige Unterlage bot, um das schöne Altarbild des hl. WENDELIN im rechten Seitenschiff der ehemaligen Benediktinerabteikirche zu Mönchsdeggingen fast gleichzeitig in eindrucksvoller Weise schaffen zu können.

## 10 Ein unbekanntes WENDELINUSlied mit Melodie

SELZER kommt in seinem Werk auch auf «St. Wendelin in der Dichtung» (S. 355 ff.) zu sprechen. Er führt dabei u. a. nicht weniger als über 20 Dichtungen oder Lieder zu Ehren dieses Volksheiligen an. Auch unsere Neresheimer WENDELINUSvita bringt als Abschluß ein Lied zu Ehren des hl. WENDELIN, und zwar in nicht weniger als zwölf Strophen. SELZER kennt das Lied der Neresheimer Handschrift nicht. Auch in der Augsburger Diözese scheint der Heilige keine größere Verehrung genossen zu haben. Wo der etwas breite Neresheimer Liedtext herstammt, wissen wir vorläufig nicht. Er ist wieder im Stil des ausgehenden 17. Jahrhunderts gehalten und lautet (Seite 63–70):

Ein neues Gesang, componiert zu Ehren des hl. Abten Wendelini.

1. Auserwählter Gottesfreund Wendeline, dich zu ehren und zu preisen wir begehrn dir ergebne ganze Gmaindt – Dir zu Lob sei dies gesungen, weil die Lieb uns hat bezwungen, deine Ehren zu vermehren und mit Worten alerorten dich zu rühmen hat gezwungen.

Ein neues Gebang, componiert,  
 die Ehren des heiligen Väters Wendelin.  
 I  
 äußerwöhlter godes Freis Wende  
 line dich zuehnen und zuepreissen wärde  
 gebren dir engelne gantze gnaindt  
 Dir zue Ab segn dis gefüngenu, weil sic  
 lieb uns hat gezwungen, Deine ehren  
 zu ermecken, und mit worten aller arten  
 sich zu kümmern hat gezwungen.

2. O Fürbitter und Patron, unser Demut zu erweisen, vor dir auf den Knien kraßen und anstimmen diesen Ton. Höre an doch unser Singen, so wir in die Höhe schwingen, aus der Seelen, Mund und Kehlen, ganz demütig, ehrerbietig zu dir durch die Wolken dringen.
3. Durch Verachtung, Höll und Welt, durch Verdienst und strenges Fasten pflegtest Guttat von dir geben, allen, die dein Hilf erwählt. Großer König aus dem Stammen, jetzt glorwürdig in dem Namen, deine Gnaden und Wohltaten, auf der Erden laß uns werden und genießen hier zusammen.
4. Aus dem Herzen seufzen wir, Wendeline, Gnad-erfinder, ach, wir schwachen Adamskinder! Alle fliehen wir zu dir. Bist ein Vater aller Kleinen, die es wohl von Herzen meinen nach Begehrnust gewähren. Was wir hoffen, steht uns offen durch die Fürbitt alle Deinen.
5. Die ablegen ihre Bitt in der höchsten Not und Schaden. Ach, was große Wundertaten, Wendeline, bringst du mit! Dies bejahren, so erfahren deine Hilf in ihren Jahren, die gesehen achtmal zehn, die in Wiegen kraftlos liegen aller Zeiten ganze Scharen.
6. Schwanenweiße alte Greis, so bezeugen, was ich finde, Lahme, Stumme, Taube, Blinde sein genesen haufenweis. Viel Elenden, viel Betrübten, Wendelino ganz verliebten, frische Sonnen hat Gott gonnen: alles Leben wurd gegeben jedem, also der sich übte.
7. Die Sant Wendel haben wert, allen, allen tut gelingen, alle alle darvon bringen, Heil und Hilf, so sie begehrt. Er abtreibet alles Leiden, führet ein trostvolle Zeiten. Er erfreuet und erneuet Aug und Herzen, ohne Schmerzen teilet aus die Zweig der Freuden.
8. Dich dann nit von uns abkehr, o du heller Morgenstern. Wir zu sehen dich begehren hier in diesem Zähren-meer. Der in Benedicti Orden bist gebenedeitet worden deine Gnaden zu entladen, daß den Segen nach Vermögen wir erhalten da und dorten.
9. O du Rosen der Unschuld und der Keuschheit reine Lilgen, alle Lasten auszutilgen mach uns stehen in Geduld. Hilf uns kriegen, hilf uns siegen, alle Feind teils unterlegen, teils zertrümmer, damit nimmer sie die Sündenmaschen binden, sondern gleichist sich abfügen.
10. Durch Sankt Wendel deinen Freund, ach, o Jesu höchster König, bitten wir ganz untätig, höre an dein christlich Gmeind. Schau wir bucken Herz und Rucken zu Dein Füßen, wie wir müssen, und dich loben mit viel Proben, bis die Auen anzuschauen uns alldorten laß genießen.
11. Vor des Allerhöchsten Thron, Wendeline, Auserwählter! Der du bist ein wohlbestellter Beistand, Helfer und Patron! Mit dem Hirtenstab umschlage, und die Wölfe von Schafen jage. Dann beschirme und bestürme, die Herd beschütze, tapfer blitz, bis der Höll-wolf sich vernage.
12. Der Verdiensten Ström ausgieß, Wendeline, laß erbarmen, uns erhalt mit Gnadenarmen, mache, daß es uns erspriß! Ach wir bitten, schau, wir schütten aus die Sinnen, zu gewinnen Ruhe, Heil, Leben – selig Schweben – ach anblicke und abschicke ewig Cronen, Reich und Thronen. Amen.

Da dieses WENDELINUSlied in unserer Handschrift ausdrücklich als *ein neues Gesang* bezeichnet wird, ist es möglich, daß das Lied erst in Neresheim gedichtet wurde. Auch die in der Neresheimer Handschrift dem Lied beigegebene Melodie könnte wohl aus der Abtei Neresheim selbst stammen. Verständnis für Musik, für Singen oder für Instrumentalmusik war in den Benediktinerklöstern des 17. und noch mehr des 18. Jahrhunderts etwas Selbstverständliches, im 18. Jahrhundert sogar Vorbedingung für die Aufnahme ins Noviziat. Zudem finden sich unter den Konventsmitgliedern, die für das Jahr 1691 angeführt wurden, nicht weniger als drei, die sich als Leiter der in der Abtei Neresheim zu Ende des 17. Jahrhunderts heimischen Pflege der Musik auszeichneten und deshalb unter den Ämtern, die sie im Lauf ihres klösterlichen Lebens in Neresheim betreuten, den Titel eines *Musikdirektors* führten. Es waren das P. LEONHARD HAYDT, Prior, der auch der Begleiter des Abtes SIMPERT NIGGL auf seiner Fahrt nach Konstantinopel 1699/1701 mit

GRAF WOLFGANG IV. von ÖTTINGEN-WALLERSTEIN als kaiserlichem Friedensbotschafter war, worüber er uns ein hochinteressantes Reisetagebuch hinterließ. Außerdem werden noch die Patres ANSELM KLICK und ILDEFONS MÖST, die 1691 noch als Kleriker dem Konvent angehörten, für ihr späteres Leben als Leiter der Klostermusik aufgeführt. Musikalische Werke dieser drei Neresheimer Mönche sind bis jetzt namentlich nicht bekannt geworden, zumal die ganze Frage «Neresheim und die Pflege der Musik» noch einer gründlichen Erhellung bedarf. Über die Melodie des Neresheimer WENDELINUSliedes äußert sich mein Mitbruder, P. HUGO WEIHERMÜLLER, Organist unserer Abtei, also: *Der «new Gesang, componiert zue Ehren des heyligen Abten Wendelini» mit seiner gefälligen und eingängigen Melodie, hat den typischen Charakter des barocken Kirchenlieds am Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Die kindliche Fröhlichkeit der Melodie beruht wohl auf den einfachen, melodischen Tonschritten und dem Rhythmus der punktierten Achtelnoten. Der im Sopranschlüssel notierten Singstimme ist eine spärlich bezifferte Generalbaßstimme beigegeben. Die schlichten Begleitharmonien bestätigen die naiv heitere Frömmigkeit des Liedes.*

## Buchbesprechungen

### Vorbemerkung der Redaktion:

Das wollen wir doch einmal ganz deutlich feststellen: Auf den folgenden Seiten werden Bücher *besprochen* und nicht einfach nur empfohlen. Rezensionen sind Meinungsäußerungen über Bücher – und nicht werbende Hinweise. Werbung findet – gegen Geld – in den Anzeigen statt. Und nicht – gratis – im redaktionellen Teil.

Wenn einer ein Buch bespricht, dann muß er seine Meinung über dieses Buch sagen dürfen. Gewiß, wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen, und es klingt hohl, muß es – nach LICHTENBERG – nicht unbedingt *in dem Buche* sein. (Aber auch nicht immer *in dem Kopfe!*)

Niemand muß dem Rezidenten sein Urteil ungeprüft abnehmen – aber jeder muß ihm das Recht auf diese Meinung lassen. Auch wenn der Leser der Rezension zugleich Autor oder Verleger des besprochenen Buches ist: Wer ein Buch veröffentlicht, stellt sich damit der Öffentlichkeit – und zugleich der öffentlichen Kritik. Das gilt auch, wenn es «Kleinholz» gibt – will sagen, wenn ein Buch «verrißt» wird oder wenn beim Abwagen von Vorzügen und Mängeln diese vielleicht ausführlicher oder deutlicher formuliert werden als die Vorteile. Schließlich: ein schlechtes und dabei belangloses Buch würde man mit Schweigen übergehen. Daß etwas kritischer Auseinandersetzung für wert befunden wird,

zeigt schon an, daß es zumindest nach seinem Anspruch oder auch nach dessen Erfüllung einen gewissen Rang hat. Wenn auf Mängel, Schwächen oder Fehler hingewiesen wird, sollte das als Anregung verstanden werden für weitere Auflagen; es sollte den Leser aufmerksam machen, damit er das Buch nicht ohne kritische Aufmerksamkeit liest oder benutzt. Es soll ferner andere Büchermacher auf das hinweisen, was man alles an Fehlern machen – oder auch vermeiden kann. Buchbesprechungen sind keine Werbetexte, auch nicht höchstrichterliche Entscheidungen, sondern Meinungen, die als Beiträge zu öffentlicher Diskussion geäußert werden.

### Jubiläumsgaben

RAINER JOSS: *Esslingen im Mittelalter*. Katalog zur Ausstellung des Stadtarchivs Esslingen im Alten Rathaus vom 11. November bis 5. Dezember 1976, Esslingen.

Dieser kleine und äußerlich bescheiden wirkende Katalog zu der leider nur allzu kurz geöffneten Ausstellung über die mittelalterliche Geschichte Esslingens soll hier deshalb angezeigt werden, weil er inhaltlich weit über das hinausgeht, was gemeinhin derartige Ausstellungskataloge leisten. In Wahrheit handelt es sich hier um ein sehr solide gearbeitetes Kompendium der Esslinger Geschichte im Mittelalter, ja mehr noch: um eine modellhafte Darstellung all dessen, was eine mittelalterliche Stadt ausgemacht hat, demonstriert am Beispiel Esslingens.

So bildet dieser Katalog auch für den, der die Esslinger Ausstellung nicht gesehen hat, eine instructive Einführung in das komplexe Thema «Stadt des Mittelalters». Die Anfänge der städtischen Siedlung, die Entstehung der kommunalen Selbstverwaltung, verfassungs-, sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Entwicklungen werden ebenso berücksichtigt wie das Verhältnis zwischen Bürgergemeinde und kirchlichen Einrichtungen wie Pfarreien, Klöstern und Spitäler. Man kann nur hoffen, daß der Verfasser diesen didaktisch so überzeugend konzipierten Katalog eines Tages umformt zu einer entsprechend angelegten allgemeinen Einführung in die Stadtgeschichte Esslingens in Buchform. Denn in der eher vorläufigen Form eines Katalogs ist hier bereits modellhaft alles enthalten, was notwendig ist, um heute Stadtgeschichte einem breiteren Publikum einprägsam präsentieren zu können, vor allem die unerlässliche Verknüpfung allgemeiner wissenschaftlich gesicherter Forschungsergebnisse zum Thema «Stadt» mit der individuellen historischen Entwicklung einer einzelnen Stadt. Solche stadtgeschichtlichen Darstellungen fehlen aber leider noch immer weitgehend.

Peter Eitel

**OTTO BORST: Geschichte der Stadt Esslingen am Neckar.** Bechtle Verlag Esslingen am Neckar 1977. 544 Seiten, 19 Karten, Pläne und graphische Darstellungen, 20 Bildtafeln, davon 4 mehrfarbig. Leinen DM 39,80.

Zum Jubelfest den Prachtband über Esslingens Geschichte – von wem sonst als von OTTO BORST, der sich mit diesem Werk «nach 22 Jahren von seiner Wirkungsstätte im Esslinger Stadtarchiv verabschiedet». (So Oberbürgermeister EBERHARD KLAPPROTH in seinem Geleitwort.) Nicht das erste Esslingen-Buch des Verfassers, wohl aber sein – in jeder Beziehung – gewichtigstes. Nach erstem, vorläufigem Studium scheint die Charakteristik zutreffend, die der Verfasser seinem Buch im Vorwort mitgibt: *Vorliegendes Buch ist der erste Versuch einer wissenschaftlich-kritischen Esslinger Stadtgeschichte. Er ist freilich verknüpft mit der Absicht, nicht nur dem Fachmann eine Handvoll neuer Materialien zu liefern, sondern auch einen Leser zu haben. Die – zugegebenermaßen weitgefaßte – «Zielgruppe» korrespondiert mit dem inhaltlichen Ziel des Buches und wohl überhaupt mit dem, was Stadtgeschichte heißen mag. «Stadt» ist, wenn man einmal von statistischen, soziologischen, geographischen Definitionen absehen will, das immer gewagter und immer bedrängter werdende Unterfangen, dem Pluralismus menschlichen Zusammenlebens sein Gehäuse zu geben. Der Dialog ist eine der elementarsten Ausdrucksformen städtischen Lebens: Mittel, zur Menschlichkeit zu erziehen und aus verabsolutiertem Machtdenken sich zu befreien.* Daraus ergibt sich eine flüssige, lesbare, fast spannende Darstellungsweise, die – bei einem Interesse – fast jedem zugänglich ist. (Das Kleingedruckte der unendlich vielen Anmerkungen mag lesen, wer auf Wissenschaftlichkeit abhebt und weiterforschen will – sie ergänzen den Text, aber sie belasten ihn nicht.)

Aus dem Programm (und zum Teil auch aus dem Gegenstand) hat es sich ergeben, daß hier tatsächlich Geschichte eines Gemeinwesens geschrieben worden ist; von den Esslingern ist die Rede, von den Leuten, die in dieser Stadt

gelebt und gearbeitet haben. Da ist es nur zu verständlich, daß Verkehr und Wirtschaft mindest so wichtig sind wie das, was sonst oft ähnliche Werke übermäßig bestimmt: die sogenannten großen Männer und wichtigen Ereignisse der Geschichte. Folglich ist schon das auf S. 170 beginnende Kapitel überschrieben: *Banken und Barchent*, folglich weisen die historischen Erörterungen von da an immer zunehmend auf Bezüge zum Heute. Die alte Historikerfrage, *wie es denn eigentlich damals gewesen sei*, wird auf wohlende Weise immer wieder umgekehrt in die verbindlichere, wie es – das Heutige nämlich – *eigentlich geworden sei*. Und das setzt voraus, daß die jüngste Geschichte – etwa seit dem Merkantilismus, vor allem aber im 19. und 20. Jahrhundert – ausführlicher als meist üblich – nach den Veränderungen in den eher alltäglichen, werktäglichen Bereichen abgeklopft wird. Dies geschieht in diesem Werk; und dies erleichtert es dem historisch Unbefangenen und Ungeübten – dem Durchschnittsbürger also –, Schritt um Schritt verstehend in die weiter zurückliegenden Abschnitte der Geschichte einzudringen. Willy Leygraf

**VOLKER HIMMELEIN: Eberhard, der mit dem Barte.** Bilder und Stationen aus seinem Leben. Eine biographische Studie. Rainer Wunderlich Verlag Tübingen 1977. 144 Seiten mit 42 farbigen, meist ganzseitigen Abbildungen, Großformat, Leinen DM 56,-.

Mit seinem Buch über Graf EBERHARD IM BART, den Gründer der Tübinger Universität, ist es VOLKER HIMMELEIN gelungen, den Reigen der Veröffentlichungen zum 500jährigen Jubiläum der Universität glanzvoll zu eröffnen. HIMMELEIN beginnt mit einem Bericht des Propstes HANS SPANLIN, der den Grafen EBERHARD in Urach tauft. In der Beschreibung der Taufe, der daran beteiligten Personen und ihrer Beziehung zueinander entwirft HIMMELEIN ein Bild von der Welt, in die Eberhard hineingeboren wurde. Stets ist er mit Erfolg bemüht, die weiteren Lebensstationen Graf EBERHARDS in einen größeren zeit- und geistesgeschichtlichen Zusammenhang einzubetten: etwa in die Auseinandersetzung der beiden Onkel EBERHARDS, des Kurfürsten FRIEDRICH VON DER PFALZ und Graf ULRICHS VON WÜRTTEMBERG, um die Vormundschaft und das daraus resultierende Entstehen der württembergischen Landstände. Daß HIMMELEIN manches aus dem Leben EBERHARDS herausgreift und ausführlicher darstellt, anderes nur streift, wird nicht nur durch den Untertitel eine biographische Studie gerechtfertigt: Die relativ friedfertige und auf Ausgleich bedachte Politik, die zur Wiedervereinigung des Landes und zur Erhebung der Grafschaft zum Herzogtum führte, und das Engagement des Nichtlateiners für die Wissenschaften, das noch heute durch die Gründung der Universität Tübingen bezeugt wird, durften mit gutem Grund breiter beschrieben werden. Hat doch beides die Geschichte des deutschen Südwestens bis in die heutige Zeit hinein mitbestimmt.

Ein besonderer Reiz des Buches liegt in der herrlichen, durchweg farbigen Illustration. Die Bilder – in bestechenden Farben und hervorragend photographiert – sind trefflich ausgewählt. Jedes für sich ist eine kleine Kostbarkeit

(manche Erstveröffentlichung!). Sie zeigen den Grafen mit und ohne Bart, seine Verwandten, seine Ratgeber, Stätten seiner Wirksamkeit, dokumentieren seinen Einsatz für die Wissenschaft, ja berücksichtigen sogar sein Nachleben im 18. und 19. Jahrhundert. Besonders beeindruckend sind die Darstellungen der gräflichen Devise «Attempo» in Verbindung mit EBERHARDS Symbol, dem Palmbaum (S. 41, 63, 65). Hier kommt auch das Finderglück des Autors am deutlichsten zum Ausdruck. Doch gerade im Zusammenhang mit den Bildern bleiben einige, gewiß kleine, Wünsche offen. Der Bildernachweis ist oft zu knapp, so daß ein Auffinden der Originale unnötig erschwert wird. Der direkte Bezug zwischen Bild und Text fehlt häufig, ja mitunter trennen die wiederholt hintereinander gereihten Bilder den Text (der Text wird auf Seite 62 mitten im Satz unterbrochen und erst wieder auf Seite 81 fortgesetzt). Mißlich ist, daß die – leider meist recht knappen – Bilderläuterungen nicht den Bildern gegenüber stehen, sondern jeweils auf der Rückseite. Seite 42 datiert eine Bilderläuterung die Fahrt ins Heilige Land auf 1268 (richtig 1468) und moniert einen fehlenden Buchstaben bei «ATTEPTO», übersieht aber, daß der fehlende Buchstabe «M» durch einen liegenden Strich über «TE» angezeigt ist. Seite 56 nennt die Bildunterschrift Sindelfingen als Witumgut der Mutter des Grafen EBERHARD, erklärt aber nicht, daß das Mitwirken MECHTHILDS bei der Universitätsgründung allein wegen ihres Patronatsrechts am Chorherrnstift erforderlich war. Zu berichtigten wäre, daß Güterstein (die Grablege der Eltern EBERHARDS) kein Zisterzienserklösterlein (S. 9), sondern eine Propstei des Benediktinerklosters Zwiefalten war und nicht Graf EBERHARD die Karthause eingerichtet hat (S. 97), sondern sie schon 1439 gewaltsam installiert wurde; die Berater EBERHARDS, die Brüder LUDWIG und JOHANNES VERGENHANS stammen nicht aus einfachen Verhältnissen (S. 93), sondern waren reich begütert, kumulierte die einträglichsten kirchlichen Pfründen und waren zudem mit Graf EBERHARD, wenn auch illegitim, verwandt. Nachzutragen wäre, daß EBERHARD im Konstanzer Bischofsstreit 1474 zwar zunächst kaisertreu war (S. 85), aber, um die geplante Universitätsgründung nicht zu gefährden, schon 1476 zur päpstlichen Partei gewechselt hat.

Doch diese Wünsche und Berichtigungen können den durchweg sehr guten Gesamteindruck des Buches nicht beeinträchtigen. Der Text ist verständlich, flüssig und geradezu spannend geschrieben und verrät eine profunde Sachkenntnis; die Bilder sind schlichtweg einmalig.

Wilfried Setzler

**THEODOR HAERING: Der Mond braust durch das Neckartal.** Ein romantischer Spaziergang durch das nächtliche Tübingen nebst allerlei nützlichen und kurzweiligen Beobachtungen über Gott und Welt, Raum und Zeit, Natur und Geist und insonderheit über die Menschen untereinander. Zum 500jährigen Bestehen der Eberhard-Karls-Universität neu herausgegeben von STEPHAN KAI SER und illustriert von CHRISTOPH BRUDI. Rainer Wunderlich Verlag Hermann Leins Tübingen 1977. 200 Seiten, 12 Zeichnungen. Gebunden DM 25,-.

Für uns ist dieses Bild Tübingens zurückgedrängt wie so manche Erinnerung an Historisches: für THEODOR HAERING war's weithin wenigstens in Erinnerung und Bewußtsein noch gegenwärtig; heute bedarf es der Hinweisung und Verdeutlichung durch ein Buch wie dieses, das gerade recht zum Jubiläum der Universität Tübingen neu herausgekommen ist: Es beschwört und vergegenwärtigt mehr Bilder und deutlichere Anschauung als ein noch so großartiger Bildband. Es ist ein erfreulicher Nebeneffekt, daß dabei auch die Persönlichkeit des Autors wieder deutlicher hervortritt, jene liebenswürdige Mischung aus Lehrsamkeit und Mitbürgertum, die wie kaum eine sonst zur Unteren wie zur Oberen Stadt Tübingens gehörte. 1935 war dieses Buch ein gelungener Versuch, sich Tübingens zu vergewissern, einer Universitätsstadt mit all ihren romantischen Winkeln, mit ihrer Geschichte und ihren Geschichten, mit ihren Helden und ihren Originalen. Und heute ist auch die damalige Gegenwart schon Geschichte, überrollt von Studentenlawine, Industrieansiedlung, Universitätserweiterung – aber gerade noch in Spuren erkennbar. Und deshalb ist es gut, diesen kundigen und nachdenklichen Wanderer THEODOR HAERING zu begleiten von der Wurmlinger Kapelle über Spitzberg und Schloß, durch die Stadt Tübingen mit allem, was damals noch Umgebung war, heute aber längst von Stadt überwuchert oder zumindest auf Reste zurückgedrängt ist. In sparsamen Fußnoten hat der Herausgeber angemerkt, wo HAERINGS Beschreibung nach rund vierzig Jahren nicht mehr zutrifft; an einer solchen Stelle findet man auch den Hinweis, daß der Titel dieses Buches nicht etwa – wie meist angenommen – von dem *Ochsenmetzger und Dichter* CHRISTIAN SPÄTH stammt, sondern von einem Heidelberger Anonymus aus den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Aber erst in Tübingen gewann der Vierzeiler seine bei HAERING zitierte Fassung: *Der Mond braust durch das Neckatal, / Die Wolken sehen aus wie Stahl, / Und in den Straßen sieht man nix / Als nur die Tücke des Geschicks.*

Willy Leygraf

**HERMANN BAUMHAUER und JOACHIM FEIST: Das Ulmer Münster und seine Kunstwerke.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1977. 108 Seiten, 71 Kunstdrucktafeln, davon 11 farbig. Leinen DM 28,-

HERMANN BAUMHAUER berichtet u. a. über die Baugeschichte, die Portalplastik, das Chorgestühl und über die Altarwerke; JOACHIM FEIST hat diese Ausführungen mit zahlreichen Schwarz-Weiß-Fotos und einigen Farbtafeln illustriert. Die im Klappentext als *erlesene Fototafeln* ausgezeichneten Abbildungen sind von unterschiedlicher Qualität. Manche, besonders die Farbtafeln, brillieren. Ein Zwiegespräch zwischen Fotos und Text ist oft nicht möglich: Einige abgebildete Altäre oder Glasfenster werden im Text nur kurz erwähnt, ausführlich beschriebene Kunstwerke aber kann man manchmal im Tafelteil nicht finden. So kann man oft nicht nachvollziehen, wie der Autor zu seinen Interpretationen gelangt ist – und diese sind manchmal in der Tat so eigenwillig, daß man sie gerne durch Anschauung überprüfen möchte: In der *Geburt Mariens* – einer Szene des Anna-Marien-Fensters im Chor –

sieht BAUMHAUER das *bürgerlichste Mittelalter* dargestellt. Doch in der Wochenstube der Anna entdeckt man eine Magd und eine Dienerin bei der Arbeit, musizierende Engel und ein Krönlein auf dem Kopf des Neugeborenen. Das ist nicht bürgerlich, sondern aristokatisch. Man muß aber noch genauer sein: Hier wird keine Alltagsszene geschildert, sondern eine symbolische Situation: Magd und Dienerin verweisen auf die irdische Macht der Gottesgebärerin, das Krönlein auf die künftige Himmelskönigin. BAUMHAUER ist manchmal ein wenig knapp und andeutend in seinen Mitteilungen. Man erfährt z. B. nicht, warum die Bautätigkeit am Ulmer Münster über 300 Jahre ruhte. Freilich, die reformatorischen Ideen veränderten im 16. Jahrhundert die geistigen Voraussetzungen, denen das Bauwerk sein Dasein verdankte. Doch kurze Zeit später setzte ja die Gegenreformation ein und damit eine fast hektische Bautätigkeit gerade in Süddeutschland. Warum übersah man zu dieser Zeit das Ulmer Münster – und: Warum besann man sich erst wieder im 19. Jahrhundert auf Ulms große mittelalterliche Leistungen? Nun, seit dem 15. Jahrhundert galt das Gotische, gemessen am Kunstideal der Renaissance, als das Barbarische. Erst seit Goethe das Straßburger Münster emphatisch gewürdiggt hatte, fand man wieder einen neuen Zugang zur Kunst der Gotik. Und dann sollte man in Kunstbeschreibungen doch auch die für das Verständnis der biblischen Gestalten notwendigen Informationen geben – zumal es sich ja auch, wie im Klappentext hervorgehoben wurde, um einen Kirchenführer handelt. Wer weiß denn schon, daß Jacobus Maior derjenige Apostel ist, der seit der Himmelfahrt Christi in Spanien predigte und in Compostela bestattet wurde – oder, daß Judas Thaddäus zusammen mit Simon Zelotes als die beiden letzten der «Zwölfboten» in der Apostelreihe gelten. Ein Buch, das nicht nur Bildband sein möchte, sondern auch Kirchenführer, darf eben nicht nur Daten und Fakten aufzählen. Der Leser oder Besucher sollte nicht nur zu den Objekten hingeführt werden – ein solches Buch sollte ihm dazu verhelfen, daß er besser versteht, was er sieht.

Ehrenfried Kluckert

## Burgenkunde

**BODO EBHARDT: Der Wehrbau Europas im Mittelalter. Versuch einer Gesamtdarstellung der europäischen Burgen.** 1. Band, 1939. Nachdruck: Wolfgang Weidlich Frankfurt 1977. 671 S., DM 225,-

Der Verlag Weidlich, dem man bereits eine Wiederauflage der vielzitierten Burgenkunde von O. PIPER verdankt, legte nun ein weiteres großes Burgenwerk im Nachdruck vor. Der bekannte Burgenarchitekt Kaiser WILHELM II und Wiederhersteller der Hohkönigsburg (1899–1908) faßt in diesem umfangreichen Werk, seinem letzten, die Erfahrungen und Erkenntnisse seines Lebens zusammen, die er in zahlreichen Reisen, Studien und in praktischer Arbeit gewonnen hat. Es ist überhaupt die erste Publikation, die die Burgen ganz Europas behandelt – die mutige Pioniertat eines selbstbewußten Burgenforschers, auf der neuere Darstellungen aufbauen konnten. EBHARDT ist

auch als Schriftsteller ganz Architekt, den im Grunde nur die Bauformen interessieren und der den historischen Hintergrund und die Burgenfunktionen nur einbezieht, um seine Bauwerke zu verstehen. Er ist kein Systematiker, hat geradezu eine Abneigung gegen bauliche Typologien und ist selbst zusammenfassenden Übersichten gegenüber vorsichtig. Das in der Vorrede (1939) herausgestellte «Ergebnis», daß rassische Einflüsse bestimmend für den Burgenbau seien, tritt im eigentlichen Text ganz zurück. Das Buch besteht im wesentlichen aus Kurzbeschreibungen zahlreicher Einzelburgen in Deutschland, Dänemark, Holland, Belgien, England, Irland, Schottland, Frankreich, Österreich und der Schweiz (die anderen Länder sind im zweiten, 1958 erschienenen Band beschrieben). Es ist ein Burgenführer durch alle Landschaften Europas, angereichert mit einer Menge von Grundrissen aus den großen Sammlungen des Verfassers, mit Aufrisskizzen, Rekonstruktionszeichnungen, Ansichten und nicht zuletzt mit Literatur- und Quellenhinweisen. Hierin liegt der große Wert und der Reichtum der Veröffentlichung. Auch viele Burgen unseres Landes sind erwähnt, beschrieben und in Grundrissen und Zeichnungen vorgestellt. Es gibt inzwischen für die meisten Gebiete neuere Burgenwerke, man wagte auch Zusammenfassungen und begründete sie wissenschaftlich, und vor allem liegen zahlreiche Bildbände vor. Aber es gibt bis heute kein Buch, das so viele Einzelinformationen über so viele Burgenbauten in ganz Europa liefert. Das Werk ist durch ein Register mit über 3800 Burgennamen erschlossen und bietet ein Literaturverzeichnis mit mehr als 700 Titeln.

Hans-Martin Maurer

**WERNER MEYER: Europas Wehrbau.** Verlag Weidlich Frankfurt 1973. 159 S., zahlreiche Abbildungen. Leinen DM 70,-.

Der bekannte Burgenschriftsteller veröffentlicht und kommentiert 177 historische Abbildungen von Burgen, Festungen und Städten – ein reizvolles Unternehmen, doch sollte der Buchtitel, der zu sehr an das monumentale Werk BODO EBHARDTS erinnert, wenigstens durch einen Untertitel präzisiert sein. Die Bilder stammen aus den Werken von BRAUN-HOGENBERG, HARTMANN SCHEDEL, MARTIN ZEILLER, ALBRECHT DÜRER, MATTHÄUS MERIAN, ADAM OLEARIUS und vielen anderen, die ältesten von einem Wandteppich aus der Zeit um 1070, aus der Falkensteiner Chronik und von HERRAD VON LANDSBERG (12. Jahrhundert). Burgenliebhaber werden sich über dieses schmucke Buch freuen; zu Recht, sind doch zahlreiche interessante Bauwerke, mit künstlerischen Augen erfaßt, wiedergegeben, einige farbig. In einer Einleitung von 33 Seiten findet man einen Überblick über die Entwicklung des Wehrbaus in allen europäischen Ländern – ein fast zu anspruchsvolles Unterfangen. So ansprechend das Werk ist, beim Durchsehen erheben sich doch einige Fragen. Der Verfasser beschränkte sich fast gänzlich auf eine einzige, wenn auch traditionsreiche Bibliothek: die zu Dillingen. So fehlen für unseren Raum zum Beispiel die präzise Wiedergabe der Burg Hohenasperg von DÜRER oder die guten Skizzen HANS BALDUNG GRIENS. Bei den Literatur-

angaben sind die für die Burgenkunde so wichtigen Nachbardisziplinen fast gänzlich ausgespart. Für die sizilisch-apulischen Burgen FRIEDRICH II fehlen gerade die großen wissenschaftlichen Werke, auch die neueren von CARL A. WILLEMSSEN. Wichtiger aber ist, daß die in der Einleitung angeführte *Glaubhaftigkeit* der alten Abbildungen zu wenig kritisch hinterfragt wird. Daß Anlaß dazu bestünde, geht aus den beiden Abbildungen der Bamberger Altenburg hervor, in denen dieselbe Bergfried einmal quadratisch, das andere Mal rund dargestellt wird (S. 75, 76). Auch die Sicherheit, mit der Bauwerke aus Abbildungen des 15. Jahrhunderts und noch späterer Zeit zurückdatiert werden, wird man nicht ohne weiteres teilen können. So wird eine dreitürmige Anlage in einem Siegel Kaiser SIGMUNDs von 1434 als «Typ» ins 10. Jahrhundert verwiesen (S. 42), die bei RUDOLF VON EMS und JANSEN ENIKEL um 1370 dargestellte Stadt Troja und die Ritter dagegen ins 12. Jahrhundert, obwohl sie spätmittelalterliches Gepräge tragen (S. 46). Was die Gesamtanordnung der Bilder betrifft, hätte man sie besser nicht nach dem erschlossenen Baudatum, sondern nach der Zeit der Wiedergabe gelehrt, und zwar getrennt nach den einzelnen Ländern. Da einige Bilder sehr verkleinert abgedruckt sind, wäre die Angabe der Originalmaße erwünscht gewesen. Diese vom wissenschaftlichen Standpunkt aus vorgebrachten Bemerkungen ändern nichts daran, daß hier ein besonders originelles und auch willkommenes Buch vorgelegt wurde, läßt es doch den Reichtum historischer Abbildungen, die dem Burgenfreund sonst nur schwer zugänglich sind, wenigstens ahnen!

Hans-Martin Maurer

## Von Ort zu Ort

RUDOLF METZ: **Mineralogisch-landeskundliche Wanderungen im Nordschwarzwald**, besonders in dessen alten Bergbaurevieren. Moritz Schauenburg Verlag Lahr/Schwarzwald 1977. 2., vollständig überarbeitete Auflage. 632 Seiten, 410 Abbildungen, 4 Faltkarten und eine geologisch-petrographische Übersichtskarte. Leinen DM 84,-. Der Autor wendet sich an Sammler, die auch etwas über Petrographie, Gangtektonik, Mineralführung, Betriebsgeschichte und nicht zuletzt über die Landschaft erfahren wollen; nach seiner Auffassung sollte der Mineraliensammler sein Augenmerk auf mehr richten als nur auf ein planloses Zusammenraffen von bunten Steinen. Im ersten Teil findet man in ausführlicher Darstellung einen geologisch-petrographischen und einen geologisch-landeskundlichen Überblick über den Nordschwarzwald, eine Fülle von Informationen über Morphologie und Landschaftsgliederung, über Bruchtektonik und Mineralisation, über Siedlungen und ihre Geschichte, über Waldgewerbe, Burgen, Klöster, Verkehrswege und vieles andere. Trotz dieser Fülle verliert der Autor nie sein Ziel aus dem Auge, die vielfältigen Zusammenhänge zwischen dem steinernen Untergrund und der Kulturlandschaft deutlich zu machen. In ähnlicher Weise ist im zweiten Teil der Bergbau des Nordschwarzwaldes dargestellt; die Reviere Murgtal, Neuenbürg, Neubulach und Freudenstadt haben eigene Kapitel erhalten. Im dritten

Teil findet der Leser fünfzehn Vorschläge für Fahrten und Wanderungen (vierzehn im Nordschwarzwald selbst, eine durch das Weinbaugebiet im Westen). Die Angaben über die Routen (Entferungen, Absteher, Straßenzustand, Parkplätze usw.) sind kurz und dennoch ausreichend. Um so ausführlicher wird über geologische und landeskundliche Sachverhalte informiert. Das geschieht nicht nur im klar gegliederten Text, sondern ähnlich wie im ersten und zweiten Teil durch zahlreiche Photos, Reproduktionen, Karten, Profile, Grundrißzeichnungen und Tabellen. Vorbildlich sind die übersichtliche Gestaltung der Karten und die informativen, ausführlichen Bildunterschriften. Die Karten, selbst die beigelegte große geologisch-petrographische Übersichtskarte, leiden allerdings ein wenig darunter, daß zwar der Längenmaßstab eingetragen ist, die Angabe der Verhältniszahl aber fehlt, so daß der Vergleich mit den topographischen Karten erschwert ist. Erstaunt ist man, wenn man am Schluß eines Buches, das mit soviel Sorgfalt, so übersichtlich, so umfassend und klar informiert, zwar ein Verzeichnis der Mineralien und der aufgeführt Orte findet, aber kein allgemeines Register. Ein wenig wird dieser Mangel durch das detaillierte Inhaltsverzeichnis ausgeglichen. Doch tauchen z. B. Klöster auch dort nicht auf, obwohl sie im Text an mehreren Stellen ausführlich behandelt werden.

Das Buch wendet sich vor allem an Mineraliensammler, an geologisch und petrographisch interessierte – und mindest in großen Zügen mit Grundlagenwissen ausgestattete – Leser. Darüber hinaus wird jeder allgemein landeskundlich Interessierte das Buch mit Gewinn benützen: die Darstellung greift weit über das engere Fachgebiet hinaus und stellt so mannigfaltige Zusammenhänge dar, daß man fast von einer «Geographie des Nordschwarzwaldes» sprechen kann.

Werner Bils

ERNST W. BAUER, RAINER ERTEL, RAINER JOSS, GERHARD KEMMNER, EBERHARD SITTE und WALTER SUPPER: **Schwarzwald – Esslingen – Filder** (Schwäbischer Albverein: Natur – Heimat – Wandern) Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1977. 176 Seiten, 50 Abbildungen und Kartenskizzen. Kartoniert DM 12,-.

Bevor man den ersten Band der neuen Reihe «Natur – Heimat – Wandern» registriert und fortlegt als eben nur einen weiteren der vielen Fahrt- und Wanderführer, die sich unserer Freizeitgesellschaft anbieten, sollte man ihm doch einen zweiten Blick gönnen. Er ist nämlich anders. Er behandelt ein überschaubares Gebiet, er gibt exakte Routenbeschreibungen, notiert alles Wichtige zu allen von den einzelnen Routen berührten Punkten. Er bietet – mit mehr als einem Drittel des Gesamttextes – eine Einführung in die dargestellte Landschaft, die's in sich hat: Landschaft, Geologie, Pflanzen- und Tierwelt (von EBERHARD SITTE, ERNST W. BAUER, GERHARD KEMMNER und RAINER ERTEL), Hinweise auf Geschichte und Kultur Esslingens (RAINER JOSS), einen baugeschichtlichen Rundgang durch die alte Reichsstadt Esslingen (WALTER SUPPER). Diese Einführung bereitet vor oder ergänzt nachträglich, was man auf den zwei Rundfahrten und dreißig Wande-

Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.

# VOLKS- VERTRAG

## Über 1 Million Bausparverträge. Bei uns.



Mehr als 500000 Bausparer in Württemberg tragen unsere Bauspargemeinschaft. Mit über 1 Million Bausparverträgen. Mit Bausparsummen von mehr als 25 Milliarden Mark. Das sind umgerechnet über 4600 Mark je Einwohner in Württemberg. Eine Quote ohne Beispiel im deutschen Bausparwesen.

Unser Bausparvertrag sichert Ihnen Vorteile. Zum Beispiel Prämien oder Steuervorteile vom Staat – vor allem aber die Gewißheit, mit einem günstigen Baudarlehen rechnen zu können. Darüber hinaus bieten wir Ihnen:

### 1. Unsere BAUSPAR-BIBLIOTHEK.

In den Bänden: »Die Finanzierung«, »Der Grundstückskauf«, »Der Hausbau«, »Die Eigentumswohnung«, »Die Hausmodernisierung«, »Die Prämien und Steuervorteile« beantworten Ihnen Experten viele Fragen.

2. Umfassende Finanzierung. Sie bekommen Ihr Baugeld schnell und problemlos durch unsere »Finanzierung aus einer Hand«.

3. Umfassende Beratung. Über alle Bausparvorteile und über die staatlichen Förderungsmittel für Bau- und Modernisierungsmaßnahmen.

4. Kundennähe. Als Bausparkasse der Sparkassen sind wir überall in Ihrer Nähe und kennen Ihre örtlichen Probleme genau.

Informationen erhalten Sie überall in Württemberg bei unseren örtlichen Beratungsstellen, von unseren Bauspar-Beratern sowie bei allen Sparkassen.



**Öffentliche  
Bausparkasse**

Bausparkasse der Sparkassen



# Esslingen am Neckar

## Stadt der Staufer, Stadt der Kunst, Stadt des Weins

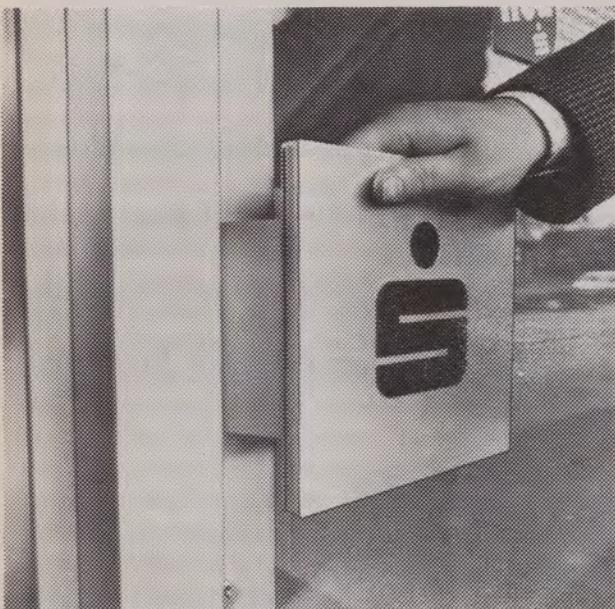
Esslingen am Neckar – das bedeutet 1200 Jahre Geschichte und Tradition, Glanz der Stauferzeit und reichsstädtisches Selbstbewußtsein. Esslingen besitzt den besterhaltenen historischen Stadtkern im Mittleren Neckarraum, eine wohnliche Altstadt mit bedeutenden Kirchen, Klöstern und Pfleghöfen, mit Toren, Türmen und Brunnen, mit sehenswerten Patrizier-, Bürger- und Weingärtnerhäusern. Esslingen am Neckar war aber auch der größte und älteste Industriestandort im alten Königreich Württemberg. Ihren Ruf als Industriestadt mit weltweiten Verflechtungen hat sich die Große Kreisstadt am Neckar bis heute bewahrt. Esslingen ist Verwaltungszentrum eines Landkreises, der von den Toren Stuttgarts bis auf die Schwäbische Alb reicht.

Die Stadt präsentiert sich mit staufischen Bauwerken und Buckelquadern, aber auch mit einer modernen, lebhaften City, mit Boutiquen, Galerien, gepflegten Restaurants und gemütlichen Weinstuben. Schauspielhaus, Stadthalle, vielfältige Sportanlagen und ein weites Netz von Spazierwegen durch Wiesen, Wald, Weinberge und Obstgärten warten auf den Besucher.

### Information:

Kultur- und Freizeitamt/Stadtinformation  
Marktplatz 16  
7300 Esslingen am Neckar  
Telefon (0711) 3 51 24 41/6 45

## Beim Bauen dem richtigen Partner vertrauen. Finanzierung aus einer Hand



Für die Finanzierung Ihres Bauvorhabens brauchen Sie nicht mit x-verschiedenen Stellen zu verhandeln. Wir erledigen alles für Sie – vom günstigsten Geld bis zur nachrangigen Hypothek: S-Baukredit-Programm.

Mit unserem Partner, der Öffentlichen Bausparkasse Württemberg, arbeiten wir Hand in Hand. Also – sprechen Sie zuerst einmal mit unserem Baukredit-Experten, wenn Sie An-, Um- oder Neubaupläne haben.



wenn's um Geld geht  
**Sparkasse**

rungen sehen und erleben kann, die von EBERHARD SITTE äußerst knapp und detailreich beschrieben werden. Literaturhinweise führen den Neugierig gewordenen über die hier gebotene Darstellung hinaus, ein Ortsregister erleichtert die Benützung. Bleibt zu wünschen, daß Herausgeber und Verlag den hohen Anspruch durchhalten und bald weitere Gebiete des Landes in ähnlicher Weise versorgen können mit solchen Wanderführern, die – dem Reihentitel gerechtwerdend – *Natur, Heimat und Wandern* in einen sinnvollen, nachvollziehbaren Zusammenhang bringen.

Willy Leygraf

KNITZ (HERMANN FREUDENBERGER): **Stuttgart.** Führer durch Stadt und Landschaft. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1977. 304 Seiten, 72 zum Teil farbige Abbildungen, Flexibler Plastikeinband DM 19,80.

Der dem Buch beiliegende Stadtplan gibt eine Antwort auf die Frage nach dem Anlaß für die Herausgabe dieses Stuttgarterführers: große, kaum zu übersehende Lettern weisen auf das Gelände der Bundesgartenschau hin.

Zudem bieten fünfundzwanzigster Geburtstag Baden-Württembergs und Stauferjahr Gründe genug, Geschichte und Sehenswürdigkeiten, Kultur und Unterhaltung, Ausflugsziele um Stuttgart und nicht zuletzt die Gastronomie ins rechte Licht zu rücken. Dies zu tun versucht HERMANN FREUDENBERGER, wenngleich in Stuttgart nicht alles Gold ist, was der Autor so glänzen sieht. Gleich zu Anfang spricht er von der grünen Stadt. Die Zahlen – von zweihundertundsieben Quadratkilometern Fläche sind nur neunundsiezig mit Häusern und Straßen bebaut – sprechen dafür; doch dürften Stuttgartbesucher, die zuerst das Stadtzentrum kennenlernen, einen anderen Eindruck gewinnen. Das zweite Kapitel ist *Geschichtlicher Überblick* überschrieben und schien mir, wenn schon nicht historisch bedeutsam, dann doch amüsant: Beginnend bei der Mittleren Steinzeit, aus der auch in der Gegend um Stuttgart Funde gemacht wurden, kann man anhand von Jahreszahlen das Wissen über diese Stadt vertiefen. So steht zum Beispiel unter 1336: *Heuschreckenschwärme aus dem Morgenland, Schlechter Wein, –* unter 1349: *Pest und Judenverfolgung*. Unter 1914–1918 heißt's lapidar: *Erster Weltkrieg* (Weltgeschichte als Stuttgarter Lokalereignis!) Im folgenden befaßt sich FREUDENBERGER mit historischen Gebäuden, Straßen, Plätzen, Schlössern, Gärten, Seen, Kirchen, Friedhöfen, – kurz: mit dem Stuttgart, das heute fast zu ersticken droht unter der Last dessen, was sich in den letzten Jahrzehnten an Kauf-, Bank- und Bürohäusern, an Straßen und Baustellen angesammelt hat. Aber trotz der mir unkritisch-verklärt erscheinenden Einstellung des Autors zu seinem Gegenstand: Dieser Stadtführer bietet viele wichtige Hinweise: So sind Straßenbahn- oder Buslinien, die zu den einzelnen Ausflugs- und Besichtigungszielen führen, beschrieben; Museen werden kurz vorgestellt, Öffnungszeiten und Eintrittspreise genannt; auch Theater und musikalische Veranstaltungen jeder Art, Orchester, Chöre, Jazzclubs und Kinos werden unter der Rubrik *Unterhaltung* aufgezählt, manche mit einem Blick gestreift; die Adresse erfährt man von allen.

Ulrike Wurster

## Literarisch

CHRISTIAN WAGNER: **Sonntagsgänge.** Drei Teile in einem Band. Mit Zeichnungen von DIETER WEINMANN und einem Nachwort von OTTO HEUSCHELE. Faksimiledruck Jürgen Schweier Verlag Kirchheim/Teck 1976. 400 Seiten. Leinen DM 38,-.

CHRISTIAN WAGNER: **Eigenbrötler.** Kleine Geschichte aus meiner Jugendzeit. Mit Zeichnungen von DIETER WEINMANN und einem Nachklang von GEORG SCHWARZ. Jürgen Schweier Verlag Kirchheim/Teck 1976. 112 Seiten. Leinen DM 19,80.

CHRISTIAN WAGNER – das Haus in Warmbronn, in dem er bis zu seinem Tod lebte, hat in den letzten Jahren manchen Staub aufgewirbelt: mit den unvorstellbar einfachen kleinen Gemächern, in denen sein Geist Tiefes und Bewegendes geschaffen hat, bleibt es erhalten – das Schiller-Nationalmuseum in Marbach a. N. hat am 30. Juni eine Kabinettausstellung «CHRISTIAN WAGNER aus Warmbronn» eröffnet (Dauer bis 1. Oktober; am 10. August besucht sie der Schwäbische Heimatbund), zugleich erscheint dort das «Marbacher Magazin 6/1977» mit einer Chronik zum Leben und Werk des Dichters, mit Ausschnitten aus autobiographischen Aufzeichnungen, mit bisher unbekannten Briefen und (als Beilage) mit dem bisher unveröffentlichten Briefwechsel zwischen HERMANN HESSE und CHRISTIAN WAGNER. Da so viel in der Öffentlichkeit die Rede von dem Dichter ist, darf man wohl annehmen, daß viele gerne auch zu WAGNERS Werken greifen, sie sogar besitzen möchten. Mit Freuden nimmt man da zur Kenntnis, daß der Verlag zwei der wichtigsten Bücher CHRISTIAN WAGNERS im Neudruck herausgebracht hat, nämlich die Gedichtsammlung «Sonntagsgänge» und das Prosabändchen «Eigenbrötler, Kleine Geschichten aus meiner Jugend». Für das Unternehmen verdient der Verlag großen Dank.

Helmut Dölker

KARL HAFNER: Vom Vierzger a' – Nomol vo dr schwäbische Gescheitheit. Reutlingen 1977. 92 S.

Der greise KARL HAFNER in Heilbronn, von dem neben seinen Büchern zur schwäbischen Mundart, seinem Heimatbuch von Malsheim, seinem volkskundlichen Quellenbuch *Vom schwäbischen Dorf um die Jahrhundertwende. Arbeits- und Lebensformen* (1974), auch zwei kleine Bändchen mit Mundartgedichten bekannt sind, hat nun noch einmal ein Büchlein mit Mundartgedichten veröffentlicht. Niemand wird dabei so etwas erwarten, wie es heute in der Mundart allenthalben gepflegt und veröffentlicht wird. Es ist gute, alte Art, an der sich viele Schwaben sicher erfreuen. Zu dem Untertitel ist es vielleicht nützlich, Häfners eigene Erklärung im Vorwort anzuführen: *Die Schwäbische Gescheitheit wird hervorgehoben, nicht weil wir Schwaben uns für besonders gescheit halten, sondern weil die andern meinen, wir seien dümmer als sie und machen bloß dumme Schwabenstreiche. Natürlich gibt es auch bei uns «gscheite ond au – andere», aber das gibt eben die richtige Mischnung.*

Helmut Dölker

## Zur Landesgeschichte

PAUL SAUER: **Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus**

Süddeutsche Verlagsgesellschaft Ulm 1975. 519 Seiten, 154 Abbildungen. Leinen.

Nach den Generalia jetzt die Regionalia, nach der Legion zusammenfassender Darstellungen über den Nationalsozialismus, nach einer Fülle von Detailuntersuchungen scheint es jetzt zu einer neuen Phase in der Geschichtsschreibung der jüngsten deutschen Geschichte zu kommen: Jetzt sind die regionalen Aspekte an der Reihe, jetzt wird die Frage gestellt und zu beantworten versucht, ob es so etwas wie landsmannschaftliche Besonderheiten des Gesamtkomplexes Nationalsozialismus gibt. Dabei kommt die zeitliche Distanz von über drei Jahrzehnten einer differenzierten Beurteilung des Phänomens Nationalsozialismus zugute.

Wie hat er ausgesehen, der Nationalsozialismus in Württemberg? PAUL SAUERS Darstellung macht deutlich, daß es auch hier, wie anderswo im Reich, hinter der Fassade straffster Zentralgewalt Machtkämpfe einzelner Satrapen, ein wirres Mit- und Gegeneinander von NS-Institutionen und Parteidienstleistungen gab. Der Gegensatz MERGENTHALER (Ministerpräsident) und MURR (Gauleiter) mag hier stellvertretend für viele andere Erscheinungen stehen. Oder die gegen die Zentralgewalt gerichtete, über weite Strecken durchaus eigenständige Finanzpolitik unter dem früher deutschnationalen Finanzminister DEHLINGER.

War Württemberg weniger nationalsozialistisch infiziert als andere Gegenden? 1940 bemerkt der Oberlandesgerichtspräsident Stuttgarts zur Reaktion der Bevölkerung über Massenvergasungen von Geisteskranken in Grafeneck: *Man sollte das Rechtsempfinden der Bevölkerung nicht unterschätzen*. Im Kirchenkampf gibt es viele Zeugnisse für den Widerstand. Beispiele der Menschlichkeit bei den Judenverfolgungen steht fanatisches Eintreten für den Nationalsozialismus, Unmenschlichkeit, Haß gegen die Andersdenkenden gegenüber. SAUER bemerkt in seinem Vorwort: *Ich wollte dem Leser nicht meine Ansicht aufdrängen, sondern ihm Gelegenheit geben, sich selbst ein fundiertes Urteil zu bilden. Dies war der Grund, warum ich auf eine umfassende Schlussbilanz der 12 Jahre NS-Herrschaft in Württemberg verzichtet habe.*

Mit seiner umfassenden Quellenerschließung hat er die Voraussetzungen für diese Bilanz geschaffen. Wer zieht diese Bilanz? Die Zeit dazu ist reif. Eine Antwort ist vonnöten. Eine Generation, die den Nationalsozialismus nur noch als Geschichte kennt, hat das Recht, Fragen zu stellen, Antwort zu erbitten. Die Landeshistoriker sind dazu aufgerufen. SAUER hat ein wichtiges Buch geschrieben. Zieht er die Schlussbilanz? Es wäre zu wünschen.

Hubert Locher

GERHARD SEYBOLD: **Württembergs Industrie und Außenhandel vom Ende der Napoleonischen Kriege bis zum Deutschen Zollverein.** (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B Forschungen, 74. Band). W. Kohlhammer

Verlag Stuttgart 1974. 177 Seiten. Broschiert DM 20,-. Der Verfasser verarbeitet bereits bekannte Ergebnisse mit neuen eigenen Quellenforschungen zu einem seither fehlenden ausführlichen Gesamtüberblick über die Frühphase der württembergischen Industrialisierung. In ausführlicher Weise behandelt er die einzelnen Industriezweige und bietet dazu eine Fülle von Einzelbeispielen und statistischen Daten. Die Behauptung BORSTS, in Württemberg sei in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Industrie nicht aus dem Handwerk entstanden, kann der Verfasser sehr gut verifizieren und bestätigen. Allerdings gelingt es dem Verfasser nur teilweise, die Interdependenz zwischen der Ausgangssituation der württembergischen Wirtschaft in den 20er Jahren und der Entwicklung der Industriezweige und der staatlichen Wirtschaftspolitik deutlich zu machen. So begnügte er sich z. B. mit der Feststellung, der bayerisch-württembergische Zollverein vom Jahre 1828 habe einen positiven Einfluß auf die Entwicklung der württembergischen Industrie gehabt. Dies wird sogar mehrfach bei der Behandlung der einzelnen Industriezweige vorgeführt, so z. B. an Hand der Firma DEFFNER in Esslingen.

Der Verfasser glaubt aus der steigenden Anzahl von Firmengründungen in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts genügend Beweis zu erhalten, um zumindest für einige Erwerbszweige eine sehr positive Wirtschaftsentwicklung anzunehmen. Diese Behauptung erfährt aber keine weitere Untersuchung und Begründung. Eine Verbindung dieser These zu der ebenfalls angegebenen Tabelle der Konurse, die bis zum Jahre 1828 eine stark ansteigende Tendenz aufweist, wird nicht vorgenommen. Auch die Fehlgründungen der heimischen Industrie streift der Verfasser an anderer Stelle. Der Frage, welche Motivation von der Wirtschaftslage der 20er Jahre auf die staatliche Wirtschaftspolitik ausging, geht der Verfasser nicht nach. Ist aber nicht gerade der Abschluß des bayerisch-württembergischen Zollvereins eine gelungene wirtschaftspolitische Maßnahme des in Wirtschaftsfragen eher liberal denkenden WILHELM I zur Förderung der heimischen Industrie gewesen? Und war es nicht ein notwendiges Unterfangen, um die württembergische Wirtschaft aus ihrer ungünstigen Lage in den 20er Jahren herauszuführen? Solche Problematik klammert der Verfasser aus. Sehr interessant sind seine Ausführungen über das mangelnde Vertrauen Geldanlagewilliger in die württembergische Industrie. Er verknüpft jedoch damit nicht die Frage, inwieweit hier Fehlgründungen und Konurse in der Anfangszeit württembergischer Industrialisierung auf die Entscheidungen der potentiellen Geldanleger wirkten. Die Arbeit vermittelt einen guten und klaren Überblick über die Löhne und Preise sowie das jährliche Prokopfeinkommen der württembergischen Bevölkerung. Auch weist der Verfasser sehr anschaulich nach, daß die Entlohnung der Arbeiter mit zunehmender Mechanisierung stieg. Insgesamt erweitert die Untersuchung unsere Kenntnis über die Entwicklung der württembergischen Industrie vom Ende der Napoleonischen Kriege bis zum Deutschen Zollverein, wenn es dabei auch dem Verfasser nicht gelang, diese Zeit als Vorstufe des Beitritts Würt-

# Ehlinger Zeitung

Tagblatt der Stadt Ehlingen und Umgegend.

Eine Sonderveröffentlichung der Neckarwerke zur 1200-Jahr-Feier der Stadt Esslingen

1892

\* **Ehlingen.** (Aus der öffentlichen Sitzung des Gemeinderats und Bürgerausschusses vom 2. Aug. 1892.)  
1. Im Seisenfelder Koch'schen Garten gegen die Kiesstraße beabsichtigt die Maschinenfabrik die Aufstellung des Elektricitätswerks. Der Gemeinderat und Bürgerausschuss haben deshalb eine Baulinie zwischen dem Schmid-Eckert'schen Hause und dem städtischen Spritzenhausgebäude festgestellt.

Der mit der Maschinenfabrik wegen Errichtung der Elektricitätsanlage in biefiger Stadt entworfene Vertrag erhielt die Genehmigung der Kollegen.

Elektrische Beleuchtung solle seitens der Stadt eingerichtet werden im Rathaus, dem Real Schulgebäude, dem neuen Krankenhaus und den Geschäftsräumen des Stadtbauamts im Weiznerhaus.

## Warnung.

Das Berühren der Drahtleitungen des Elektricitätswerkes mit der Hand oder mit irgend einem Gegenstande, sowie das Besteigen der Ständer und Leitungsfangen ist gefährlich und verboten.

## Elektricitätswerk Esslingen.

### Nachtschicht bei Nachtlicht

\* **Ehlingen.** 24. Sept. Auf der Baustelle an der Kiesstraße, worauf die hiesige Maschinenfabrik das Elektricitätswerk errichten läßt, wird nun seit einigen Tagen auch bei Nacht gearbeitet, um die Fertigstellung zu beschleunigen. Die nächtliche Beleuchtung geschieht mit elektrischem Licht, zu welchem Zwecke ein Motorwagen von der Daimler'schen Motoren-Gesellschaft in Cannstatt dort aufgestellt wurde. Derselbe ist im Stande, 4 Bogenlampen zu speien, wovon jedoch zunächst nur 2 in Verwendung sind.

## Die Eisbahn ist befahrbar.

Heute Dienstag Elektrische Beleuchtung.

1893

## Konkurrenz zur Residenz

\* **Ehlingen.** 25. Nov. Unsere Stadt, kann man fast sagen, bildet sich mehr und mehr zur Groß-Stadt aus. Die Auslagen an den Schaufronten der Verkaufsstädte, besonders in den Hauptstraßen, vor allem in der Bliesenstraße, innere Brücke, Markt u. s. w. können sich fek den ersten Läden der Residenz an die Seite stellen. Ohne den anderen Geschäftleuten irgend zu nahe treten zu wollen, heben wir heute hervor, die Läden der Niederlage von C. Deffner (A. Eberpächer), von C. Schwarz, von C. Ch. Frößling u. a. — Der Letztere, wohl einer der größten Verkaufsräume der Stadt, nimmt sich abends bei brillanter elektrischer Beleuchtung vorzüglich aus, kein Wunder, „wallfahrt“ unsere Frauen und Jungfrauen auch unaufhörlich dorthin, wo unter den hunderten- und tausenderlei Sachen und Säckelchen die Auswahl für allerlei Bedürfnisse an Kleidern und Fuß-Artikeln, Bettzeug z. z. fast zu groß ist, so daß einem oft die Wahl wehe thut:

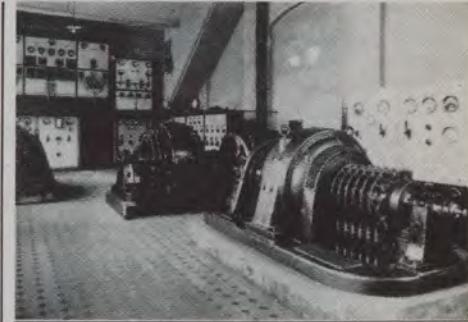
Wenn durch diese Zeilen besonders die Damenvelt veranlaßt wird, ihre Bedürfnisse in allen Beziehungen hier in der Stadt zu decken, statt die Residenz derwege aufzusuchen, so ist der Zweck des Einenders erreicht.

## Esslingen und die Elektrizität: Als die Lichter angingen...

Bereits 1832 wird Esslingen als die am stärksten industrialisierte Stadt Baden-Württembergs genannt. Kein Wunder, daß sich die Bürger auch früh die neuartige Energie »Elektrizität« dienstbar machen.

Bereits 1893 entstand im Kies eine Kraftzentrale der Maschinenfabrik Esslingen, die später in den Besitz der Stadt überging. 1899 errichtete Heinrich Mayer vor den Toren der Stadt eine Kraftzentrale in Altbach, die Keimzelle der Neckarwerke. 1905 pachtete Heinrich Mayer zunächst das Elektricitätswerk Esslingen und erworb es schließlich 1911 von der Stadt. Zwischenzeitlich war auch die Hauptverwaltung der Neckarwerke nach Esslingen verlegt worden, die 1909 ein eigenes Verwaltungsgebäude in der Ritterstraße bezog. Die Neckarwerke zählen heute zu den großen Stromversorgungsunternehmen im Lande. In drei Dampfkraftwerken und zwei Gemeinschaftskraftwerken erzeugen sie Strom für rund 150 Städte und Gemeinden im Mittleren Neckarraum.

Wie das alles einmal anfing, darüber sollen zeitgenössische Berichte Auskunft geben, die alle der »Ehlinger Zeitung« entnommen wurden.



Kraftwerk anno dazumal: Blick ins Innere der Kraftzentrale Ehlingen

1899

## Angezapft

\* **Ehlingen.** 16. Jan. Ein eigentliches Diebstahl ist hier begangen worden. Der Mieter eines Hauses, in welchem elektrische Kraft verwendet wird, hat sich dies auf folgende Weise gleichfalls zu Nutzen gemacht, ohne daß er etwas dafür bezahlt hätte. Er ließ sich nämlich für seine Beleuchtungszwecke durch einen Sachverständigen in seiner Familie schon vor einigen Monaten an die elektrische Leitung anschließen und hatte so seither eine wirklich billige Beleuchtung. Selbstverständlich hält er diese Schläue in tiefes Schweigen, bis man ihr am letzten Samstag auf die Spur kam. Ob sie ihm wohl nicht ein unangenehmes Nachspiel bringen wird?



Das Elektricitätswerk Ehlingen um die Jahrhunderthwende

1894

## Zweite Dampfdynamomaschine

\* **Ehlingen.** 17. Jan. Seit einigen Tagen ist in dem von der Maschinenfabrik Ehlingen errichteten und betriebenen Elektricitätswerk die zweite Dampfdynamomaschine in Betrieb genommen und stehen nunmehr einschließlich der Accumulatoren 250 Pferdekräfte für den elektrischen Strom zur Verfügung. Seit der Gründung des Elektricitätswerkes im April 1893 hat die Zahl der Abnehmer des elektrischen Stromes stetig zugenommen und sind nunmehr 2500 Glühlampen, 10 Bogenlampen und 26 Elektromotoren mit zusammen 95 Pferdekräften an das Elektricitätswerk angeschlossen.

1898

## Leuchtender Gruß

\* **Ehlingen.** 24. Nov. Ein leuchtender, eigenartiger Gruß wird dem Kaiserpaare heute abend während seiner Durchfahrt durch den hiesigen Bahnhof auf den Heimkehr von der Orientreise hier entboten. Der dicke Turm und der sog. Seilergang unserer Burg werden mit Langböh'schen Glühlampen brillant beleuchtet und die herrlichen Formen des Frauenkirchen-Turmes werden mittels elektrischen Scheinwerfers seitens des Elektricitätswerks aus dem nächstliegenden Dampfhaus hervorgehoben.

1905

## Neckarwerke werden AG

\* **Ehlingen.** Wie aus der Anzeige der Zentralverwaltung der Neckarwerke Altbach-Deizisau in gestriger Nummer hervorgeht, ist diese Firma nunmehr in den Betrieb des Elektricitätswerks eingetreten und hat gleichzeitig ihr Verkaufslokal im Hause Kanalstraße 3 mit einer reichhaltigen Ausstellung von Beleuchtungsgegenständen und Heizapparaten eröffnet. Durch die nunmehr in Kraft getretene billigen Strompreise wird sich namentlich elektrisches Licht unter Verwendung der neu erfundenen Tonal-, Ösmium- u. Glühlampen nur noch auf den dritten Teil der bisherigen Kosten stellen. Jedoch auch der Antrieb von Arbeitsmaschinen für Handwerker u. s. w. erfährt hierdurch eine außerordentliche, nirgends sonst häufige Preiserhöhung. Wir schließen mit dem Wunsche, die hiesige Einwohnerschaft möge sie einen ausgedehnten Gebrauch machen.

## Bekanntmachung.

Nachdem mit dem heutigen das Elektricitätswerk in das Eigentum der Stadtgemeinde übergegangen ist, werden nachfolgend die Stromlieferungs - Bedingungen bekannt gegeben.

Ehlingen, den 31. März 1905.

Stadtchultheißenamt:  
Oberbürgermeister Dr. Mühlberger.

Fortschreibung und Schlüß.

### I. Glühlampen.

	I. Klasse	II. Klasse	III. Klasse
10 Kerzenstärken	—60	1.—	1.40
16 "	—90	1.60	2.15
25 "	1.35	2.40	3.15
32 "	1.80	3.20	4.20

# Wenn Sie sich einrichten...



## Neuausgabe!

Geliebtes altes Stuttgart

Erinnerungen  
und  
Begegnungen

Richard Zanker



Franck

4. Auflage des 1963 erstmals erschienenen,  
seit Jahren vergriffenen Bandes.

Richard Zanker – einst Redakteur beim  
Schwäbischen Merkur – erzählt von Erinnerungen,  
Begegnungen und Erlebnissen, Anekdotisches  
und Amüsantes aus Stuttgart zur Zeit der  
Jahrhundertwende.

Die Bildtafeln sind Reproduktionen zeitgenössischer,  
bisher kaum bekannter Lithographien,  
Stiche und Aquarelle.

141 S., 33 Farb- und 17 SW-Tafeln.  
ISBN 3-440-04450-5, geb. DM 34,-  
In Ihrer Buchhandlung.

Kosmos-Verlag, Postfach 640,  
7000 Stuttgart 1

## REGINA

die schwäbische Geistesmutter

Die gemeinsame Abstammung

Hölderlins  
Uhlands  
Schellings  
Mörikes

und anderer bekannter Schwaben

Auf Grund genauer Forschungen dargestellt

von

Hanns Wolfgang Rath

### EINLADUNG ZUR VORBESTELLUNG DER NEUAUFLAGE

des in Fachkreisen begehrten und von vielen Burckhardt-Bardilli-Nachkommen lange gesuchtesten Werkes. Zum Erstdruck 1927 nur eine der vielen lobenden Pressestimmen:  
„Ein wahrer Genuss, den klaren Untersuchungen und lebendigen Schilderungen zu folgen . . .“

Aus dem Nachlaß von H. W. Raths Witwe, der bekannten Genealogin Else Rath-Höring, von ihrem Sohn herausgegeben, erscheint demnächst zur 500-Jahr-Feier der Universität Tübingen die Neuauflage als Reprint mit einem Erweiterungs-Erstdruck, der die Ergebnisse 7jähriger Weiterforschung H. W. Raths enthält und wesentliche Ergänzungen zum weitverzweigten Familienkreis Burckhardt-Bardilli von Univ.-Prof. Dr. Hans Martin Decker-Hauff.

Bei Subskription bis 31. 10. 77 Gesamtband in Leinen gebunden DM 48,-, später DM 64,-. Vorbestellung nehmen an der C. A. STARKE VERLAG 6250 Limburg/Lahn oder Hanns-Wolfgang Kress, Max-Brod-Weg 14, Stgt. 40, Tel. 84 57 08

tembergs zum Deutschen Zollverein deutlichzumachen und die damit verbundenen Zusammenhänge aufzuzeigen.

Gert Kollmer

## Weitere Titel

MUSEUMSVERBAND BADEN-WÜRTTEMBERG: **Museen in Baden-Württemberg**. Herausgegeben mit Unterstützung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen (zweite, ergänzte und erweiterte Auflage) 1977. 286 Seiten, 95 Abbildungen. Flexibler Plastikeinband DM 22,-.

STAATLICHE AKADEMIE COMBURG-SCHWÄB. HALL (Hg): **Comburg - Kloster - Chorherrenstift - Staatliche Akademie** für Lehrerfortbildung. Im Verlag des Herausgebers Schwäb. Hall-Comburg 1977. 48 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Geheftet.

ERICH SPECHT: **Das Hohenloher Bauernmuseum in Schönenberg**. (Schriftenreihe des Vereins Alt Hall, Heft 6). Verein Alt Hall, Schwäbisch Hall 1977. 44 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert.

KARL-HEINZ POHLE und Mitarbeiter: **Der Hotzenwald**. (Wanderbücher des Schwarzwaldvereins, Band 2). Verlag Rombach Freiburg im Breisgau 1977. 215 Seiten, 6 Zeichnungen. Broschiert DM 14,-.

LUCIEN SITTLER: **Fahrten und Wanderungen im Elsaß**. Verlag Rombach Freiburg, 4., bearbeitete und wesentlich erweiterte Auflage 1977. 248 Seiten, 20 Karten. Broschiert DM 14,-.

HERMANN BAUSINGER, BERNWARD DENEKE (Hgg): **Zeitschrift für Volkskunde** (Halbjahrsschrift der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde), 72. Jahrgang 1976, Band I und II. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart o. J. 320 Seiten. Broschiert.

GERHARD KAUFMANN (Hg, im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde): **Stadt-Land-Beziehungen**. Verhandlungen des 19. Deutschen Volkskundekongresses

in Hamburg vom 1. bis 7. Oktober 1973. Verlag Otto Schwartz Göttingen 1975. 282 Seiten, 21 Abbildungen. Broschiert.

HELmut AMMANN, RICHARD BELLM, VOLKER DOETSCH, FRANKLIN PUHN und FRANZSEPP WÜRTERBERGER: **Zum malerischen Werk von Dieter Franck**. Hohenloher Druck- und Verlagshaus Crailsheim o. J. 44 Seiten. Zahlreiche Abbildungen, z. T. farbig. Broschiert.

FRANZ GEORG BRUSTGI: **Zu sein ein Schwabe ist auch eine Gabe**. Verlag Karl Knödler Reutlingen 1975. 144 Seiten, 32 Zeichnungen. Leinen DM 9,80.

OTILIE WILDERMUTH: **Bilder und Geschichten aus Schwaben** mit den Schwäbischen Pfarrhäusern. Eingeleitet von PETER HÄRTLING. Ausgewählt und herausgegeben von ROSEMARIE WILDERMUTH. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1977. 200 Seiten. Leinen DM 19,80.

## Gegendarstellung

In der Zeitschrift Schwäbische Heimat Heft 2/1977 haben Sie auf Seite 159 eine Buchbesprechung über das von mir herausgegebene Ortsbuch «Beutelsbach, die Wiege Württembergs» veröffentlicht. Diese Buchbesprechung enthält die folgenden, unrichtigen Tatsachenbehauptungen:

- 1) Sie haben behauptet, das Inhaltsverzeichnis sei scheinbar nach dem Dezimalsystem gegliedert. Das ist unrichtig. Das Inhaltsverzeichnis ist tatsächlich nach dem Dezimalsystem gegliedert.
- 2) Sie haben behauptet, die Abbildungen hätten einen Grauschleier. Das ist unrichtig. Tatsächlich haben nur die Abbildungen einen Grauschleier, die historische Urkunden oder Bilder wiedergeben. Diese Abbildungen wurden absichtlich so gestaltet, daß der Charakter der Vorlagen möglichst genau erhalten bleibt.

Schloß Dätzingen, den 29. Juli 1977

gez. Heinz Erich Walter

## Anschriften der Verfasser

Dr. Werner Bils, Riekertstr. 11, 7400 Tübingen 1

Prof. Dr. Otto Borst, Mozartweg 32,  
7300 Esslingen a. N.

Prof. Dr. Helmut Dölker, Hegensberger Str. 118,  
7300 Esslingen-Hegensberg

Dr. Peter Eitel, Federburgstr. 105, 7980 Ravensburg

Prof. Dr. Werner Fleischhauer, Turmhahnweg 3,  
7000 Stuttgart-Sonnenberg

Eberhard Klapproth, Neues Rathaus, Rathausplatz 2,  
7300 Esslingen a. N.

Dr. Ehrenfried Kluckert, Vogelsangstr. 10,  
7403 Ammerbuch (Reusten)

Gert Kollmer, Hellerweg 18, 7300 Esslingen a. N.

Willy Leygraf, Charlottenplatz 17/II,

7000 Stuttgart 1 (Redaktion SCHWÄBISCHE HEIMAT)

Dr. Hubert Locher, Liegnitzer Str. 10, 7400 Tübingen 1

Dr. Hans-Martin Maurer, Lieschingstr. 47,  
7000 Stuttgart 80

Dr. Dorothee Renz-Bayer, Blumenstr. 41,  
7300 Esslingen a. N.

Prof. Dr. Klaus Schreiner, Buchbachstr. 40,  
7406 Mössingen

Dr. Wilfried Setzler, Herrenberger Str. 14,  
7400 Tübingen 1

Dr. Walter Supper, Turmstr. 17, 7300 Esslingen a. N.

Dr. Hans-Wolf Thümmel, Badenwerkstr. 7,  
7500 Karlsruhe

P. Dr. Paulus Weißenberger, Abtei Neresheim,  
7086 Neresheim

Ulrike Wurster, Blumenmahdenstr. 9, 7032 Sindelfingen

# MITTEILUNGEN DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 4) – Fernruf: 22 32 43 – 9 bis 12 und 14 bis 16 Uhr, freitags bis 15.30 Uhr.  
Konten: Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30 27-701 – Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308  
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 14/35 502

## Veranstaltungen 1977

### Studienfahrt

#### Hermann Hesse und Calw

Ein Gang durch eine alte Stadt

Führung: Dr. Wolfgang Irtenkauf

**Samstag, 24. September 1977**

**Abfahrt 13.00 Uhr vom Karlsplatz in Stuttgart**

Teilnehmergebühr: DM 16,-

Eine Sonderausstellung des Heimatmuseums Calw will zum 100. Geburtstag HERMANN HESSES ganz besonders das «Calwische» an diesem Dichter darstellen und die mannigfältigen Beziehungen zwischen ihm und seiner Geburtsstadt aufzeigen. Der Ausstellungsbesuch wird ergänzt durch einen Stadtrundgang, bei dem neben den für HESSE wichtigen Plätzen und Gebäuden besonderes Augenmerk den Problemen von Stadtsanierung und Stadtneuerung gilt, wie sie sich in dieser alten und traditionsreichen Stadt am Rande des Schwarzwalds stellen.

Anmeldungen für diese Fahrt werden umgehend in der üblichen Form an die Geschäftsstelle erbeten.

### Jahreshauptversammlung in Esslingen am Neckar (Fahrt Nr. 51)

**Samstag, 1. Oktober, bis Sonntag, 2. Oktober 1977**

Wie in den vergangenen Jahren werden wir diese Veranstaltung zusammen mit der Gesellschaft für Naturkunde und dem Verband der Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine durchführen. Die öffentlichen Vorträge stehen als

#### Esslinger Tage 1977

unter dem Leitgedanken

**Geschichte – Vergangenheit oder Hinweis auf die Zukunft?**

#### Tagungsprogramm

**Samstag, 1. Oktober 1977**

**13.30 Uhr:** Fahrt ab Karlsplatz Stuttgart nach Esslingen,  
Rathausplatz

**14.15 Uhr:** Altes Rathaus (Großes Sitzungszimmer)

**Mitgliederversammlung des  
SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES**  
(Tagesordnung s. u.)

**16.00 Uhr:** Bürgersaal des Alten Rathauses  
Öffentliche Vortragsveranstaltung

**Umgang mit der Natur im geschichtlichen  
Wandel**

Begrüßung durch den Vorsitzenden der  
Gesellschaft für Naturkunde  
PROF. DR. WALTER CARLÉ

Lichtbildvortrag  
PROF. DR. C. BRESCH, Freiburg:  
**Das Ende der biologischen Evolution**

**19.30 Uhr:** Bürgersaal des Alten Rathauses  
Öffentliche Vortragsveranstaltung

**Umgang mit den Denkmälern  
im geschichtlichen Wandel**

Begrüßung durch den Vorsitzenden des  
SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES  
Regierungspräsident a. D. WILLI K. BIRN

DR. AUGUST GEBESSLER,  
Präsident des Landesdenkmalamtes  
Baden-Württemberg:  
**Aktuelle Aspekte der Denkmalpflege –  
Erfahrungen in Baden-Württemberg**

Etwa 21.00 Uhr: Rückfahrt nach Stuttgart mit dem Bus

**Sonntag, 2. Oktober 1977**

**9.45 Uhr:** Fahrt ab Karlsplatz Stuttgart nach Esslingen,  
Rathausplatz

**10.30 Uhr:** Bürgersaal des Alten Rathauses  
Öffentliche Vortragsveranstaltung

**Geschichtsverständnis im Wandel der Zeiten**

Begrüßung durch den Vorsitzenden des Verbandes der Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine Leitender Staatsarchivdirektor DR. EBERHARD GÜNNER

PROF. DR. KARL BOSL, München:  
**Der deutsche, europäische und globale Sinn  
einer modernen Regionalgeschichte**

# Aus dem Suppentopf: Journalist läßt Geld für 141 Eigenheime verlosen.

Damals, 1925, war es noch eine Sensation: Baugeldauslösung von zarter Hand aus einem Suppentopf. Georg Kropp, Journalist und Gründer von Deutschlands erster Bausparkasse, strahlte, und das kleine Dorf Wüstenrot im idyllischen Schwäbischen Wald stand kopf.

Um 2,5 Millionen Mark ging es 1925, Baugeld für 141 Eigenheime. Heute geht es, Werktag für Werktag, um 600x eigene vier Wände – um Baugeldzuteilungen von 6 bis 7 Milliarden Mark, Jahr für Jahr.

Nach und nach konnten Georg Kropp, seine Mitstreiter und Nachfolger, mehr als zwei Millionen

Familien zum eigenen Heim verhelfen.

Inzwischen ist Wüstenrot aber viel mehr als »nur« ein gemeinnütziges Bauspar-Unternehmen. Da gibt es die »Hausbau Wüstenrot«, die »Wüstenrot Städtebau- und Entwicklungsgesellschaft« die »Wüstenrot-Bank für Wohnungswirtschaft« und die »Wüstenrot Lebensversicherungs-AG«.

Fertighäuser und Häuser zum Selberbauen nicht zu vergessen. Georg Kropp hätte seine Freude dran... auch wenn's heute – dank modernster Computer – nicht mehr so gemütlich zugeht, wie damals, bei der Suppentopf-Verlosung.



## wüstenrot

Der gute Grund für Ihr Eigentum.

# Jetz grad mit Fleiß ed

Schwaben hat wieder einen vielversprechenden jungen Mundart-Schriftsteller.



112 Seiten, DM 16,80

Jetz grad mit Fleiß ed – aus dieser schwäbischen Trotzhaltung heraus kann Georg Holzwarth, der aus Schwäb. Gmünd stammende, in Tübingen wohnende und in Pfullingen unterrichtende Mundart-Autor, seine Meinung über Land und Landsleute, ihre Eigenschaften und Verhaltensweisen sagen, ungeschminkt, aber immer mit Humor, wie etwa in der Ballade »Schaffa, spara, Heisle ozenda«. Er lässt sich auch in einer Zeit, in der Meinung »gemacht« wird, nicht daran hindern, das, was er beobachtet und für richtig hält, witzig, schlagfertig oder auch lapidar auszudrücken – jetz grad mit Fleiß ed. Und zwar auch, »wann se Schtoiner noch dr raufschmeißat«. Sein Rezept lautet:

hau mit dr Fauscht  
uf dr Diisch  
wann se dr  
s Maul vrbiata wellat

Deutsche Verlags-Anstalt  
**dva**

## Karawane Studien-Reisen

### Kreuzfahrten 1978

Unsere Mittelmeer-Kreuzfahrtprogramme Frühjahr bis Pfingsten 1978 sind erschienen.

#### Zum Beispiel:

Das klassische Griechenland und seine Inselwelt

Griechenland – Byzanz  
Tempel, Kirchen und Moscheen

Die Inselwelt der Ägäis

Große Kulturen des Ostmittelmeeres – Israel

Rund um Italien und Sizilien

Süditalien und Tunesien

Westmittelmeer: Südspanien – Marokko

Wanderkreuzfahrt durch die Ägäis

Gerne senden wir Ihnen unsere neuesten Kreuzfahrtprogramme 1978 unverbindlich zu.

Programme 1977/78, Verlagsverzeichnisse, Auskunft und Anmeldung:



Büro für Länder- und Völkerkunde  
7140 Ludwigsburg Marbacher Str. 96 Ruf (07141) 51091



**BRILLEN**  
*Contact-Linsen*

**Optiker**  
**PESCHKE**

Stuttgart, Rotebühlplatz 15, beim Wilhelmsbau

**14.30 Uhr: Führungen (zu Fuß ab Rathausplatz):**

1. Esslinger Spaziergänge  
Rundgang durch den historischen Stadtkern  
Führung: Dr. Otto Zworschina
2. Esslinger Spaziergänge  
Rundgang durch den historischen Stadtkern  
Führung: Dr. Walter Supper

anschließend

(etwa 16.00 Uhr):

3. Die Frauenkirche und ihre Orgel  
Orgelausstellung und Vorspiel  
Führung: Dr. Walter Supper
4. Die Krypta unter der Stadtkirche  
(Ausgrabungen der Jahre 1960–1963)  
Führung: Dr. Otto Zworschina
5. Selbstverwaltung – Eine unerledigte Frage in Zeugnissen eines halben Jahrtausends.  
(Ausstellung im Schwörhaus)  
Führung: Prof. Dr. Otto Borst

anschließend

(etwa 17.15 Uhr):

6. Fahrt mit dem Bus auf die Esslinger Burg.  
Rundblick über die Stadt und Besuch der Gaststätte «Bürgerstube» im Dicken Turm.

**14.30 Uhr: Exkursion (mit Bus ab Rathausplatz):**

7. Esslinger Neubaugebiete  
Führung: Prof. Dr. Peter Pohl
8. Landschaft um Esslingen  
Führung: Dr. Oswald Rathfelder
9. Dorfkirchen auf dem Schurwald  
Führung: Prof. Dr. Helmut Dölker

anschließend

(etwa 17.15 Uhr):

6. Fahrt mit dem Bus auf die Esslinger Burg.  
Rundblick über die Stadt und Besuch der Gaststätte «Bürgerstube» im Dicken Turm.

**18.30 Uhr: Rückfahrt ab Rathausplatz Esslingen nach Karlsplatz Stuttgart**

Die **Fahrtkosten** von DM 1,50 für die Person und jede einzelne Fahrt zwischen Stuttgart und Esslingen werden im Bus erhoben. Die Teilnahme an allen **Führungen und Exkursionen** ist für die Mitglieder der drei Verbände kostenfrei; vorherige Anmeldung bei der Geschäftsstelle des **SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES** ist jedoch unerlässlich.

Zimmerreservierungen durch die Geschäftsstelle sind nicht möglich. Wer in Esslingen übernachten möchte, wende sich, bitte, an das Informationsamt der Stadt Esslingen, Marktplatz 16, 7300 Esslingen am Neckar, und fordere dort ein Hotelverzeichnis an. Für Autofahrer bieten

sich außer den nicht allzu zahlreichen Übernachtungsmöglichkeiten in Esslingen die Hotels in Stuttgart und in der näheren Umgebung von Esslingen an.

---

**Einladung zur**

**Mitgliederversammlung des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES**

am **1. Oktober 1977**, um 14.15 Uhr im Bürgersaal des Alten Rathauses in Esslingen am Neckar

**Tagesordnung**

1. Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden
2. Kassenbericht des Schatzmeisters
3. Prüfungsbericht des Kassenprüfers
4. Entlastung
5. Berufung weiterer Mitglieder in den Erweiterten Vorstand des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES
6. Verschiedenes

gez. Birn

---

**Die Zukunft des ländlichen Raumes**  
**Tagung der Ev. Akademie Bad Boll**  
**14. bis 16. Oktober 1977**

Im Februar 1974 fand die erste gemeinsam von der EVANGELISCHEN AKADEMIE BAD BOLL und dem SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND veranstaltete Tagung statt. Sie beschäftigte sich mit Problemen des Städtebaus und der Stadtgestaltung. (Ausführlich über diese Tagung Heft 1974/4 der SCHWÄBISCHEN HEIMAT.) Bei der Tagung im Oktober 1977 soll nun die ergänzende Frage nach der Zukunft des ländlichen Raumes gestellt werden. Es geht vor allem darum, ob und wie den Bewohnern ländlicher Gemeinden gleiche Lebenschancen und gleiche Lebensqualität geboten werden können wie denen, die in den verstädterten Zonen leben und Zugang zu allen Einrichtungen moderner Zivilisation und Kultur haben. Die Antwort auf diese Frage ist entscheidend dafür, ob und wie die weitere Entvölkerung der ländlichen Räume verhindert werden kann, ohne daß diese Räume ihre Eigenart verlieren. Die Tagung wendet sich vor allem an politisch oder technisch Planende (Gemeinderäte, Aufsichtsbehörden, Planungsbüros) und an die aktiv das Leben in ländlichen Gemeinden mitbestimmenden Bürger (z. B. auch Lehrer, Vereinsfunktionäre). Wegen der begrenzten Teilnehmerzahl empfiehlt es sich, der Geschäftsstelle jetzt schon mitzuteilen, wenn Interesse besteht, zu dieser Tagung eingeladen zu werden.

Und im Herbst: **Zwei Fahrten ins Blaue**

**54**

**Mittwoch, 19. Oktober 1977**

**Abfahrt 13.00 Uhr vom Karlsplatz**

Wie seit Jahren finden wieder zwei «**Fahrten ins Blaue**» statt. Wir besuchen eine Besonderheit in der Umgebung. Bei einem gemütlichen Beisammensein werden anschließend Dias von Fahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES gezeigt. Eine Bitte: Überlassen Sie uns auch in diesem Jahr einige Ihrer Dias. Bringen Sie diese etwa zehn Tage vor der ersten Fahrt auf die Geschäftsstelle.

**55**

**Samstag, 22. Oktober 1977**

**Abfahrt 13.00 Uhr vom Karlsplatz**

Soweit noch Platz in den Bussen vorhanden ist, können auch für diese beiden Fahrten wieder Gäste mitgebracht werden, die sich für eine Mitgliedschaft im SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND interessieren.

Wir erbitten auch zu diesen Fahrten eine rechtzeitige Anmeldung. Die Teilnahme ist kostenfrei. Nur Ihren Verzehr bezahlen Sie natürlich selbst.

---

## Vorträge 1977

**Mittwoch, 9. November 1977, 19.30 Uhr**

**Wilhelmspalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2**

**Dr. WOLFGANG IRLENKAUF:**

**HERMANN HESSE – zum 100. Geburtstag**

---

**Freitag, 2. Dezember 1977, 19.30 Uhr**

**Wilhelmspalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2**

**Professor Dr. Dr. h. c. Dr. h. c.**

**HUGO MOSER (Universität Bonn):**

**Dichtung der Stauferzeit –  
und ihre Erneuerung seit dem 18. Jahrhundert**

(**Nibelungenlied, HARTMANN VON AUE, WOLFRAM VON ESCHENBACH, GOTTFRIED VON STRASSBURG und WALther von der Vogelweide**).

---

### Mitglieder werben Mitglieder

Wichtige Hilfe und Unterstützung für die Arbeit des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES leistet jeder, der neue Mitglieder gewinnt. Nur wenn die Zahl der im SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND zusammengeschlossenen Bürger weiter wächst, können auch unsere Meinungen, Argumente und Stellungnahmen wirksam in der Öffentlichkeit vertreten werden. Nur eine immer steigende Zahl von Mitgliedern macht es auf die Dauer möglich, die vielfältigen, von der Satzung gestellten Aufgaben zu erfüllen. Bitte, fordern Sie Werbesprospekte und Probehefte der SCHWÄBISCHEN HEIMAT bei der Geschäftsstelle an. Dort erhalten Sie auch den (in Heft 1977/1 abgebildeten) Geschenkgutschein, mit dem Sie eine Jahresmitgliedschaft (und damit für ein Jahr auch den Bezug der SCHWÄBISCHEN HEIMAT!) auf einfache, aber wirkungsvolle Weise verschenken können, wenn Sie zu Feiertagen, besonderen Anlässen – oder einfach nur so – einem lieben Menschen eine Freude machen wollen. Denken Sie auch daran, daß die herbstlichen *Fahrten ins Blaue* (Nr. 54 und Nr. 55 des Verzeichnisses der Studien-

fahrten) gute Möglichkeiten sind, den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND kennenzulernen. Bei diesen Fahrten sind Gäste besonders willkommen: bringen Sie Ihre Freunde mit, die Sie für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND gewinnen wollen!

Wer ein Mitglied wirbt, einen Gutschein an ein Nichtmitglied verschenkt oder die Patenschaft für ein neues Mitglied übernimmt, hat die Aussicht, zum Jahresende einen der auch in diesem Jahr wieder ausgelobten Preise zu gewinnen (Wertgutscheine zur freien Teilnahme an Studienfahrten oder zum Einkauf von Büchern u. a. m.). Jede einzelne Werbung gilt als Los; viele Werbungen bedeuten viele Gewinnchancen.

### Dringende Bitte:

Ungenau und nicht lesbare Absenderangaben machen uns viel Mühe bei der Korrespondenz und vor allem beim Verbuchen von Einzahlungen. Unerlässlich sind in jedem Falle leserliche Angaben von Namen und Wohnort. Denken Sie bitte daran, Namensänderungen und Wohnungswchsel umgehend der Geschäftsstelle mitzuteilen.



## Stadtplan

Stadtkarte  
Pianta cittadina  
Plan mesta

Town map  
Plan de ville  
Plattegrond

## Esslingen

mit allen Stadtteilen

Maßstab  
Scale  
Echelle  
Schaal  
Skala

Die Cannstatter  
Kartenmacher

grüßen die Teilnehmer  
der Jahreshauptversammlung  
des Schwäbischen Heimatbundes

## Kreis- und Freizeitkarte Esslingen

Motoring and touring map · Carte routière et touristique

Für das Gebiet zwischen Stuttgart und  
Schurwald im Norden,  
Reutlingen, Lenningen und Romerstein  
im Süden.



## Staufer-Register

der Cannstatter Kartenmacher

Vereinigung stauferischer  
Kartographenwerke

**WÜRTTEMBERGISCHE BANK**

Es gibt viele Banken  
in Württemberg.  
Und  
„Die Württembergische Bank“

Unsre Kunden schätzen die Atmosphäre in unserem  
Haus. Sie profitieren von unserer Börsenerfahrung  
und nutzen unsere weltweiten Verbindungen für ihren  
Außenhandel. Sie legen ihr Geld mit unserem Rat  
erfolgreich an und investieren zum richtigen  
Zeitpunkt mit unseren Krediten. Für unsere  
Kunden sind wir nicht irgendeine Bank in  
Württemberg. Für sie sind wir  
„Die Württembergische Bank“.  
Und das nicht erst seit gestern.



## WÜRTTEMBERGISCHE BANK

Stuttgart, Ebersbach, Göppingen, Hechingen,  
Herrenberg, Metzingen, Nürtingen, Ravensburg, Reutlingen, Schorndorf,  
Sindelfingen, Tübingen, Uhingen, Ulm, Villingen-Schwenningen

Kennen Sie  
eigentlich  
schon unsere  
**GROSS-DIA  
KALENDER?**

Unendliches Weltall  
Natur im Licht  
Strahlende Bergwelt  
Freude an Blumen  
Alte Wappenscheiben

Diese und noch viele andere ganz verschiedenartige Themen aus unserem Programm für 1978  
finden Sie jetzt in großer Auswahl  
im Buch- und Schreibwarenhandel.

Verlangen Sie den ausführlichen Prospekt «Kalender 1978»

**VERLAG JOSEF HANESSCHLÄGER**

Postfach 27 · 8900 Augsburg 32

# Wein, Land und Leute



bilden in Württemberg  
einen Dreiklang voll Harmonie. Lieblich und  
abwechslungsreich die Landschaft, verlässlich  
und lebensfröhlich die Menschen, charaktervoll und  
ehrlich die Weine. Genießen Sie eine der köstlichen  
Spezialitäten in rot oder weiß.  
Probieren Sie auch den für Württemberg  
typischen Schillerwein.  
Dann werden Sie sogleich verstehen, warum  
es hierzulande heißt:

Fragen Sie nach  
diesen Weinen  
bei Ihren privaten  
Weinlieferanten,  
bei den örtlichen  
Weingärtner-  
genossenschaften,  
den Gebiets-  
kellereien oder  
bei der Württ.  
Weingärtnerzentral-  
genossenschaft eG  
in 7141 Möglingen  
Tel. (07141)  
41067/68/69

# Kennen trinken. Württemberger

## Die Württ. Oberamtsbeschreibungen von 1824 bis 1886 in Reprintausgabe.

Wichtigste Grundlage der Länderkunde. Beschreibung der Oberämter in naturwissenschaftlicher, geschichtlicher, wirtschaftlicher, sowie politisch - staatlicher Hinsicht. Jeder Band mit Ortsverzeichnis, Tabellen, Veduten und Karten. Insgesamt 64 Bände, zur Zeit sind davon 50 Bände lieferbar. (Verzeichnis anfordern)  
Einzelband DM 30.-, Doppelbände DM 55.-

## Heyd, Bibliographie der Württ. Geschichte

Band I bis VI als Reprint lieferbar.



**Horst Bissinger KG. Verlag und Druckerei**  
**7031 Magstadt bei Stuttgart Postfach 1148**



**LORCH-Bettfedern-  
maschinen**

Seit 100 Jahren in aller Welt

## L. H. LORCH AG Maschinenfabrik

D-7300 Esslingen · Postf. 385 · Tel. (0711) 35 03 55 · Telex 7 256 450 Ihl d



Johann Georg Specht

Der Heimatbund Allgäu grüßt  
den Schwäbischen Heimatbund  
mit seinem neuesten Heimatbuch  
„Ein Allgäuer Barockbaumeister – Johann Georg Specht“  
von H. Bilger und L. Scheller  
aus dem

Verlag für Heimatpflege  
im Heimatbund Allgäu  
8960 Kempten, Königstr. 25

Auf Wunsch senden wir Ihnen  
gerne unsere bunten Verlags-  
prospekte zu.



# BADEN



1000 Jahre  
Europäische Geschichte  
und Kultur

# Das große Baden-Buch

## BADEN

1000 Jahre europäische  
Geschichte und Kultur.  
23,5 × 27 cm, 180 Seiten,  
30 Farbbilder und über  
100 Schwarz-weiß-Aufnahmen.  
**DM 58,-** (bis 31.12.77)

Von Kennern und Liehabern  
lange erwartet.  
Baden erfährt in diesem Buch  
endlich wieder eine  
der Bedeutung dieses geschichts-  
trächtigen Landes gemäße  
Darstellung und Würdigung.

VERLAG STADLER POSTFACH 5220 7750 KONSTANZ

# Gut gewappnet in die Zukunft



... gehen Sie als Bausparer. Denn durch Bausparen kommen Sie zu Ihrer Burg: zum eigenen Heim. Und Besitz garantiert eine sichere Zukunft.

Schwäbisch Hall sorgt für eine hieb- und stichfeste Finanzierung Ihrer Bau- oder Wohnwünsche. Unsere Bezirksleiter beraten Sie präzis über alle Bausparvorteile. Auch bei einer der 19000 Volksbanken, Raiffeisenbanken, Spar- und Darlehnskassen können Sie sich über das „Rüstzeug des Bausparens“ informieren.

Auf diese Steine können Sie bauen

**Schwäbisch Hall**

Die Bausparkasse der Volksbanken und Raiffeisenbanken

Landesstellen in Berlin, Frankfurt, Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Köln, Mainz, München, Münster, Nürnberg, Saarbrücken, Stuttgart.

## WIR BIETEN MEHR ALS GELD UND ZINSEN



**Wohin Sie auch kommen:  
Eine Volksbank  
oder Raiffeisenbank  
ist immer in der Nähe.**

Allein in Württemberg finden Sie uns  
an 2 530 Stellen. Und in Deutschland  
haben wir mehr als 19.500 Bankstellen.

Mit unseren Eurocheques und  
Scheckkarte in der Tasche können Sie  
unbesorgt wandern und reisen.  
Denn überall lässt sich damit Ihre  
Reisekasse problemlos auffüllen.



**VOLKSBANKEN  
RAIFFEISENBANKEN**  
Wir bieten mehr als Geld und Zinsen



Esslingen mit seinen knapp 100 000 Einwohnern ist die älteste Stadt am Mittleren Neckar und schwäbische Stadt im stellvertretenden Sinne des Wortes. Die Qualität seiner Geschichte und Gegenwart ist in diesem Buche, abschließendes und krönendes Ergebnis einer über zwanzigjährigen Forschungsarbeit, auf eine wissenschaftlich verantwortete, aber auch auf eine anziehend-erzählende Weise registriert. Deutsche Geschichte, eingefangen vor dem Hintergrund einer Stadt, die den Weg vom karolingischen Klostermarkt und vom staufischen Amt zur Reichsstadt und zur Industrie- und Arbeiterstadt zurückgelegt hat, die sich den

soziologischen und ideologischen Belastungen der letzten Generationen gestellt, aber sich auch frühzeitig zur Bewahrung des Überkommenen entschlossen hat.

**Geschichte der Stadt Esslingen am Neckar**  
von Otto Borst

544 Seiten mit zahlreichen informativen graphischen Darstellungen, Bildtafeln, Karten und Plänen. Umfassende Anmerkungen sowie Orts- und Namensregister.

DM 39,80      **Bechtle-Verlag Esslingen**

## Bücher über unsere Heimat

### Otto Heuschele **Schwaben unter sich über sich**

232 Seiten, Leinen, DM 24,80

Theodor Heuss sagte einmal: „Die Schwaben sind vielleicht der komplizierteste, gewiß der spannungsreichste unter den deutschen Stämmen.“ Dieser Spannungsreichtum wird in den Texten dieses Buches sichtbar.

### Heinz-Eugen Schramm **Schwäbisch für Reingeschmeckte**

144 Seiten mit Abbildungen. Pappband DM 24,80

Herkunft und Hintergrund schwäbischer Wort- und Satzbildung sowie Mentalität werden ausführlich und humorig besprochen. Eine anregende Lektüre für Einheimische und ein nettes Geschenk für Zugezogene.

In Ihrer Buchhandlung

**WEIDLICH VERLAG**  
Vertrieb durch UMSCHAU VERLAG

### Natur Heimat Wandern

Höhlenführer  
Schwäbische Alb

von Hans Binder



### Die neue heimatkundliche Wanderreihe des Schwäbischen Albvereins

Höhlen, Quellen, Wasserfälle.  
196 Seiten mit 33 Zeichnungen  
und Karten und 32 Kunstdrucktafeln, davon 8 farbig.  
Flexibler Plastikeinband  
DM 19,80. ISBN 3 8062 01781

*Neuausgabe der berühmten Tubingensie*

## Theodor Haering **Der Mond braust durch das Neckartal**

Ein romantischer Spaziergang durch das nächtliche Tübingen, neu herausgegeben von Stephan Kaiser, mit zwölf Bildern von Christoph Brudi  
200 Seiten, gebunden 25 DM



**im Rainer Wunderlich Verlag**

Die Schwäbische Alb ist ein Dorado der Höhlenforscher und Höhlenfreunde. Für sie ist dieser Führer das maßgebliche Handbuch und der unentbehrliche Begleiter für alle Exkursionen. Bekannte und unbekannte Höhlen werden vorgestellt, ebenso die vielfältigen Karsterscheinungen, die das Bild der Schwäbischen Alb prägen: Quellen, Wasserfälle, Hungerbrunnen u. a. Zahlreiche Kartenskizzen, Zeichnungen, Fotos und Farbbilder veranschaulichen den Text, ein umfangreiches Sachregister erleichtert die Übersicht.



**Konrad Theiss Verlag**  
Stuttgart und Aalen



## WÜRTT. HOFKAMMER-KELLEREI STUTTGART

'Alteste Weingutsverwaltung in Württemberg'

Natürlicher Ausbau der Eigenerzeugnisse aus unseren erstklassigen Berglagen:  
Maulbronner Eilfingerberg Klosterstück und Maulbronner Eilfingerberg,  
Hohenhaslacher Kirchberg, Mundelsheimer Käsberg,  
Untertürkheimer Mönchberg,  
Stettener Brotwasser und Gündelbacher Steinbachhof.

Anfragen erbeten an Verwaltung:  
Hölderlinstraße 32, Fernruf (0711) 29 45 87  
Kellerei im Alten Schloß (Zugang vom Karlsplatz)

In vierzehnjähriger mühevoller Arbeit hat Werner Hacker in 100 Archiven Südwestdeutschlands alle Dokumente über die Auswanderung ins Königreich Ungarn im 17. und 18. Jahrhundert erforscht.

28 000 Familienschicksale mit rund 100 000 Auswanderern hat Hacker, der jetzt 78 Jahre alt ist, gesammelt, 16 213 Regesten schon veröffentlicht.

Als Abschluß des Gesamtwerkes von Hacker soll – bei genügender Subskriptionsbeteiligung – erscheinen (möglichst zu Weihnachten):

### **Werner Hacker Auswanderungen aus Oberschwaben im 17. und 18. Jahrhundert – archivalisch dokumentiert**

Mit einführendem Text. Manuskriptumfang über 1000 Seiten. Subskriptionspreis DM 98,-, späterer Ladenpreis DM 148,-.

Wir laden ein zur Subskription dieser einmaligen Dokumentation. An 12 000 Einzelschicksalen gibt dieses Quellenwerk hervorragende Informationen für die Familienforschung und die Sozialgeschichte, über die wirtschaftliche und Vermögens-Situation der Auswanderer, über die rechtlichen und die Herrschafts-Verhältnisse, über die Wirkung der Leibeigenschaft. Das Ortsregister enthält 773 Namen.



**Konrad Theiss Verlag**  
7080 Aalen, Postfach 1680

**Würtembergische**

# Gut versichert sorgloser leben!

Sicherheit für den einzelnen und die Familie, für Heim und Haus, für Auto und Geschäft, Vorsorge für heute und morgen, Geld für eigene vier Wände – dieses dreifache Angebot für alle Bereiche des Lebens finden Sie bei der Würtembergischen Feuerversicherung AG.

Die Würtembergische gehört zu den großen deutschen Versicherungsunternehmen und kann in mehr als 600 Millionen DM Prämien-Einnahmen einen Beweis für das Vertrauen sehen, das ihr und den rund 14 000 haupt- und nebenberuflichen Mitarbeitern im Außen- dienst entgegengebracht wird.

Versichern, vorsorgen, bausparen durch die Würtembergische Feuerversicherung AG, Stuttgart.



**Würtembergische**



Am besten gleich  
**Kessler Sekt**  
**150 Jahre Sekterfahrung**

Kessler-Sekt  
aus Deutschlands ältester  
Sektkellerei  
G. C. Kessler & Co.  
Esslingen am Neckar

**Allianz** 

Für Sie und Ihre Familie,  
für Wohnung, Besitz und  
Unternehmen.

Für alles was wert ist  
versichert zu werden.

**Allianz Versicherungen**